

# HEIDELBERG

Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 2022

Jahrgang 26

**Herausgegeben vom  
Heidelberger Geschichtsverein**

**Redaktion:**

Frank Engehausen, Norbert Giovannini,  
Carola Hoécker, Ingrid Moraw, Petra Nellen,  
Reinhard Riese, Florian Schmidgall

**Für den Vorstand:**

Hans-Martin Mumm und Claudia Rink



KURPFÄLZISCHER VERLAG  
HEIDELBERG

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme  
Heidelberg: Jahrbuch zur Geschichte der Stadt / hg. vom  
Heidelberger Geschichtsverein. – Heidelberg: Kurpfälzischer Verlag  
Erscheint jährlich – Aufnahme nach Jg. 1. 1996  
Jg. 1. 1996–

2021

© Urheberrechte der Texte bei den Autorinnen und Autoren  
Copyright der grafischen Gestaltung beim Herausgeber

Bestellungen über den Herausgeber:  
Heidelberger Geschichtsverein e.V.

c/o Hans-Martin Mumm  
Kaiserstraße 10  
69115 Heidelberg

c/o Hansjoachim Räther  
Klingentorstraße 6  
69117 Heidelberg



Kurpfälzischer Verlag – Heidelberg  
Gestaltung und Herstellung: Claudia Rink, Heidelberg  
Umschlag: Florian Schmidgall, Heidelberg  
Druckerei: Neumann Druck, Heidelberg

ISBN 978-3-924566-97-5  
ISSN 1432-6116

# Inhalt

## 8 Vorwort

### I. Aufsätze zur Stadtgeschichte

- 11 Ulrich Wagner**  
Ersterwähnung der Stadt Heidelberg im Jahr 1225
- 21 Florian Schmidgall**  
Julius Wilhelm Zingref. Dichter und militanter Calvinist bei der Belagerung und Einnahme Heidelbergs 1622 durch die katholische Liga
- 37 Wilfried Witte**  
Ernst Kürz in Heidelberg. Die Geschichte der Spanischen Grippe im Spiegel der gesundheitspolitischen Debatte in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg
- 51 Dörte Kaufmann**  
Ein Name als Programm. Karl Lohmeyer und das Kurpfälzische Museum in Heidelberg
- 63 Susanne Himmelheber**  
Camilla Jellinek. Die Heidelberger Vorkämpferin für Frauenrechte
- 77 Frank Engehausen**  
Politischer Tee auf Schloss Rotenberg am 13. Dezember 1931
- 95 Thomas Somló**  
Möbelfabrikanten, Kinobesitzer, Verfolgte des NS. Zur tragischen Geschichte der Familie Romhányi (Reich) in Heidelberg
- 111 Hans-Martin Mumm**  
Die letzten jüdischen Mieterinnen und Mieter der GGH bis 1945. Zur Rolle der Stadt im Novemberpogrom 1938
- 119 Norbert Giovannini**  
Die staatliche Raubaktion 1939 am Vermögen der jüdischen Bevölkerung. Die erzwungene Ablieferung von Gold, Silber und anderen Wertgegenständen nach der Pogromnacht
- 137 Reinhard Riese**  
Wien – Shanghai – Heidelberg. Das Schicksal eines Verfolgten und Außen-seiters

### II. Topografie, Bau- und Kunstgeschichte

- 153 Christmut Präger**  
Die Vier ist eine halbe Acht. Zum Ziegelhäuser Bildstock von 1478
- 157 Hans-Martin Mumm**  
Friedrich III. als Bauherr. Das Giebeldach des Bibliotheksbaus von 1569
- 167 Heinrich Hörtdörfer**  
Die Cigarren- und Stumpfenfabrik B. Hochherr & Co. GmbH in Heidelberg
- 177 Andreas Schenk**  
Die Zigarrenfabrik und ihr Architekt Fritz Nathan
- 183 Julia Lauer**  
Bombenangriffe auf Heidelberg während des Zweiten Weltkriegs

### III. Miscellen

- 187 Matthias Wermke**  
„Ein wunderlicher Mann“. Universitätsprofessor Dr. med. Johann Jacob Loos (1774–1838)
- 205 Ulrich Kronauer**  
Carl Gustav Jochmann und Heidelberg. Eine Spurensuche
- 219 Norbert Giovannini**  
„Die Kinder verstehen nicht, was diese ‚Abfahrt‘ für uns bedeutet – aber das ist gut so.“ Der Briefwechsel von Klara Baer mit den Pflegeeltern ihrer Kinder in Großbritannien 1939
- 231 Norbert Giovannini**  
Briefe der Familie Durlacher 1939–1942
- 243 Anton Ottmann**  
Das Leben der Kamilla Knopf

### IV. Berichte

- 249 Wolfgang Vater, Raimund Beisel**  
800 Jahre Ziegelhausen
- 261 Fabienne Bitz, Jakob Bauer, Tim Schinschick**  
100 Jahre Pfaffengrund. Das public history Projekt „Pfaffengrund 1920“
- 267 Walter Petschan**  
Wieblinger Ortsmuseum um Landwirtschaft erweitert
- 269 Carola Hoécker**  
„Herkules – unsterblicher Held“. Ausstellen in Krisenzeiten

### V. Rezensionen

- 273 Stadtteilverein Ziegelhausen und Peterstal (Hg.): 800 Jahre Ziegelhausen.** „Geschdan und hoid“ in alten und neuen Bildern zu Ziegelhausen und Peterstal (Hansjoachim Räther)
- 274 Anuschka Holste-Massoth: Ludwig II.** Pfalzgraf bei Rhein und Herzog von Bayern. Felder fürstlichen Handelns im 13. Jahrhundert (RANK. Politisch-soziale Ordnungen im mittelalterlichen Europa 6) (Hans-Martin Mumm)
- 275 Yair Mintzker: Die vielen Tode des Jud Süß.** Justizmord an einem Hofjuden (Carola Hoécker)
- 277 Jean Jaques de Chapeaurouge, Detlev Werner von Bülow (Hgg.): Geschichte des Corps Guestphalia zu Heidelberg 1818 – 1934 – 2007** (Hansjoachim Räther)
- 279 Wulf D. von Lucius, Uwe Johannes Lützen, Michael Stolleis (Hgg.): Saxo-Borussia.** Dir gehör' ich! 200 Jahre Corps Saxo-Borussia zu Heidelberg 1820–2020 (Hansjoachim Räther)
- 280 Volker Voigtländer (Hg.): Der Wolfsbrunnen.** Ein Heidelberger Kulturdenkmal im Spiegel seiner Gäste (Claudia Rink)
- 281 Franz Werner: Georg Weber 1808–1888.** Schulmann, Familienmensch und Universalhistoriker in Heidelberg. Ein Beitrag zur Schulgeschichte des Helmholtz-Gymnasiums Heidelberg, zur Stadtgeschichte von Heidelberg und zur Geschichtswissenschaft im deutschen Kaiserreich (Florian Schmidgall)

- 283 Walter Mühlhausen: Friedrich Ebert.** Sein Leben in Bildern. Herausgegeben von der Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte (Martin Krauß)
- 284 Robert E. Lerner: Ernst Kantorowicz.** Eine Biographie (Florian Schmidgall)
- 285 Sebastian Klusak: Heidelberger auf der Flucht.** Vorschläge für Stadtrundgänge über Verfolgungsschicksale zwischen 1933 und 1945. Hg. Evangelische Erwachsenenbildung Heidelberg (Norbert Giovannini)
- 287 Brigitte und Gerhard Brändle: Gerettete und ihre Retterinnen.** Jüdische Kinder im Lager Gurs. Fluchthilfe tut not – eine notwendige Erinnerung nach 80 Jahren. Hg. von der Israelitischen Religionsgemeinschaft Baden (Norbert Giovannini)
- 288 Wassili Lepanto: Als Student in Heidelberg `68 ... und „zum Malen geboren“** (Hansjoachim Räther)
- 289 Ingrid von Beyme, Thomas Röske (Hgg.): Unruhe und Architektur in Werken der Sammlung Prinzhorn** (Florian Schmidgall)
- 290 Georg Patzer: 50 x Heidelberg.** Eine spannende Zeitreise durch die Stadtgeschichte (Hansjoachim Räther)
- 291 Nicola Walter, Christian Buck (Hgg.): Heidelberger Helden.** Außergewöhnliche Menschen in den Corona-Monaten März bis Juli 2020 (Maika Rotzoll)
- 292 100 Jahre GGH – 100 Jahre soziale Verantwortung,** hg. von der Gesellschaft für Grund- und Hausbesitz mbH Heidelberg, Texte: Ina Siebert, Kerstin Zyber-Bayer, Susanne Gerdorf, Sarah Kestel-Leitz (Christoph Nestor)
- 294 Heike Hawicks, Ingo Runde (Hgg.): Universitätsmatrikeln im deutschen Südwesten.** Bestände, Erschließung und digitale Präsentation. Beiträge zur Tagung im Universitätsarchiv Heidelberg am 16. und 17. Mai 2019 (Heidelberger Schriften zur Universitätsgeschichte, Bd. 9) (Martin Krauß)
- 297 Neue Veröffentlichungen zur Stadtgeschichte**
- 309 Verzeichnis der Autorinnen und Autoren**
- 312 Über den Heidelberger Geschichtsverein**



## Vorwort

1995 zeigte das Kurpfälzische Museum die Ausstellung „verführt und verraten. Jugend im Nationalsozialismus“. In deren Begleitprogramm trat Frank Moraw mit einem Vortrag auf, der die Rolle von Oberbürgermeister Carl Neinhaus thematisierte. Neinhaus wurde 1929 als Parteiloser gewählt, trat 1933 der NSDAP bei, wurde 1945 abgesetzt und war 1952–1958 erneut Heidelberger Stadtchef, nun als Mitglied für die CDU. Nach Moraws Vortrag kam es 1995 zu heftigen Diskussionen: Neinhaus galt Einigen immer noch als integre Figur. Als dieses Jahr Romani Rose, Vorsitzender des Zentralrats Deutscher Sinti und Roma, anregte, das Neinhausgrab auf dem Bergfriedhof als städtisches Ehrengrab aufzuheben, blieb es im öffentlichen Raum bemerkenswert still. Offenbar fand seither ein Generations- und Paradigmenwechsel statt. Die Ausgaben dieses Jahrbuchs haben nicht unerheblich zu diesem Sinneswandel beigetragen. Zum Redaktionsschluss gab es noch keinen Gemeinderatsbeschluss zur Neinhausfrage.

Die vorliegende neue Ausgabe unseres Jahrbuchs hat wieder ihren Schwerpunkt in der Geschichte des 20. Jahrhunderts. Aber auch andere Epochen kommen nicht zu kurz. Ulrich Wagner stellt die beiden Urkunden vor, in denen 1225 Heidelberg erstmals als Stadt erwähnt wird. Christmut Präger lässt uns miträtseln über die Deutung des spätgotischen Bildstocks in Ziegelhausen. Hans-Martin Mumm schreibt die Aufstockung des Bibliotheksbaus am Schloss Kurfürst Friedrich III. zu. Florian Schmidgall ordnet das Leben des Dichters Julius Wilhelm Zingref in das Belagerungsgeschehen von 1622 ein. Zwei biografische Beiträge handeln von der Geistesgeschichte im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts: Matthias Wermke über den Mediziner Johann Jacob Loos und Ulrich Kronauer über den Spätaufklärer Carl Gustav Jochmann. Susanne Himmelheber erzählt das Leben von Camilla Jellinek, der Heidelberger Vorkämpferin für Frauenrechte.

Drei Beiträge sind der Zeit zwischen 1918 und 1933 gewidmet: Wilfried Witte analysiert die gesundheitspolitische Debatte in der Zeit der Spanischen Grippe; Dörte Kaufmann würdigt den vor 100 Jahren gewählten Namen des Kurpfälzischen Museums; Frank Engehausen weist auf eine Zusammenkunft von 1931 hin, auf der regionale NS-Größen bürgerliche Unterstützung suchten. Beispielhaft sind zwei Unternehmerfamilien, die nach 1933 in die vernichtenden Mühlen von Arisierung und Shoa gerieten: Thomas Somló schreibt über die Kino-Familie Romhányi (Reich), Heinrich Hördörfer über die Tabak-Fabrikanten Hochherr; in diesem Zusammenhang stellt Andreas Schenk Fritz Nathan vor, den Architekten der Hochherrschen Fabrik in der Kaiserstraße.

Vier Beiträge widmen sich der am Ende der 1930er-Jahre verschärften Verfolgung der jüdischen Bevölkerung: Norbert Giovannini ediert Privatbriefe der Klara Baer und der Familie Durlacher, die vom Schicksal der ins sichere Exil verbrachten Kinder handeln. Hans-Martin Mumm geht den Schicksalen der 1938 verbliebenen jüdischen Mieter der städtischen Wohnungsbaugesellschaft nach, von denen einigen nach dem Novemberpogrom möglicherweise fristlos gekündigt wurde. Norbert Giovannini wertet die vollständig erhaltenen Akten der Zwangsabgabe jüdischer Wertgegenstände an das städtische Leihhaus aus. Den Zeitabschnitt bis

1945 beschließt Julia Lauer mit einer Übersicht über alliierte Luftangriffe und deren Bombenschäden in Heidelberg.

In die Zeit nach 1945 gehören Reinhard Rieses Porträt des stadtbekanntem Originals Erwin Goldner und die Erinnerung Anton Ottmanns an die Sprachwissenschaftlerin Kamilla Knopf. Im Abschnitt „Berichte“ finden sich Bezüge zum aktuellen Geschehen: Carola Hoécker rezensiert die Herkules-Ausstellung des Kurpfälzischen Museums; Wolfgang Vater und Raimund Beisel berichten über 800 Jahre Ziegelhausen; Walter Petschan stellt die Erweiterung des Ortsmuseums Wieblingens vor; Fabienne Bitz, Jakob Bauer und Tim Schinschick entwerfen als Studierendenprojekt einen Rundgang „100 Jahre Pfaffengrund“, auch das ein Jubiläumsprojekt nach 100 Jahren. Es folgen die Besprechungen der neuen Literatur zur Stadtgeschichte, ohne Vollständigkeit zu beanspruchen. Auch die Liste der Veröffentlichungen des Vorjahrs wurde mit großer Sorgfalt erstellt, ohne alle Titel erfassen zu können.

Unser Dank richtet sich an die Redaktion, an die Autorinnen und Autoren, an die Herstellerin und Verlegerin, an den Buchhandel, an die Berichterstattung in der Presse, an den Vertrieb und an die Anzeigenkunden. Die Rhein-Neckar-Zeitung hat freundlicherweise die erweiterten Nachdrucke der ursprünglich dort erschienenen Beiträge von Julia Lauer und Anton Ortmann gestattet. Gedankt sei den Vereinsmitgliedern, die das Jahrbuch durch ihre Beiträge finanzieren. Allen, die dieses Jahrbuch erwerben, wünschen wir anregende Lektüre. Empfehlen Sie uns weiter.

Heidelberg, im Oktober 2021  
Für den Vorstand  
Hans-Martin Mumm  
Claudia Rink



Ulrich Wagner

## Ersterwähnung der Stadt Heidelberg im Jahr 1225

Für Heidelberg in vorstädtischer Zeit, d.h. als Fischer-, Winzer- und Handwerkerdorf im Tal zwischen Klingenteich und Neckarufer gelegen, gibt es einen ersten urkundlichen Beleg aus dem Jahr 1196. Dort ist anlässlich von Schenkungen an das Kloster Schönau ein „Cunradus, plebanus de Heidelberch“, ein Pfarrer aus Heidelberg, unter pfalzgräflichen Zeugen genannt.<sup>1</sup> Die zum Priester gehörende Kirche ist die später außerhalb der städtischen Mauern liegende Pfarrkirche St. Peter.

### Gründung auf dem Reißbrett

Über die Anfänge Heidelbergs existiert bei knapper Quellenlage eine reichhaltige Literatur. Im Folgenden sollen in Kürze einige Eckpunkte benannt werden.

Die Verlegung des pfalzgräflichen Hofes von Stahleck über Bacharach letztendlich nach Heidelberg um 1180 war Voraussetzung für Heidelbergs Entwicklung zur Stadt.<sup>2</sup> Die frühere Forschung, so u.a. Schaab<sup>3</sup> und Krieger<sup>4</sup> nehmen bereits für den Zeitraum von 1170/80 hier eine staufische Stadtgründung an. Demnach habe in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts Konrad von Hohenstaufen, der Halbbruder Barbarossas, seinen Herrschaftsschwerpunkt in das untere Neckarland verlegt und die Stadtgründung initiiert. Er war spätestens seit 1174 auch Wormser Hochstiftsvogt.<sup>5</sup> Nach bauarchäologischen Befunden beim Schloss geht man heute eher von einer geplanten Stadtanlage durch Pfalzgraf Ludwig I. (gest. 1231) im frühen 13. Jahrhundert aus.<sup>6</sup> Er gründete u.a. 1204 Landshut und 1218 Straubing. 1217 und 1220 ist Ludwig I. urkundlich in Heidelberg nachweisbar.<sup>7</sup> Nach Schneider gehen die „auf planmäßige Ansiedlung verweisenden Stadtgrundrisse von Neustadt und die städtische Weiterentwicklung von Heidelberg [...] in die Herrschaftszeit Ludwigs I. zurück.“<sup>8</sup> Wendt schreibt mit Bezug auf die „vita Eberhardi“, dass ab den 1220/30er Jahren „die Stadt [...] als einer der meist frequentierten Mittelpunkte der Pfalzgrafen“ erscheint.<sup>9</sup> Mumm analysiert zum Übergang der rheinischen Pfalz an die Wittelsbacher Verlobung und Heirat der Erbin Agnes und sieht Hinweise auf eine Stadtanlage am Neckar durch Herzog Ludwig um 1214/1216.<sup>10</sup>

Im frühen 13. Jahrhundert ist die groß angelegte Umstrukturierung anzusetzen, aus der das heutige Schloss und die Altstadt hervorgingen.<sup>11</sup> Ein Teil des Dorfes verschwand, die neue Anlage wurde konsequent mit einer von West nach Ost ziehenden Hauptstraße und seitwärts abweichenden Gassen angelegt. Zwischen Hauptstraße und Unterer Straße blieb genügend Raum für einen Marktplatz und eine Kapelle. Im Jahre 1357 wurde der Stadt ein 14-tägiger Jahrmarkt verliehen, der indes keine überregionale Bedeutung ausübte.<sup>12</sup> Die hier seit dem 13. Jahrhundert nachweisbare Kapelle wich der ab 1400 errichteten Stiftskirche und neuen Stadtpfarrkirche Heilig-Geist. Vom Marktplatz führte die für den Verkehr wichtige Steingasse zur bereits 1284 belegten, hölzernen Neckarbrücke.<sup>13</sup>

Die Siedlung wurde mit Mauern geschützt.<sup>14</sup> Diese wurden zu einem unbekanntem Zeitpunkt mit der Burgbefestigung verbunden, sodass Stadt und Schloss

später fortifikatorisch eine Einheit bildeten.<sup>15</sup> Außerhalb des Berings blieb südwestlich am Hang als ehemalige Pfarrkirche St. Peter bestehen. Die ältere, erste Burg – hoch gelegen am Standort Molkenkur – wurde bereits zur Zeit Konrads von Hohenstaufen genutzt. Wegen ihrer beherrschenden Lage wurde diese alte Burg nicht aufgegeben.

Im Quellenwerk zur Territorialgeschichte der Kurpfalz übersetzen Schaab und Lenz im Urkundentext von 1225 „burgus“ mit „Stadt“.<sup>16</sup> Scheuerbrandt vermerkt im Historischen Atlas Baden-Württemberg, „sicher als Stadt wird Heidelberg erst 1225 [...] erwähnt“.<sup>17</sup> Nach Dahlhaus liegt die erste Datierung von Bürgern „cives“ bereits für 1220 vor.<sup>18</sup> Derwein verweist auf eine Schönauer Urkunde von ca. 1225,<sup>19</sup> in der Heidelberg als „civitas“ und somit ein weiteres Mal eindeutig als Stadt bezeichnet wird. Heidelberger Bürger „cives“ bekräftigen die Urkunde mit ihrem Stadtsiegel „sigillo civitatis nostre“. Die Stadt Heidelberg verfügte 1225 demnach bereits über einen städtischen Siegelstempel. Eine Stadtmauer „murus civitatis nostre Heidelberg“ ist für 1235 belegt.<sup>20</sup> Wendt/Benner datieren die Stadtgründung auf den Zeitraum etwa zwischen 1214 und 1225.<sup>21</sup> Es ist demnach davon auszugehen, dass die Siedlung am Fuße der Burg 1225 als Stadt charakterisiert werden kann.

Die neu angelegte größere Burg auf dem Jettenbühl, das heutige Schloss, steht nach bauarchäologischen Befunden in Verbindung mit der planmäßigen Stadtgründung im frühen 13. Jahrhundert. Folgt man diesen Ergebnissen, wäre diese den ersten Wittelsbacher Pfalzgrafen, nämlich Herzog Ludwig I. und Herzog Otto II., zuzuweisen.<sup>22</sup> Jedenfalls war Heidelberg von Beginn an eine landesherrliche Stadt.

Die Anfänge der Heidelberger Stadtverwaltung hat Götze im Detail analysiert. Im Jahr 1217 wird die Auseinandersetzung um den Besitz der Neckarfähre durch die Vermittlung Heidelberger Bürger beigelegt.<sup>23</sup> 1225 bezeichnen sich die Bürger der Stadt als „cives“, sie siegeln mit dem städtischen Typar, es sind Angehörige der kommunalen Führungsschicht. 1246 werden Schultheiß, Schöffen und Bürger genannt, 1280 wird erstmals ein Bürgermeister „magister civium“ erwähnt.<sup>24</sup> Neben den Schöffen erscheinen später Stadträte, wobei Schöffen letztmals 1294 urkundlich belegt sind.<sup>25</sup> Demnach fand in diesem Zeitraum der Wechsel von der Schöffen- zur Ratsverfassung statt.<sup>26</sup>

## Die Urkunden von 1225

Auf den 24. März 1225 sind zwei Urkunden datiert, zum einen die Ausfertigung des Wormser Bischofs Heinrich II. (reg. 1218–1234),<sup>27</sup> zum anderen eine Bestätigung der Lehensübertragung durch das Wormser Domkapitel. Letzterer Text ist bislang nicht veröffentlicht.<sup>28</sup> Im Folgenden sollen beide Urkunden im Volltext wiedergegeben werden.

Die beiden am selben Tag in Worms ausgestellten Urkunden liegen im Generallandesarchiv Karlsruhe. In diesen wird Heidelberg erstmals als „burgus“, als Stadtsiedlung, erwähnt. Eine Nennung von Heidelberger Bürgern ist bereits acht Jahre früher, nämlich für 1217 belegt. Bei einem schiedsgerichtlichen Urteil hinsichtlich des Heidelberger Fährschiffes zwischen dem Kloster Schönau und den Brüdern Ernfrid und Gerbod werden erstmals mehrere „burgenses nostri“ aus Heidelberg,

darunter ein Vogt Sibodo, ein Schultheiß Siegfried und weitere Personen als Zeugen genannt.<sup>29</sup>

Die Abschrift wurde dem heutigen Sprachgebrauch angepasst<sup>30</sup>, Abkürzungen wurden stillschweigend aufgelöst. Eigennamen werden groß geschrieben, Ergänzungen der Personennamen sind in eckige Klammern gesetzt. Die ursprüngliche Schreibung für Heidelberg, in beiden Vorlagen als „Heidelberc“ wiedergegeben, wurde beibehalten.<sup>31</sup> Den Urkundentexten ist jeweils ein Regest vorgeschaltet.

### a) 1225 März 24, Worms

Heinrich II., Bischof von Worms, grüßt Ludwig I., Herzog von Bayern und Pfalzgrafen bei Rhein. Da vom Herrn die Herrschaftsbefugnisse Herzog Ludwig und Agnes, der Gemahlin seines Sohnes Otto II., anvertraut worden sind, damit sie die Wormser Kirche in allen Nöten unterstützen sowie ihr Hilfe und Rat leisten<sup>32</sup>, überträgt er mit Zustimmung seines Domkapitels Ludwig und allen männlichen Erben von Agnes als Lehen die Burg in Heidelberg, die Stadt bei der Burg sowie die Grafschaft Stahlbühl mit allem Zubehör. Damit dieser Gunsterweis dauerhaft bestehe, bekräftigt er diese Urkunde mit seinem Siegel.

„H[einricus] dei gratia Wormaciensis episcopus domino L[udowico] illustri duci Bawarie et comiti Palathino Rheni salutem et dilectionem sinceram. Quia vobis commisit dominus potestatem et domine A[gneti], uxori filii vestri, per quam Wormaciensem ecclesiam iuvare potestis et ei assistere in suis necessitatibus, ut ad auxilium et consilium tam nostrum quam eiusdem ecclesie, tam vos quam successores vestri domine A[gnetis], qui per masculinum sexum descendunt, sitis perpetuo obligati, et vobis et successoribus dictis in feodum concedimus et assignamus de communi consensu capituli nostri castrum in Heidelberg cum burgo ipsius castrum et cometiam Stalbohel cum omnibus attinenciis suis. Ut igitur hec nostra concessio rata permaneat et illesa, presentam cetulam appensione nostri sigilli fecimus communiri. Acta sunt hec Wormacie anno domini M<sup>o</sup> CC<sup>mo</sup> XXV, IX kalendas Aprilis, indictione XIII.“

Siegelankündigung: Bischof Heinrich, spitzovales Siegel an geflochtenen roten und grünen Seidenschnüren hängend, Abdruck gut erhalten, 4,7 cm breit, 7 cm hoch. Siegelumschrift: + HEINRICVS . DEI . G[RACIA] . WORMACIENSIS . EP[ISCO]PV[S].<sup>33</sup> Das Siegelbild zeigt den thronenden Bischof, in der Rechten den nach innen gekehrten Bischofsstab, in der Linken als Symbol für sein Predigtamt das Evangelienbuch.

Datierung: „Acta sunt hec Wormacie anno domini M<sup>o</sup> CC<sup>mo</sup> XXV, IX kalendas Aprilis, indictione XIII.“

Ausfertigung, Pergament. GLA Karlsruhe, 43 Nr. 3054.

Druck: Schaab, Lenz: Urkunden (wie Anm. 1), Nr. 12, S. 13, mit einzelnen, inhaltlich nicht relevanten Abweichungen. Johann Friedrich Schannat: Historia Episcopatus Wormatiensis. Pontificum Romanorum bullis, regum, imperatorum diplomatibus, episcoporum ac principum chartis, aliisque pluribus documentis authenticis asserta ac illustrata, Bd. 1 und 2, Francofurti ad Moenum 1734, S. 232.

Regest: Adolf Koch, Jakob Wille (Bearb.): Regesten der Pfalzgrafen am Rhein 1214–1400, hg. von der Badischen Historischen Commission, Innsbruck 1894, Nr. 203, S. 10.

Farbabbildung der Urkunde bei Rödel: Heidelberg (wie Anm. 32), Katalog Nr. 16, S. 195 und bei Kurt Andermann: Begleitband (wie Anm. 8), S. 71.



Die mit dem Siegel des Bischofs Heinrich II. von Worms bekräftigte Urkunde vom 24. März 1225 (Quelle: Generallandesarchiv Karlsruhe, 43/3054. Fotos: U. Wagner)

## b) 1225 März 24, Worms

Propst Nibelung,<sup>34</sup> Dekan A.<sup>35</sup> und das gesamte Wormser Domkapitel grüßen alle, die dieses Schriftstück einsehen. Bischof Heinrich von Worms hat Burg und Stadt Heidelberg sowie die Grafschaft Stahlbühl als Lehen dem Herzog von Bayern, der Gattin seines Sohnes und allen Nachkommen männlichen Geschlechts übertragen. Das Domkapitel gibt seine Zustimmung und bekräftigt diese durch das Siegel des Kapitels.

„N. praepositus, A. decanus totumque capitulum maioris ecclesie Wormaciensis omnibus presens scriptum inspecturis salutem. In feodacioni, quam dominus H[einricus] episcopus noster Wormaciensis fecit de castro Heidelberg cum burgo et cometia Stalbuhel concedendo predicta in feodum duci Bawarie et domine A[gneti], uxori filii sui et successoribus ab ea descendentibus per masculinum sexum, consentimus et eam ratam habemus et super hoc presentes litteras sigillo nostri capituli fecimus communiri. Acta sunt hec Wormacie anno domini M<sup>o</sup> CC<sup>mo</sup> XXV<sup>o</sup>, IX kalendas Aprilis, indictione XIII<sup>o</sup>.“

Siegelankündigung: Domkapitel, spitzovales Siegel an geflochtenen roten Seidenschnüren hängend, linke Hälfte – vom Betrachter aus – abgebrochen, 6,3 cm breit, 8,5 cm hoch. Siegelumschrift: + SIGILLVM . CAPIT(VLI . MAIORIS . ECCLESIE . IN . WORMACIA).<sup>36</sup> Das Siegelbild zeigt den thronenden Petrus, Patron des Hochstifts, in der Rechten den nach oben gekehrten Schlüssel (fehlt hier), in der Linken ein Buch (Evangelium) haltend.

Datierung: „Acta sunt hec Wormacie anno domini M<sup>o</sup> CC<sup>mo</sup> XXIV<sup>o</sup>, IX kalendas Aprilis, indictione XIII<sup>o</sup>.“

Ausfertigung, Pergament. GLA Karlsruhe, 43 Nr. 3053.

Hinweis: Adolf Koch, Jakob Wille (Bearb.): Regesten der Pfalzgrafen am Rhein 1214–1400, hg. von der Badischen Historischen Commission, Innsbruck 1894, Nr. 203, S. 10. Farbabbildung der Urkunde bei Kurt Andermann, in: Begleitband (wie Anm. 8), S. 72.



Die mit dem Siegel des Wormser Domkapitels bekräftigte Urkunde vom 24. März 1225 (Quelle: Generallandesarchiv Karlsruhe 43/3053)

## Wormser Bischof Heinrich

Heinrich II. (reg. 1220–1234) stammte aus dem Geschlecht der Grafen von Saarbrücken. Er übernahm die Regierung des Bistums und Hochstifts Worms in schwieriger politischer und wirtschaftlicher Situation. Der flächenmäßig kleine, quer zum Rhein liegende Sprengel reichte vom südwestlichen Thaleischweiler am Schwarzbach jenseits des Rheins über Ladenburg neckaraufwärts bis zur Stadt Wimpfen,<sup>37</sup> das Bischof Heinrich II. 1220 als Lehen an den Staufer Friedrich II. ausgab. Dies war laut Schaab die Voraussetzung, um überhaupt mit den Regalien belehnt zu werden.<sup>38</sup> Auch hier gab das Domkapitel in einer separaten Urkunde seine Zustimmung.<sup>39</sup> Fünf Jahre später ging Heidelberg als erbliches Lehen an das Haus Wittelsbach.<sup>40</sup> Mit dieser Belehnung sollten möglicherweise, so Schaab<sup>41</sup> und Bosslet<sup>42</sup>, die Dienste des Pfalzgrafen als Wormser Hochstiftsvogt honoriert werden. In der Regierungszeit dieses Bischofs gelang es der Pfalzgrafschaft mehrfach, Wormser Rechte und Güter, so 1225 zusätzlich die Grafschaft Stahlbühl nördlich von Ladenburg sowie später das Dorf Neckarau bei Mannheim an sich zu ziehen.<sup>43</sup> Die im Generallandesarchiv Karlsruhe nächsterhaltene Lehensübertragung nennt neben Burg und Stadt Heidelberg „ciuitatem in Haidelberch“ nunmehr „vilam Neckerawe“. Interessanterweise siegelte diese Urkunde vom 23. Dezember 1287, ausgestellt vom Wormser Bischof Simon von Schöneck (reg. 1283–1291), das Wormser Domkapitel mit.<sup>44</sup> Es wurde in der Kanzlei offensichtlich nicht mehr für nötig erachtet, ein zweites, nur vom Kapitel besiegeltes Exemplar auszustellen. Schaab verweist darauf, dass das Bistum Worms bereits im 12. Jahrhundert durch die Staufer und die Pfalzgrafen „so ausgebeutet“ wurde, dass es zum Widerstand gegen die Wittelsbacher zu schwach war.<sup>45</sup> Rödel vermutet, dass es politische Gründe waren, die den Wormser Bischof Heinrich mehr als 10 Jahre bis zur lehensweisen Übertragung der Pfalzgrafschaft 1225 abwarten ließen.<sup>46</sup> 1349 schließlich sagte das Wormser Domkapitel dem Pfalzgrafen zu, künftig nur einen Bischof zu wählen, der unter Eid zusage, dem Pfalzgrafen, seinem Land und seinen Leuten keinen Schaden zuzufügen.<sup>47</sup>

Als die Welfen 1214 ohne männlichen Erben Heinrichs des Jüngeren die Pfalzgrafschaft aufgaben, konnten die Wittelsbacher über die Welfin Agnes ein Erbrecht geltend machen.<sup>48</sup> Dieses wurde vom staufischen König Friedrich II. akzeptiert.<sup>49</sup> Im Jahre 1225 schließlich wurden die Heidelberger Burg, die Stadt Heidelberg und die Grafschaft Stahlbühl mit allen Gütern und Rechten vom ursprünglichen Eigentümer, dem Hochstift Worms, als Lehen zur erblichen Nutzung dem Herzog und Pfalzgrafen Ludwig I. aus dem Haus Wittelsbach übertragen.<sup>50</sup>

## Anmerkungen

- 1 Ausgewählte Urkunden zur Territorialgeschichte der Kurpfalz 1156–1505, hg. von Meinrad Schaab, bearb. von Rüdiger Lenz (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe A, Quellen 41), Stuttgart 1998, Nr. 7, S. 8f. Hans-Martin Mumm hält Pfarrer Konrad für den Priester von Burgweiler und Burgkapelle (frdl. Mitteilung vom 2.7.2021).
- 2 Achim Wendt: Der stul der pfalsgraffschaft in dysze ubertrefflich burg zu verandern. Zur Residenzbildung Heidelbergs im 13. und 14. Jahrhundert, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt (künftig: HJG) 1998, Jg. 3, 1998, S. 9–30, hier S. 15.

- 3 Meinrad Schaab: Geschichte der Kurpfalz, Bd. 1: Mittelalter, 2. Aufl. Stuttgart 1999, S. 57; ders.: Die Anfänge Heidelbergs. Alte Zeugnisse und neue Befunde im Rahmen der stauferzeitlichen Stadtgenese in Südwestdeutschland, in: Staufische Stadtgründungen am Oberrhein, hg. von Eugen Reinhard und Peter Rückert (Oberrheinische Studien, hg. von der Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein 15), Sigmaringen 1998, S. 185–212. Siehe auch Herbert Derwein: Die Stadt Heidelberg. Geschichte der Stadt, in: Die Stadt- und Landkreise Heidelberg und Mannheim. Amtliche Kreisbeschreibung, Bd. II: Die Stadt Heidelberg und die Gemeinden des Landkreises Heidelberg, Karlsruhe 1968, S. 1–163, hier S. 12, geht von der Stadtgründung durch den Burgherrn in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts aus.
- 4 Karl-Friedrich Krieger: Heidelberg, in: Lexikon des Mittelalters IV, Stuttgart 2002, Sp. 2009f.
- 5 Meinrad Schaab: Die Diözese Worms im Mittelalter, in: Freiburger Diözesanarchiv 86, Freiburg 1967, S. 149; ders.: Kurpfalz (wie Anm. 3), S. 52.
- 6 Achim Wendt, Manfred Benner: 800 Jahre Heidelberg. Archäologische und bauhistorische Befunde zu den Anfängen der Stadt, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins (künftig: ZGO) 145, 1997, S. 15–60, hier S. 54.
- 7 Gabriele Schlütter-Schindler (Bearb.): Die Regesten der Herzöge von Bayern 1180–1231 (Regesten zur bayerischen Geschichte, hg. von der Kommission für bayerische Landesgeschichte, München 2013, L I 284, S. 118f., L I 350, S. 140f. Siehe für 1220 auch: Regesten der Pfalzgrafen am Rhein, 1. Band: 1214–1400 (künftig RPR), hg. von der Badischen Historischen Kommission, bearb. von Adolf Koch, Jakob Wille, Innsbruck 1894, Nr. 113, S. 6.
- 8 Joachim Schneider: Die Entwicklung des Städtewesens in der Kurpfalz, in: Stefan Weinfurter: Welfen – Staufer – Wittelsbacher. Eine Aufsteigergeschichte des 11. und 12. Jahrhunderts, in: Alfried Wieczorek, Bernd Schneidmüller, Alexander Schubert, Stefan Weinfurter (Hgg.): Die Wittelsbacher am Rhein. Die Kurpfalz und Europa. Begleitband zur 2. Ausstellung der Länder Baden-Württemberg, Rheinland-Pfalz und Hessen, Regensburg 2013, S. 104–111, hier S. 108.
- 9 Wendt: Der stul (wie Anm. 2), S. 15; Hans-Martin Mumm: Vor der Stadtgründung. Drei Studien, in: HJG 13, 2008, S. 9–20, hier S. 16–18.
- 10 Zur Präzisierung des Zeitraums einer Gründung und zum Verhältnis mit dem Hochstift Worms Anfang des 13. Jahrhunderts Hans-Martin Mumm: Der Name der Heiliggeistkirche, in: HJG 16, 2011, S. 11–44, hier S. 17, 34–37.
- 11 Achim Wendt, Manfred Benner: „... des lieux depuis si longtemps condamnés au silence. Archäologische Spurensuche auf der oberen Burg auf der Molkenkur, in: HJG 8, 2004, S. 9–40, hier S. 33.
- 12 Arnold Scheuerbrandt: Heidelberg, in: Historischer Atlas von Baden-Württemberg. Erläuterungen: Beiwort zu Karte IV, 6, Stuttgart 1976, S. 14.
- 13 Derwein: Geschichte (wie Anm. 3), S. 11. Scheuerbrandt: Heidelberg (wie Anm. 12), S. 12.
- 14 Scheuerbrandt: Heidelberg (wie Anm. 12), S. 12.
- 15 Derwein: Stadt (wie Anm. 3), S. 12, geht davon aus, dass die Verbindung der Stadtbefestigung mit der Burg bereits bei der Stadtgründung vorgesehen war.
- 16 Schaab, Lenz: Urkunden (wie Anm. 1), S. 13.
- 17 Scheuerbrandt: Heidelberg (wie Anm. 12), S. 12.
- 18 Joachim Dahlhaus: Zu den ältesten Siegeln der Städte Heidelberg und Neustadt an der Weinstraße, in: ZGO 147, 1999, S. 113–143, hier S. 125.
- 19 Herbert Derwein: Die Flurnamen von Heidelberg. Straßen, Plätze, Feld, Wald. Eine Stadtgeschichte, mit 17 Abbildungen und 5 Karten, Heidelberg 1940, S. 30. Text der Urkunde bei Valentin Ferdinand de Gudenus: Sylloge I variorvm diplomatariorvm monumentorvmque vetervm ineditorvm adhvc et res Germanicas in primis vero Mogvntinas illvstrantivm, Frankfurt 1728, S. 146.
- 20 Gudenus: Sylloge (wie Anm. 19), S. 183. Siehe auch Derwein: Flurnamen (wie Anm. 19), S. 30, 34.



- 21 Wendt, Benner: 800 Jahre (wie Anm. 6), 1997, S. 60. Siehe auch Schlütter-Schindler: Regesten (wie Anm. 7), S. 178. So auch Mumm: Stadtgründung (wie Anm. 9). S. 18.
- 22 Wolfgang Seidenspinner, Manfred Benner: Heidelberg (Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg 32), Stuttgart 2006, S. 40, gehen „von einem städtischen Charakter Heidelbergs“ ab etwa 1220 aus.
- 23 Jochen Götze: Das Heidelberger Stadtrecht im Mittelalter, in: HJG 7, 2002, S. 13–32, hier S. 16. Zur Stadtverwaltung im späten Mittelalter vgl. Ulrich Wagner: Regesten der Bruderschaft des Heidelberger Hofgesindes 1380–1414 (Schriftenreihe des Stadtarchivs Heidelberg 10), Heidelberg 2017, S. 54–56.
- 24 Wagner: Regesten (wie Anm. 23), S. 56.
- 25 Götze: Stadtrecht (wie Anm. 23), S. 18–20.
- 26 Götze: Stadtrecht (wie Anm. 23), S. 20; Wagner: Regesten (wie Anm. 23), S. 54.
- 27 Generallandesarchiv Karlsruhe (künftig: GLA), 43/3054. Regest und Textabdruck in: Schaab, Lenz: Urkunden (wie Anm. 1), Nr. 12, S. 13.
- 28 GLA, 43/3053. Bei Schaab, Lenz: Urkunden (wie Anm. 1), ist diese Urkunde nicht berücksichtigt. Knapper Hinweis mit Bezug auf zwei frühere Nennungen in: RPR (wie Anm. 7), Nr. 203, S. 10.
- 29 Schaab, Lenz: Urkunden (wie Anm. 1), Nr. 11, S. 12f.
- 30 Normalisiert wurden unter anderem c, t, u, v.
- 31 Schaab, Lenz: Urkunden (wie Anm. 1), Nr. 12, S. 13, normalisierten in der einschlägigen Urkunde Heinrichs II. „Heidelberg“ zu Heidelberg.
- 32 Nach Schaab: Kurpfalz, (wie Anm. 3), S. 63, in der Funktion als Vögte. Siehe auch ders.: Anfänge (wie Anm. 3), S. 193. Richard Lossen: Staat und Kirche in der Pfalz am Ausgang des Mittelalters (Vorreformationsgeschichtliche Forschungen, hg. von Heinrich Finke, Bd. 3), Münster 1907, S. 3, Anm. 3, verweist auf die nötige militärische Unterstützung der Pfalz für das Hochstift. Ein Abbildung der Urkunde bei Volker Rödel: Heidelberg gelangt als Wormser Kirchenlehen an das Haus Wittelsbach, in: Der Griff nach der Krone. Die Pfalzgrafschaft bei Rhein im Mittelalter (Schätze aus unseren Schlössern. Eine Reihe der Staatlichen Schlösser und Gärten Baden-Württemberg 4, Redaktion Volker Rödel), Regensburg 2000, S. 195f.
- 33 Aufgelöste Abkürzungen stehen in eckigen, erschlossene Buchstaben in runden Klammern. Für weiterführende Hinweise danke ich Prof. Dr. Toni Diederich, Prof. Dr. Franz Fuchs und Dr. Franz Maier vom Landesarchiv Speyer. Zwei Anfragen an das Stadtarchiv Worms vom 26.5.2021 und 7.6.2021 wurden nicht bearbeitet.
- 34 Als Wormser Dompropst ist Nibelung urkundlich von 1223 bis 1242 nachgewiesen. Urkundenbuch der Stadt Worms, hg. von Heinrich Boos, Band 1, Berlin 1886, S. 456. An einer Wormser Urkunde der Universitätsbibliothek Heidelberg, Urkunden Lehmann, Nr. 300, vom 21. Dezember 1229 hängen Reste seines Rotwachssiegels.
- 35 Als Wormser Dekan ist im Zeitraum 1224 bis 1227 ein Ebelinus belegt. Boos: Urkundenbuch (wie Anm. 34), S. 423.
- 36 Erschlossene Buchstaben stehen in runden Klammern. Eine Auflistung der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Siegel des Wormser Domkapitels mit einer Farbabbildung in: Karl Heinz Debus (Bearb.): Gesamtverzeichnis der Siegel im Gatterer-Apparat (Veröffentlichungen der Landesarchivverwaltung Rheinland-Pfalz, Bd. 116,1), Koblenz 2012, S. 271; Bildabdruck in Bd. 116,2, Nr. 1187, S. 159.
- 37 Joachim Dahlhaus: Speyer und Worms. Regionale Prägekraft der Bistümer, in: Kurpfalz und Rhein-Neckar. Kollektive Identitäten im Wandel, hg. von Volker Gallé, Jörg Peltzer, Bernd Schneidmüller, Stefan Weinfurter, Heidelberg 2008, S. 83–85. Karte des mittelalterlichen Bistums, nicht des Hochstifts, bei Burkard Keilmann, Worms, in: Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches 1198 bis 1448. Ein biographisches Lexikon, hg. von Erwin Gatz unter Mitwirkung von Clemens Brodkorb, Berlin 2001, S. 152.
- 38 Schaab: Diözese (wie Anm. 5), S. 209.
- 39 Alois Seiler: Das Hochstift Worms im Mittelalter (Der Wormsgau, Beiheft 4), Worms 1936, S. 41. Urkunde gedruckt bei Johann Friedrich Schannat: Historia Episcopatus Wormatiensis, Frankfurt 1734, Band II, Nr. 109, S. 100f., mit Kurzregest.



- 40 Dahlhaus: Prägekräft (wie Anm. 37), S. 87.
- 41 Schaab: Kurpfalz (wie Anm. 3), S. 63.
- 42 Norbert Bosslet: Der kirchliche Einfluß auf die Entstehung Heidelbergs, in: 800 Jahre Heidelberg. Die Kirchengeschichte, Heidelberg 1996, S. 9–16, hier S. 14.
- 43 Burkard Keilmann: Heinrich von Saarbrücken (gest. 1234), in: Bischöfe (wie Anm. 37), S. 862f. Hierzu Seiler: Hochstift (wie Anm. 39), S. 47f.
- 44 GLA Karlsruhe, 43/3055. Regest in RPR (wie Anm. 7), Nr. 1176, S. 68.
- 45 Meinrad Schaab: Zeitstufen und Eigenart der pfälzischen Territorialentwicklung im Mittelalter, in: Der Griff nach der Krone (wie Anm. 32), S. 19.
- 46 Rödel: Kirchenlehen (wie Anm. 32), S. 195f.
- 47 Lossen: Staat (wie Anm. 32), S. 45. Urkunde von 1349 Juni 28. Das Schutzversprechen Rupprechts erfolgte am folgenden Tag, siehe RPR (wie Anm. 7), Nr. 267 und 268, S. 159. Siehe auch Keilmann: Worms (wie Anm. 37), S. 859–881, hier S. 85. Seiler: Hochstift (wie Anm. 39), S. 52, geht von 1353 aus.
- 48 Zu den politischen Voraussetzungen für den Übergang der Pfalzgrafschaft an das Haus Wittelsbach siehe Bernd Schneidmüller: Wittelsbachische Wege in die Pfalzgrafschaft bei Rhein, in: Jörg Peltzer u.a. (Hgg.): Die Wittelsbacher und die Kurpfalz im Mittelalter. Eine Erfolgsgeschichte?, Regensburg 2013, S. 23–49.
- 49 Weinfurter: Welfen (wie Anm. 8), S. 36–43, hier S. 43.
- 50 Konrad Krimm: Ein königsgleicher Lehenshof. Das Lehensbuch Pfalzgraf Friedrichs des Siegreichen und seine Miniaturen, in: Der Griff nach der Krone (wie Anm. 32), S. 61–74, hier S. 65, weist darauf hin, dass der Pfalzgraf mit Stadt und Schloss Heidelberg als Vasall nicht nur wormsische Lehen innehatte, sondern auch solche der Hochstifte Köln, Trier, Bamberg, Speyer und Straßburg. Diese pfälzischen Passivlehen sind erstmals im Lehensbuch Friedrichs des Siegreichen von 1471 aufgelistet.

Werbung

# Zukunft gestalten, nachhaltig investieren.

Mit Heidelberg Nachhaltigkeit Globale Aktien.

Unterschätzen Sie die Zukunft nicht.


 Sparkasse  
Heidelberg

 Deka  
Investments

Lassen Sie sich  
jetzt beraten.



DekaBank Deutsche Girozentrale. Allein verbindliche Grundlage für den Erwerb von Deka Investmentfonds sind die jeweiligen Wesentlichen Anlegerinformationen, die jeweiligen Verkaufsprospekte und die jeweiligen Berichte, die Sie in deutscher Sprache bei Ihrer Sparkasse oder von der DekaBank Deutsche Girozentrale, 60625 Frankfurt und unter [www.deka.de](http://www.deka.de) erhalten.

 Finanzgruppe

Florian Schmidgall

## Julius Wilhelm Zinzgref. Dichter und militanter Calvinist bei der Belagerung und Einnahme Heidelbergs 1622 durch die katholische Liga

„Mit seiner gegenwart deß Feindes Trotze stillen /  
Sein vnverzagtes Hertz ist seinem Vatterlandt  
Ein vnerstiegne Burg / deß Volckes rechte handt.“<sup>1</sup>

In allgemeinen Darstellungen zum Dreißigjährigen Krieg kommt der als Herausgeber der Werke von Martin Opitz bekannte Julius Wilhelm Zinzgref (1591–1635) allenfalls als Dichter und Kommentator, nicht aber als Verteidiger Heidelbergs gegen Tillys Liga-Armee vor.<sup>2</sup> Und auch in den allgemeinen Darstellungen zu Heidelberg im Dreißigjährigen Krieg wird Zinzgref nur am Rande oder gar nicht erwähnt.<sup>3</sup> Hier soll anlässlich der Wiederkehr der Eroberung und Verwüstung der Stadt vor 400 Jahren Zinzgref vorgestellt werden – in seiner Doppelrolle als militanter Calvinist einerseits und als Dichter und damit auch Reflektant seiner Zeit andererseits. Sein „Kriegslied“ „Vermanung zur Dapfferkeit“ soll hier näher betrachtet und als Quelle zur Eroberung Heidelbergs gelesen werden, wenn auch der genaue Zeitpunkt der Entstehung des Textes nach wie vor diskutiert wird.<sup>4</sup> Gleichzeitig versteht sich der Beitrag als ereignisgeschichtliche Synthese zur Belagerung und Einnahme Heidelbergs durch Tillys Liga-Armee im September 1622.

### I. Ereignisgeschichtlicher Überblick

#### 1. Kurpfalz und Heidelberg zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges

Um den Dichter und militanten Calvinisten Zinzgref biografisch und in seiner Wirkung besser einordnen zu können, sind einige ereignisgeschichtliche Grundlagen zu liefern – zu den politischen und konfessionellen Verhältnissen in Kurpfalz und Heidelberg und den Verstrickungen in die „europäische Katastrophe“<sup>5</sup> des Dreißigjährigen Krieges.

Nachdem in Heidelberg und Kurpfalz bereits unter Pfalzgraf Ottheinrich 1556/57 die Reformation lutherischer Prägung eingeführt worden war – mitbeeinflusst „von der süddeutsch-schweizerischen Ausprägung“ –, vollzog Pfalzgraf Friedrich III. die Hinwendung zum Calvinismus zwischen 1559 und 1576 und sorgte damit für eine „Umorientierung der pfälzischen Politik auf West- und Nordwesteuropa“.<sup>6</sup> Nicht zuletzt die Verbindung mit dem englischen Königshaus und die Hochzeit Pfalzgraf Friedrichs V. mit Elisabeth Stuart nimmt hier ihren Anfang.

Zuvor kam es zu zwei wichtigen Weichenstellungen, die hier zumindest erwähnt seien: die Reorganisation der kurpfälzischen Verwaltung ab 1592 sowie die Gründung der protestantischen Union im Jahr 1608. Nicht nur die Berufung des Michael Loefenius (1550–1620) in den pfälzischen Oberrat zeugte von der sich verschärfenden radikal-protestantischen und anti-katholischen Politik, sondern

auch die Heirat des Pfalzgrafen Friedrich IV. mit Louise Juliane von Oranien – einer entschieden reformierten Partei.<sup>7</sup> Weiter führten die Blockierung der obersten Reichsgerichte (Reichshofrat und Reichskammergericht), die „causa Donauwörth“ (Vollstreckung des Landfriedens durch den an sich nicht zuständigen katholischen Bayernherzog statt des lutherischen Herzogs von Württemberg) sowie der „geplatze“ Reichstag von 1608 zu einer konfessionell-politischen Krise neuen Ausmaßes und zur Gründung der Protestantischen Union – einem Defensiv-Zweck-Bündnis gegen den wiedererstarkenden Katholizismus und dessen Liga.<sup>8</sup>

Der lange geführte und bis heute fortgesetzte Streit in der Historiografie um die Annahme der Wenzelskrone durch Friedrich V. – das „böhmische Abenteuer“ – und damit um den Beginn der unmittelbaren Verstrickung der Kurpfalz in den beginnenden Dreißigjährigen Krieg soll hier bloß berichtet sein. Vereinfacht dargestellt sollen es wahlweise die Berater Friedrichs V. gewesen sein, die ihn zur Annahme der Krone gedrängt hatten – zuerst genannt werden hier Christian von Anhalt, Moritz von Oranien und George Abbot, der Erzbischof von Canterbury<sup>9</sup> – oder seine Frau Elisabeth von England. Sei es aufgrund eines Wunsches nach Rangerhöhung, aus macht- und konfessionspolitischem Kalkül, aus wirtschaftlichen Gründen oder verfassungsrechtlichen Bedenken hinsichtlich der kaiserlichen Politik einer Umformung des Heiligen Römischen Reiches in eine absolutistisch-erbliche Monarchie.<sup>10</sup>

Gesamteuropäisch bedeutsam war nach dem Prager Fenstersturz 1618 zudem eine Doppelwahl im zweiten Halbjahr 1619: Der Habsburger Ferdinand II. folgte Matthias auf dem Kaiserthron des Heiligen Römischen Reiches – wenige Tage nach seiner Absetzung als böhmischer König. Die protestantische Ständemehrheit in Böhmen war immer stärker mit den katholischen Habsburgern als Landesherren in Konflikt geraten; sie wollten ihr Land selbst regieren und betrachteten die Habsburger als gewählte Könige, während diese die Wenzelskrone als gottgegeben und erblich ansahen. Nach Streitigkeiten um Kirchenneubauten eskalierten die schwelenden Konflikte in Böhmen und kulminierten im berühmten Prager Fenstersturz am 13. bzw. 23. Mai 1618<sup>11</sup> als Fanal des Dreißigjährigen Krieges. Den Platz des Königs nahm nun fast zeitgleich zur Absetzung Ferdinands der Pfalzgraf Friedrich V. ein. Durch diese Doppelwahl spitzte sich die politisch-konfessionelle Lage entscheiden zu, die Zeichen standen auf Krieg.<sup>12</sup> Zunächst galt die Wahl Friedrichs zum böhmischen König als Glücksfall, zumindest für die böhmischen Protestanten, und der Einzug in Prag sowie die Krönung wurde bildpropagandistisch ausgeschlachtet und sollte auf eine friedliche, neue Zeit hindeuten, eine „Pax Palatina“.<sup>13</sup>

Eine Hilfe der englischen Verwandten blieb aus: Schon auf der Reise nach Prag zur Annahme der böhmischen Krone erreichte Friedrich die Nachricht, dass die Unterstützung durch Jakob I., König von England und Schwiegervater Friedrichs, ausbleiben würde; ein Nachsuchen um Hilfe blieb erfolglos.<sup>14</sup>

Die Initiative lag nun auf katholischer Seite; die kaiserlichen und bayerischen Truppen wurden vereint und marschierten auf Prag zu – es kam zur Schlacht am Weißen Berg im Oktober/November 1620, die für die Protestanten verloren ging und zur Flucht Friedrichs V. über Breslau, Brandenburg, Küstrin und schließlich nach Den Haag führte.<sup>15</sup> Damit waren die Bedingungen gegeben, die dann schließlich zur Belagerung und Einnahme Heidelbergs 1622 führen sollten.

Friedrich V. und Elisabeth Stuart als böhmisches Königspaar; die vier Löwen stehen für Pfalz, Böhmen, England und die Niederlande; im Hintergrund sieht man Hus, Luther und Calvin als Repräsentanten der „guten Sache“, katholische Geistliche fliehen aus brennenden Gotteshäusern. (Quelle: Armin Schlechter: Die Kurpfalz in der Bildpublizistik des Dreißigjährigen Krieges, in: Kreuzt u.a., wie Anm. 7, S. 217)



So sah es, grob skizziert, gesamtpolitisch aus – wie war die Lage in Heidelberg? Seit dem Landshuter Erbfolgekrieg (um 1504/1505) hatte sich die Kurpfalz territorial arrondiert, die Innenpolitik war in den Jahren vor dem Dreißigjährigen Krieg „eher eine Zeit der Ruhe und kulturellen Blüte“; die Verwaltung funktionierte.<sup>16</sup> Die Haupt- und Residenzstadt der Kurpfalz zählte 1588 etwa 6500 Einwohner und galt als „deutsches Genf“: Universität, Bibliotheca Palatina, Schloss und Hortus Palatinus, Heiliggeistkirche sowie die Gelehrten und Dichter machten Heidelberg um 1600 zum „wissenschaftlichen und literarischen Zentrum des europäischen Calvinismus“; glaubensflüchtige Hugenotten und Wallonen trugen ihren Teil zu diesem Ruf bei.<sup>17</sup> Die Universität florierte um 1618: Die Anzahl der Neuimmatrikulationen an der Rupertina war für die Heidelberger Verhältnisse überdurchschnittlich; zudem waren an allen Fakultäten namhafte Gelehrte tätig.<sup>18</sup>

Dieser Haben-Seite stehen auf der Soll-Seite zunächst die hohen „Staatsausgaben“ entgegen. Der Finanzbedarf war um 1602/1604 enorm in Anbetracht der wirtschaftlichen und fiskalischen Verhältnisse der Kurpfalz; Hofhaltung und ehrgeizige Außenpolitik waren die größten Posten.<sup>19</sup> Mithin bestand ein großer Geld- und Finanzierungsbedarf, was im Hinblick auf das „böhmische Abenteuer“ nicht unbeachtet bleiben darf. Weiter verfügten weder Stadt noch Territorium um nennenswerte Bodenschätze oder Industrie; Grundlage des verhältnismäßigen Wohlstands waren Landwirtschaft, Viehzucht und Weinbau.<sup>20</sup>

Ein anderes Bild zeichnet freilich der berühmte Merian-Stich – darin erscheint Heidelberg als „ideale“ Stadt, „Utopia“ eines Thomas Morus vergleichbar: hohe Kirchtürme, Getreidemühlen, florierende Wirtschaft und nicht zuletzt sichere Stadtmauern.<sup>21</sup> Jedoch wird dies durch Meinungen aus eigenen Reihen bereits



relativiert, wenn etwa der Heidelberger Kirchenrat Markus zum Lamm in seinem „Thesaurus pictuarum“ anmerkt: „Und du Heydelberg, die du bis in Himmel erhaben bist, würst umb deiner undanckbarkeit willen, hienunter bis in die Hell verstossen werden!“<sup>22</sup> Es ist daher anzunehmen, dass es sich in der Merianschen Stadtdarstellung um Propaganda, zumindest jedoch um Übertreibung der tatsächlichen Verhältnisse handelt. In der älteren Literatur liest man hierzu: „Heidelberg war weniger durch Befestigung der Stadt selbst oder deren Lage gefährlich, als durch die Vorwerke, die sie auf allen Seiten bekränzten“ – Schanzen, Tore, Basteien, Türme, Redouten und Forts schützten die Stadt, allerdings seien die höchsten Punkte über der Stadt, insbesondere der Königstuhl, davon ausgenommen gewesen zu sein.<sup>23</sup> Die Stadt war daher nicht wehrlos – trotz der Demission der Feldherren Ernst von Mansfeld und Christian von Braunschweig am 13. Juli 1622 und des Rückzugs des badischen Markgrafen Georg Friedrich<sup>24</sup> –, dies lässt sich mit der Tatsache belegen, dass die Belagerung der Stadt bis zur Kapitulation mehrere Monate und mehrere Anläufe der katholischen Truppen in Anspruch nahm. Damit ist die Belagerung und Eroberung Heidelbergs in den Blick zu nehmen.



Abriss der Notabel Belagerung der Chur-Pfaltzischen Residentz Statt Heydelberg, Radierung von Sigmund Latomus, Frankfurt 1622 (Quelle: Hepp: Heidelberg, wie Anm. 13, S. 67)

## 2. Die Belagerung und Eroberung Heidelbergs im September 1622

Es soll nun konzis die Belagerung und Einnahme der Stadt Heidelberg Ende September 1622 geschildert werden – dies dient primär dazu, um für Zinggrefs Schriftproduktion, vor allem das Kriegslied „Vermanung zur Dapfferkeit“, eine Referenz bilden zu können, um den Quellenwert einschätzen zu können.

Die Quellenlage zur Eroberung der Stadt ist dürftig genug. „Objektive“ Quellen fehlen völlig. Zu nennen sind zuallererst Schriften des Gouverneurs Henrich von der Merven<sup>25</sup> und Repliken hierauf vonseiten der Heidelberger Bürgerschaft<sup>26</sup> – sie dienten der älteren Literatur als Grundlage.<sup>27</sup> Auf die Bände 1 bis 5 des „Theatrum Europaeum“<sup>28</sup> griffen sowohl die ältere wie die neuere Forschung zurück; die neuere zusätzlich auf Tagebücher eines Thomas Mallinger<sup>29</sup> sowie eine Sammlung von Briefen und Staatspapieren der Familie Camerer und Werken eines Lithografen Herrmann.<sup>30</sup> Dies sowie die Bildzeugnisse Merians sollen hier nach Möglichkeit berücksichtigt werden – aus dem Œuvre Zingrefs findet sich in den allgemeinen Darstellungen hierzu nichts.

Nach der Entlassung der Truppen des Ernst von Mansfeld und Christian von Braunschweig konnte Tilly frei agieren und bezog zunächst Stellung in Handschuhsheim und begann den Beschuss der Stadt,<sup>31</sup> rückte dann über Ladenburg nach Leimen, unternahm einen erfolglosen Angriff aus dem Süden, sodann aus dem Westen von Wieblingen aus einen weiteren gescheiterten. Beschießungen und Sturmangriffe blieben alle erfolglos, auch der Angriff auf den Trutzkaiser im westlichen Teil der Stadtbastion wurde am 29. August zurückgeschlagen. Verstärkt durch Nachschub aus Speyer gelang es Tilly dann Anfang September, schwere Geschütze auf dem Königsstuhl und dem Gaisberg in Stellung zu bringen und die Stadt ab dem 10. September unter Beschuss zu nehmen. Ein erster Hauptangriff am 15. September blieb noch erfolglos; vorbereitet durch schweres Artilleriefeuer erfolgte am 16. September der zweite Hauptangriff.<sup>32</sup> Die Verteidigungsbastion entlang der heutigen Sofienstraße brach zusammen und gab die Vorstadt den Belagerern frei; ein Verhandlungsangebot des Stadtkommandanten von der Merven blieb aussichtslos, da Tilly seine Truppen nicht mehr zurückhalten konnte, die Heidelberg bereits einige Monate lang belagert hatten. Die Pfälzer sowie englische Truppen zogen sich auf das Schloss zurück. Es folgten Verheerung und Plünderung der Stadt und Verwüstung des Hortus Palatinus. Am 19. September kapitulierte die Stadt endgültig; tags darauf zogen die Pfälzer und verbliebenen Engländer – und wohl auch Zingref – aus der besiegten Stadt ab.<sup>33</sup>

Die Verhältnisse und Ereignisse in der Stadt selbst werden in der älteren Literatur mit Verweis insbesondere auf die „Relatio obsidionis Heidelbergensis“ als dramatisch geschildert. Denn auch das Verhältnis zwischen Bürgerschaft und Besatzung mit ihrem Kommandanten von der Merven scheint problematisch gewesen zu sein, wiederholt sei es zu Auseinandersetzungen gekommen.<sup>34</sup> Nach dem Rückzug aufs Schloss fehlte es an Ausrüstung und Munition, und die Menschen haben immer mehr den Mut verloren:

„auch viel andere Vngelegenheiten, Difficulteten und mängel / besonders an Kraut / Leht und Materialien im Schloß sich eräugten / das Volck zuvorderst mehrtheils vnwillig vnd zur Meiterei inclinirten / vnnnd in Summa allerhand mehr Bedencken (die hier nicht zu melden) vorfielen“<sup>35</sup>

Um die Moral bei den Belagerten konnte es nicht mehr gut bestellt sein, Aussicht auf Entsatz aus Mannheim bestand auch nicht mehr – es blieb nur die Kapitulation.

Die Nachgeschichte – insbesondere die Verschaffung der Bibliotheca Palatina nach Rom – kann hier nicht dargestellt werden.<sup>36</sup>

Bei diesen Ereignissen war Zinzgref zugegen, in seiner Doppelrolle als Militärriechter und Verteidiger der Stadt einerseits sowie als Dichter und Beobachter der Ereignisse andererseits. Wer war dieser Julius Wilhelm Zinzgref?



Zeitgenössisches Flugblatt über die Belagerung und Einnahme Heidelbergs im Jahr 1622 (Quelle: Kühlmann, wie Anm. 4, S. 70)



## II. Julius Wilhelm Zincgref: Dichter und militanter Calvinist (1591–1635)

### 1. Leben

Julius Wilhelm Zincgref wurde 1591 in Heidelberg als Sohn des Hofgerichtsrats Laurentius Zincgref<sup>37</sup> geboren; nach Privaterziehung und Besuch des Paedagogiums und auch des Sapienzkollegs schrieb sich Zincgref am 5. Oktober 1607 als „Julius Wilhelmus Zinckgräf, licentiati Laurentij filius, Heidelbergensis“ in die Artistenfakultät der Heidelberger Universität ein<sup>38</sup> und wechselte nach dem „Grundstudium“ (Grammatik, Rhetorik, Poesie, Geschichte, Moralphilosophie) an die Juristische Fakultät.<sup>39</sup>

Das Studium der Jurisprudenz wurde 1612 von einer dreieinhalbjährigen „Peregrinatio academica“ unterbrochen, einer damals nicht unüblichen Bildungsreise in andere Länder. Zincgref besuchte Basel, Orléans, Paris, Marseille und London, die Rückreise führte über die Niederlande und Belgien im Oktober 1615 wieder nach Heidelberg, wo er zwar das Studium fortsetzte, sich aber mittlerweile eher als Teil der „Res Publica litteraria“, der Gelehrtenrepublik, und als Dichter verstand. Ein öffentliches Amt wollte er nicht bekleiden, wie es für alle in Heidelberg ausgebildeten Akademiker der Standard war. Dies belegt eindrücklich ein Epigramm mit dem Titel „De seipso“ von 1619:

„Cuidam obiurganti quod nullum munus obirem.  
Ceu patriae haud cupiens utilis esse meae,  
Munera qui nimium, dixi, festinat obire,  
Prodesse haud patriae sed cupit ille sibi.“<sup>40</sup>

In deutscher Übersetzung: „Als mich einer schalt, dass ich kein Amt anstrebte, grad wie wenn ich meinem Vaterland nicht nützlich werden wolle, sprach ich: Wer es allzu eilig hat, nach einem Amt zu streben, will nicht seinem Vaterland, vielmehr sich selber nützen.“<sup>41</sup> Kunstvoll wird die Antwort auf die Frage, wie man denn sonst dem Vaterland nutzen könne, mittels einer „Ostensio“ nicht ausgesprochen, sondern „gezeigt“ – das kunstvolle Distichon verweist auf den Dichter, der eben auch dem Vaterland diene. Dieses Selbstverständnis Zincgrefs ist nicht unwichtig, wenn es um die Beurteilung des Kriegsgedichts „Veranung zur Dapferkeit“ gehen wird.

Im März 1620 promovierte Zincgref gleichviel zum Doktor beider Rechte und nahm ein Amt auf: Im Dezember 1621 wurde er – der militärische Konflikt rückte näher – Generalauditor der kurfürstlichen Besatzung, also Militärrichter, und war bei der Belagerung und Einnahme Heidelbergs in dieser Rolle tätig.<sup>42</sup>

Zuvor trat er in Kontakt mit Martin Opitz, der 1619 nach Heidelberg gekommen war und dort u.a. an seinem „Buch von der Deutschen Poeterey“ schrieb, das dann 1624 in Breslau erschien. Zincgref sollte als Herausgeber für Opitz tätig werden: Ebenfalls 1624 erschien in Straßburg – dorthin war Zincgref nach der Einnahme Heidelbergs geflohen – die „Teutschen Poemata“, eine Gedichtsammlung, die Zincgref nicht nur erweiterte, sondern mit ihr auch maßgeblich zu Opitz' Ruhm als „Vater der deutschen Dichtung“ beitrug.<sup>43</sup> Opitz floh bereits 1620 aus Heidel-

berg; Zingref setzte sich erst 1622 nach der Belagerung und Einnahme der Stadt zunächst nach Frankfurt am Main ab, später nach Straßburg.

Bis zu seinem Tod 1635 in St. Goar am Rhein – Zingref wurde ein Opfer der Pest – hielt er sich noch in Stuttgart, Worms, Kreuznach und Alzey auf. Nach Heidelberg konnte er nicht zurückkehren; sein restliches Leben war geprägt von Exil, Existenznöten und Krankheit – eine „persönliche Katastrophe“.44 Bildnisse von Zingref sind übrigens nicht überliefert.

## 2. Werk

Hier sollen nur die wichtigsten Texte des Zingrefschen Œuvres in chronologischer Folge nach Entstehungsjahren (d.h. i.d.R. Jahr der Konzipierung bzw. des Erstdrucks) genannt und kurz erläutert werden, um zumindest einen Eindruck der literarischen Produktion zu gewinnen. Eine auf sieben Bände geplante historisch-kritische Gesamtausgabe der Schriften Zingrefs ist mittlerweile beim dritten Band angekommen.<sup>45</sup>

Die Skandalschrift „Facetiae Pennalium“<sup>46</sup> von 1618 ist anonym und ohne Angabe eines Druckortes erschienen und wohl 1617 in Folge seiner „Peregrinatio academica“ entstanden; Zingref ging es um eine Generalkritik an Institutionen und Methoden des damaligen akademischen Unterrichts. Kern dieser Kritik war der Verlust des Lebensbezugs in der universitären Ausbildung, dass also Theorie und Praxis immer mehr auseinanderfielen und dies nur noch Narren hervorbrachte.

1619 folgte ein an Friedrich V. gerichtetes und ihm gewidmetes Opus unter dem Titel „Emblematum Ethico-Politicorum Centuria“, dessen Titelkupfer Merian beigezeichnet hat.<sup>47</sup> Es kann einerseits als Fürstenspiegel, als „Lehre vom guten Fürsten“ gelten, andererseits auch als calvinistische Regimentslehre – „Princeps“ und „Cives“, also Fürst und Bürger (!), sollten in der aktuellen Krise 1619 an ihre wechselseitige Verpflichtung gegenüber dem Gemeinwesen erinnert werden.

Die ebenfalls auf Latein und im Jahr 1619 erschienene Flugschrift „Ad Fridericum Bohemiae Regem pium felicem inclytum Epos“ besteht aus 184 Hexametern, ein Weihe – und Glückwunschgedicht im Sinne eines Panegyrikus auf Friedrich V. – und zwar nach seiner Wahl zum Böhmischem König.<sup>48</sup>

Im Zusammenhang mit seiner Promotion steht eine zum Druck beförderte Schrift „Thema Inaugurale, De Philosophia Regis“:<sup>49</sup> 1620 erschienen, greift sie Ideen aus Platons Schrift „Der Staat“ auf und ist dem Gerichtsbeirat Lingelsheim gewidmet – zur Familie Lingelsheim unterhielt Zingref gute Bekanntschaft, sie gehörte „zu den einflussreichsten Familien in der kurpfälzischen Konfessionspolitik und im Heidelberger Späthumanismus“.<sup>50</sup>

Hieran würde nun chronologisch die „Vermanung zur Dapfferkeit“ in der angenommenen Konzeption 1622 anknüpfen, diese wird aber sogleich in Teil III genauer betrachtet; im Druck erschien als nächstes Ende 1622 oder Anfang 1623 eine Flugschrift mit dem Titel „Quodlibetisches Weltkefig [...]“ – eine förmliche Ansprache über die „Ländergier der Habsburger, päpstliche Übergriffe, Fremde und Einheimische“.<sup>51</sup> Diese politische Satire war eine der letzten Veröffentlichungen

Zincgreffs. Zwar ist der Text kurz und auf Deutsch erschienen, aber auch „merkwürdig“ und „nicht leicht in den Griff zu bekommen“.<sup>52</sup>

1626 erschien dann das letzte große Werk „Der Teutschen Scharpsinnige kluge Sprüche“ in Straßburg. Ein erweiterter Werktitel lässt vermuten, dass sich die politischen Hoffnungen Zincgreffs nicht mehr auf eine Person stützten, wie vormals auf Friedrich V., sondern auf die „vhralten Teutschen“. In der Sache handelt es sich um eine Sammlung von Spruchreden, für die Zincgreff den griechischen Gattungsbegriff „Aphorismus“ verwendet, ein literarischer Formtypus des europäischen Humanismus – gemeint ist damit im Wesentlichen die Form der Prosa, die Schilderung in der dritten Person, gedankliche Abkürzung, Zweiteiligkeit aus „Occasio“ und „Sententia“, Erwähnung des Sprechers, historische Verbürgtheit und Pointe.<sup>53</sup>

1632 erschien eine erweiterte Fassung des „Weltkeffigs“ in der Ausgabe „im grossen WunderJahr“, mit leicht veränderter und grafisch ansprechenderer Version des Käfig-Stiches. In diesem Jahr erschienen davon drei Ausgaben in erhöhter Auflage<sup>54</sup> – ein nicht gerade geringes literarisches Interesse scheint an Zincgreffs Schriften jedenfalls bestanden zu haben.

### **III. „Vermanung zur Dapfferkeit“ als Quelle gelesen zur Einnahme Heidelbergs 1622**

Weil Zincgreffs Wirken hier vor allem als historische Quelle zur Einnahme und Belagerung der Stadt interessiert, beschränkt sich dieser Teil zunächst auf die Publikationsgeschichte und die politische Bedeutung des Kriegsgedichts „Vermanung zur Dapfferkeit“;<sup>55</sup> auf die literarische Bedeutung kann hier nur hingewiesen werden.<sup>56</sup>

Der erste nachweisbare Druck des Gedichts erschien 1624 in Straßburg als Anhang in den von Zincgreff herausgegebenen „Teutsche[n] Poemata“ des Martin Opitz.<sup>57</sup>

1625 kam es erstmals als Einzeldruck heraus;<sup>58</sup> 1632 dann zum zweiten Mal als „Soldaten Lob und Vermanung zur Dapfferkeit“<sup>59</sup> separat mit dem Vermerk: „anno 1622. In der Belägerung Heydelberg“ – ein Hinweis darauf, dass es bereits zum Zeitpunkt der Belagerung entstanden oder zumindest konzipiert worden ist.<sup>60</sup> Damit hätte es echten Quellenwert für die Heidelberger Ereignisse im September 1622. Es soll der Versuch unternommen sein, das Gedicht als Quelle hierfür zu lesen. Bei der Würdigung des Textzusammenhangs ist wichtig zu beachten, dass es sich eher um „Tradition“ denn um „Überrest“ handelt, also eine bewusste Hinterlassenschaft für die spätere historische Darstellung. Das Gedicht ist „mehr als eine mustergültige Kampf-Paränese“, denn „'Staatsnotstand' und die soldatische Pflicht der Abwehrbereitschaft bilden das Narrativ des Gedichts.“<sup>61</sup>

Weiter ist wichtig, dass es in deutscher Sprache und in Versen verfasst ist<sup>62</sup> – Latein hätten die meisten der Adressierten nicht verstanden; zudem hat Zincgreff auf fremd- und bildungssprachliche Elemente verzichtet (allenfalls mit Ausnahme des Wortes „Tragoedia“, Z. 112); die Verse und gewisse Redundanzen dienen der besseren Erinnerung des Vorgetragenen. Ursprünglich dürfte Zincgreff nämlich das Gedicht als „Kampf-Paränese“ deklamatorisch an die eigenen Soldaten (und



## Soldaten Lob /

Vnd

### Vermahnung zur Dapfferkeit /

Nach Form vnd Art der Elegien, deß Griechischen Poe-  
ten Tyrtæi, welche der Lacedæmonier Feldherren vnd Obersten / ihren  
Bürgern vnd Kriegsknechten / wann sie in ein Treffen gehen solten / vorzu-  
lesen pflegten / durch Doctor Iulium VVilhelm Zingrefen verfer-  
tiget / anno 1622. In der Belägerung Heydel-  
berg.

**E**in Tode ist löblicher / kein Tode wird mehr geehret /  
Als der / durch den das Heyl deß Vaterlands sich mehret /  
Den einer willkomm heist / dem er entgegen lacht /  
Ihn in die Arme nimpt / vnd doch zugleich veracht.  
Ein solcher stehet fest mit vnderwendren Füßen /  
Er weicher niemand nicht / sein Feind ihm weichen müßten /  
Ein solcher Mann der ist der Stadt gemeines Gut /  
Der Widerfacher Grauß / deß Lands wehrhafft  
Hut.

Er kan der Schlachten Fluch bezwingen nach seim Willen /  
Mit seiner Gegenwart deß Feindes Truzen stillen /  
Sein vnverzagtes Herz ist seinem Vaterland  
Ein vnversiegn Vurg / deß Volcks rechte Hand.  
Mit seines Leibes Mawr sperrt er den wilden Feinden /  
Gleich vornen an der Spiz den Zugang zu den Freunden /  
Verscherge die Freyheit nicht vmb einen Hut voll Fleisch /  
Vmb eine Hand voll Blut / vmb einen Mund voll Geiß.

Soldaten Lob 1632, Binnentitel (Quelle: Verweyen: Zingref. Dichter und Pu-  
blizist, wie Anm. 39, S. 195)

Bürger) bei der Heidelberger Belagerung gerichtet haben, auch wenn text-externe  
Belege dafür nicht existieren.<sup>63</sup> Text-intern ist nichts anderes anzunehmen, heißt  
es doch gleich zu Beginn:

„Nach form vnd art der Elegien / deß Grichischen Poeten Tyrtæi,  
welche der Lacedæmonier Feld Obersten jhren Bürgern vnd Soldaten /  
ehe sie ins Treffen giengen / vorzulesen pflegten“<sup>64</sup>

Damit ist zunächst der Hintergrund des Gedichts zu beleuchten, insbesondere die  
„imitatio veterum“, eine der humanistischen Bildung verpflichtete Bezugnahme  
auf die Antike. Der genannte Tyrtaios war ein griechischer Elegiker aus Sparta aus  
der Mitte des 7. Jahrhunderts v. Chr., von ihm sind etwa 250 Verse mit politischen  
Inhalten überliefert, meist Kampf-Paränesen (= „Anfeuerungen“).<sup>65</sup> Tyrtaios war  
Zeitzeuge des sog. 2. Messenischen Krieges, der wohl kurz nach 669 v. Chr. be-  
gann und etwa 30 Jahre andauerte, ein „mörderischer Krieg“, dem ein Aufstand

gegen Sparta im zuvor okkupierten Messenien zugrunde lag und für Sparta der „Erinnerung an ein Trauma“ gleichkam. Gleichzeitig ging es um die innere Ordnung auf Grundlage von Gesetzen, die soziale Krisen und Tyrannis abwenden sollten, die sog. „Wohlordnung“ (= „Eunomia“).<sup>66</sup> Grundlage dieser „Wohlordnung“ war auch die vielfach in der klassischen Zeit Griechenlands beschworene „Freiheit“ – Freiheit von der Bedrückung eines Aggressors als Schlachtruf der Abwehrwilligen.<sup>67</sup> Außerdem konnte die „Wohlordnung“ nur durch Eintracht, den Einsatz für das Gemeinwesen, das Überindividuelle erreicht werden: „Jeder einzelne Spartaner [...] soll sich voll und ganz der überindividuellen Seinsform der Gemeinschaft unterordnen. Wenn er tapfer kämpfend den Tod findet, wird er nicht nur selbst großen Ruhm ernten, sondern auch den Glanz seiner Polis erhöhen.“<sup>68</sup> Beide Elemente spielen in Zincgrefs „Vermanung“ eine wichtige Rolle.

Das Gedicht lässt sich in vier Teile gliedern: (1) Im ersten Teil (Z. 1–56) wird das Individuum angesprochen: Der Kämpfer setzt sich mit Todesmut für die Freiheit und Wahrheit ein, sein Kampf und Opfer dienen Volk und Vaterland, dafür erwarten ihn Ehren und Gedenken auf Erden sowie Herrlichkeit und Freuden im Himmel.<sup>69</sup> (2) Der zweite Teil (Z. 57–73) handelt von Dank und Ruhm, die dem Kämpfer vom Volk über Generationen zugedacht werden, sowie sein Näherrücken an Gott. (3) Der dritte Teil (Z. 74–120) thematisiert die Verachtung des Gegners, der hier näher charakterisiert wird: Als Weichling und Verräter der „gerechten Sache“, geächtet von Familie und Vaterland ist sein Leben zum Scheitern verurteilt. Wer sich Wollust, Geiz, Hass und Furcht ergibt, wird keinen Trost finden. (4) Im vierten Teil schließlich (Z. 121–144) wird die Kampfgemeinschaft beschworen, das Überindividuelle angesprochen: Ein jeder soll seinen Platz im Gefecht einnehmen und die Stellung gemeinsam halten. Der Tod selbst wird der Sieg sein (vgl. 1. Kor. 15, 55: „Der Tod ist verschlungen in den Sieg.“).

Hier können nur wenige Stellen aus dem immerhin 144 Alexandriner-Verse umfassenden Gedicht etwas näher betrachtet werden.

„Kein Tod ist löblicher / kein Tod wird mehr geehret /  
Als der / durch den das Heil deß Vatterlands sich nehret“ (Z. 1f.)

Zu Beginn findet sich bereits die erste Antiken-Rezeption im Sinne der genannten „imitatio veterum“, nämlich eine Rezitation der zweiten Römer-Ode des Horaz und die Betonung der „virtus bellica“: „Dulce et decorum est pro patria mori / Mors et fugacem persequitur virum“.<sup>70</sup> Damit betont Zincgref sogleich die Tradition, in der er sich sieht.

Ein erster Hinweis auf die Stadt Heidelberg findet sich dann in Zeile 7: „Ein solcher Mann der ist der Statt gemeines gut“. Gekoppelt werden diese Bezüge auf die Stadt zugleich mit Verweisen auf das reformatorische Erbe wenige Zeilen weiter: „Ein vnerstiegne Burg / deß Volckes rechte handt“ (Z. 12) – die „vnerstiegne Burg“ kann man nicht nur auf das zu verteidigende Heidelberger Schloss beziehen, sondern zugleich als Luther-Zitat deuten: „Eine feste Burg ist unser Gott“.<sup>71</sup> Die Rezitation überrascht gleichviel, betrachtet man die generellen Auseinandersetzungen innerhalb des Protestantismus zu dieser Zeit.<sup>72</sup>

Als nächstes springt das Motiv der Freiheit ins Auge: „Verschertzt die Freyheit nicht vmb einen Hut voll Fleisch / Vmb eine Handt voll Blut / vmb einen Mundt

voll Geist“ (Z. 15f.); „Acht für die beste Kunst / wann er nicht frey kan leben / Daß er doch sterbe frey: thut immer vorwärts streben“ (Z. 41f.) und schließlich „Wer Knechtisch ist gesinnt / muß vnter Herren kommen / Die jhn mit einem zaum nach jhrem willen führn / Weil er der Freyheit müd sich selbst nit mag regirn“ (Z. 74–76). Wie in den klassischen griechischen Texten<sup>73</sup> spielt wiederholt die Freiheit eine entscheidende Rolle: Einmal wird sie über alle weltlichen Dinge gestellt („niedrige gedinge“, Z. 17), dann für wichtiger erachtet als der Tod (Z. 41f.), schließlich wird dem Feind das Streben nach Freiheit aberkannt (Z. 76–76) – und das meint im Kontext Zinckgrefs natürlich die Katholiken, die sich nach seiner calvinistisch-protestantischen Sicht in der Knechtschaft des Papstes befanden. Und wieder kommt Luther in den Sinn mit seiner wohl meistgelesenen Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ von 1520, worin es vornehmlich um aus dem Neuen Testament geschöpfte theologische Gedanken um die innere Freiheit im Glauben ging, die als „paradoxe Existenz des Christen als freie, geistliche Herrschaft und als dienstbare Knechtschaft“ in Erscheinung getreten sei.<sup>74</sup>

Nimmt man die in manchen Quellen und in der älteren Literatur berichteten Vergewaltigungen und Gewalttaten<sup>75</sup> für bare Münze, so lassen sich auch Stellen der „Vermanung“ hierauf beziehen: „Es folgt das gantze Volck / das vff jhn thete bawen / Der Leichen trawrig nach / der Leichen von Jungfrauen (Den er jhr Ehr bewahrt / die er vor Schandt behüt)“ (Z. 57–59). Die Verteidiger werden angehalten, die Jungfrauen vor Schande zu bewahren, mögen diese dabei auch den Tod finden. Gewarnt werden die Soldaten der eigenen Sache, wenn Zinckgref schreibt, dass Wollust, Geiz, Hass und Furcht die Festung (das Heidelberger Schloss?) einnehmen und dann alle anderen Festungen auch fielen: „Es ist zu spat gewehrt / wanns Hertz schon ist genommen; Wann Wollust / Geitz / Haß / Forcht hat diese Festung ein / All’ andre Festungen gewiß vergeblich sein“ (Z. 82–84). Dies kann die geschilderten Auseinandersetzungen zwischen Heidelberger Bürgern und den verteidigenden Soldaten reflektieren, zumal die Bürgerschaft den Soldaten mangelnden Mut bei der Verteidigung anlastete.<sup>76</sup>

Spekulativ kann es schnell werden, etwa wenn man eine Stelle des Gedichts, nämlich Z. 63: „Die dieser Seul entsetzt / die diesen Arm verlohren“, als Bezug auf den bei Häusser kolportierten Verlust des Arms Christians von Braunschweig in der Schlacht bei Fleuri (29. August 1622) auffasst<sup>77</sup> – dies zeigt jedenfalls die Grenzen des Quellenwertes auf. Diese wenigen Stellen müssen hier genügen, um einen Eindruck des Quellenwertes zu bekommen.

Summa summarum lässt sich feststellen: Zinckgrefs „Vermanung“ lässt sich als ergänzende Quelle zur Belagerung und Einnahme Heidelbergs 1622 verwenden, aber mit deutlichen Einschränkungen. Der stark abstrahierte Text ist als „Tradition“ zu lesen und daher im Hinblick auf die Intention zu „bereinigen“ – als literarische Bearbeitung der Belagerungs-Situation mit Abstand mehrerer Jahre hinsichtlich der Publikationen 1624 und 1632. Schließlich ist Zinckgrefs späthumanistisches „Kunstverständnis“ an literarische Produktion zu berücksichtigen: Obwohl in deutscher Sprache und unter Verzicht auf akademische Ausdrucksweise erschienen, bleibt das Gedicht sehr abstrakt, auch wenn es deutlich manche in Quellen und Literatur dargestellten Ereignishorizonte nachzeichnet und manche davon belegen mag.



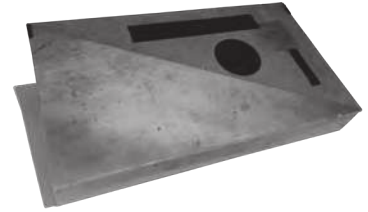
## Anmerkungen

- 1 Julius Wilhelm Zingref: Eine Vermanung zur Dappferkeit, abgedruckt in Martin Opitz: Gesammelte Werke Bd. II: Die Werke von 1621 bis 1626 1. Teil, hg. von George Schulz-Behrend (Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart 300), Stuttgart 1978, S. 287.
- 2 Etwa Georg Schmidt: Die Reiter der Apokalypse. Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, München 2018, S. 224f.; gar nicht erscheint Zingref bei Cicely Veronica Wedgwood: Der 30jährige Krieg, München 1967, bei Johannes Arndt: Der Dreißigjährige Krieg 1618–1648, Stuttgart 2009 und auch nicht bei Herfried Münkler: Der Dreißigjährige Krieg. Europäische Katastrophe, Deutsches Trauma 1618–1648, Berlin 2017.
- 3 Vgl. etwa Ludwig Häusser: Geschichte der Rheinischen Pfalz nach ihren politischen, kirchlichen und literarischen Verhältnissen Bd. 2, Heidelberg 1924, S. 529 – hier kommt Zingref in ganz anderem Zusammenhang vor; Meinrad Schaab: Geschichte der Kurpfalz Bd. 2: Neuzeit, Stuttgart, Berlin, Köln 1992, S. 108.
- 4 „Kriegslied“: Dieter Martin: Barock um 1800. Bearbeitung und Aneignung deutscher Literatur des 17. Jahrhunderts von 1770 bis 1830 (Das Abendland. Forschungen zur Geschichte europäischen Geisteslebens NF 26), Frankfurt am Main 2000, S. 194; zur Entstehung: Wilhelm Kühlmann: „Vermanung zur Dapfferkeit“ (1622). Zingrefs Heidelberger Kriegsgedicht im Kontinuum der Tyrtaios-Rezeption des 16. bis 19. Jahrhunderts, in: ders. (Hg.): Julius Wilhelm Zingref und der Heidelberger Späthumanismus. Zur Blüte und Kampfzeit der calvinistischen Kurpfalz, Ubstadt-Weiher u.a. 2011, S. 165–190, hier S. 166.
- 5 Münkler (wie Anm. 2), im Untertitel.
- 6 Schaab (wie Anm. 3), S. 30f., 35–49; Zitate S. 31, 35.
- 7 Volker Press: Calvinismus und Territorialstaat. Regierung und Zentralbehörden der Kurpfalz 1559–1619 (Kieler historische Studien 7), Stuttgart 1970, S. 369–419.
- 8 Hiram Kümpfer: Die Protestantische Union: ein Stiefkind der Forschungen zum Dreißigjährigen Krieg, in: Jörg Kreutz, Wilhelm Kreutz, Hermann Wiegand (Hgg.): Die Kurpfalz im Dreißigjährigen Krieg (1618–1648) (Bausteine zur Kreisgeschichte 12), Heidelberg 2020, S. 11–26, hier bes. S. 11f.
- 9 Schaab (wie Anm. 3), S. 112.
- 10 Vgl. hierzu Wilhelm Kreutz: Die Kurpfalz zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges, in: Kühlmann (wie Anm. 4), S. 70–84, hier S. 72–74.
- 11 Die Differenz von zehn Tagen ergibt sich aus damals unterschiedlichen Kalendern: Die Protestanten nutzten weiter den Julianischen Kalender; die Katholiken den durch Papst Gregor XIII. verbesserten Kalender, der 1582 eingeführt und von den Protestanten als „Teufelswerk“ abgelehnt wurde; vgl. dazu Dirk Steinmetz: Die Gregorianische Kalenderreform von 1582: Korrektur der christlichen Zeitrechnung in der frühen Neuzeit, Steinmetz, Oftersheim 2011.
- 12 Vgl. zum Konflikt in Böhmen, dem Prager Fenstersturz und zur Doppelwahl und ihren Folgen Schmidt (wie Anm. 2), S. 157–167, 178–186.
- 13 Frieder Hepp: Heidelberg im Dreißigjährigen Krieg, in: Kreutz u.a. (wie Anm. 8), S. 55–78, hier S. 58.
- 14 Schaab (wie Anm. 3), S. 112f.
- 15 Zur Schlacht näher Schmidt (wie Anm. 2), S. 195–203; zur Flucht Schaab (wie Anm. 3), S. 114.
- 16 Armin Kohnle: Kleine Geschichte der Kurpfalz, Karlsruhe 2005, S. 107f.
- 17 Hepp: Heidelberg (wie Anm. 13), S. 56f.
- 18 Eike Wolgast: Die Universität Heidelberg 1386–1986, Berlin u.a. 1986, S. 51.
- 19 Zu Staatshaushalt und Steuern vgl. GLA 67/907, 77/7700; zu den Finanzen ferner Schaab (wie Anm. 3), S. 90–92.
- 20 Kohnle (wie Anm. 16), S. 109f.
- 21 Frieder Hepp: Ansichtssache Heidelberg. Stadtansichten aus dem 15. bis 19. Jahrhundert, in: Wilhelm Kreutz, Wilhelm Kühlmann, Hermann Wiegand (Hgg.): Die Wittelsbacher und die Kurpfalz in der Neuzeit. Zwischen Reformation und Revolution, Regensburg 2013, S. 163–187.

- 22 Thesaurus pictuarum Bd. IV, fol. 7r.
- 23 Häusser (wie Anm. 3), S. 295f.
- 24 Vgl. Hepp: Heidelberg (wie Anm. 13), S. 66.
- 25 Relatio obsidionis Heidelbergensis. Das isst: Kurze vnpartheyische Erzehlung der Belagerung vnd Einnnehmung der Statt Heydelberg, online unter: [http://idb.ub.uni-tuebingen.de/opendigi/FoXIIa392\\_qt#p=24](http://idb.ub.uni-tuebingen.de/opendigi/FoXIIa392_qt#p=24) (letzter Aufruf: 13.8.2021).
- 26 Kurze und doch gründliche Verantwortung der Chur- vnnnd Residenz-Stadt Heidelberg Einwohner wider die in jüngster Herbstmeß Anno 1622 ausgegangene vermeinte histor. Relation entgegengesetzt durch P. P. an den Stadt-Rath zu Heidelberg, abgedruckt bei M. K. Londorp: Acta publica D. i. Der röm. kaiserlichen Majestät Matthiae [...] u. Ferdinandi Secundi [...] Reichshandlung von Ursachen des Teutschen Kriegs durch Casparum Londorpium Bd. II, Frankfurt 1630, S. 743–753.
- 27 Vgl. Häusser (wie Anm. 3), S. 393f., Fußnote 24.
- 28 Theatrum Europaeum oder Beschreibung aller denckwürdigen Geschichten, die sich hin und wieder in der Welt [...] vom Jahre 1617 zugetragen, hg. von Johann Philipp Abelin u.a. 21 Bde., Frankfurt a.M. 1635–1738, hier Bde. 1–5.
- 29 Vgl. hierzu Elisabeth Erdmann: Der Dreißigjährige Krieg im Spiegel der Tagebücher des Thomas Mallinger. Handlungsweisen der Bevölkerung, in: ZGO 143 (1995), S. 515–527.
- 30 Zur älteren Literatur vgl. Häusser (wie Anm. 3), S. 392–408; zur neueren Schaab (wie Anm. 3), S. 114–117, die dort genannten Quellen sind abgedruckt in H. Wirth: Gleichzeitige Berichte über die Ereignisse des 30jährigen Krieges in Heidelberg, in: Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg I, 1868, S. 26–33 und ders.: Erstürmung Heidebergers durch Tilly 1622, ebd. II, S. 190–194.
- 31 Wirth: Gleichzeitige Berichte (wie Anm. 30), S. 27.
- 32 So auch das Tagebuch des Thomas Mallinger, abgedruckt bei Wirth (wie Anm. 30), S. 27f.
- 33 Hepp: Heidelberg (wie Anm. 13), S. 68f.; Schaab (wie Anm. 3), S. 115.
- 34 Häusser (wie Anm. 3), S. 396f.
- 35 Relatio obsidionis (wie Anm. 25), S. 19.
- 36 Hierzu zusammenfassend Hepp: Heidelberg (wie Anm. 13), S. 69–73.
- 37 Zum Vater und den Familienhintergründen: Wilhelm Kühlmann, Lutz Claren: Laurentius Zingref, der Vater. Lebensspuren und Lebensleistungen des Heidelberger Hofgerichtsrats, in: Kühlmann (wie Anm. 4), S. 135–164.
- 38 Die Matrikel der Universität Heidelberg Teil II: Von 1554–1662, hg. von Gustav Toepke, Heidelberg 1886, S. 237, online unter: <https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/matrikel1554/0001/scroll> (letzter Aufruf: 13.8.2021).
- 39 Theodor Verweyen: Julius Wilhelm Zingref (1591–1635). Dichter und Publizist in der Blütezeit der calvinistischen Kurpfalz, in: Kühlmann (wie Anm. 4), S. 15–48, hier S. 22f.
- 40 Abgedruckt in Johann Leonhard Weidner: Triga Amico-Poetica, o. O. 1619, S. 188f.
- 41 Übersetzung von Wolfgang Srb, abgedruckt bei Verweyen: Zingref (wie Anm. 39), S. 9.
- 42 Verweyen: Zingref. Dichter und Publizist (wie Anm. 39), S. 35.
- 43 Achim Aurnhammer: Zingref, Opitz und die sogenannte Zingref'sche Gedichtsammlung, in: Kühlmann (wie Anm. 3), S. 263–284, hier S. 263; zu Opitz insgesamt Wilhelm Kühlmann: Martin Opitz. Deutsche Literatur und deutsche Nation, Heidelberg 2001.
- 44 Verweyen: Zingref. Dichter und Publizist (wie Anm. 39), S. 37.
- 45 Julius Wilhelm Zingref: Gesammelte Schriften, hg. von Dieter Mertens, Theodor Verweyen, Tübingen 1978ff., vgl. zum Projektstand auch <https://zingref.repositorium.gf-franken.de/index.htm> (letzter Aufruf: 13.8.2021).
- 46 Vgl. zum Folgenden Cornelia Rémi: Zur polyphonen Komposition von Zingrefs Skandalschrift „Facetiae Pennalium“, in: Kühlmann (wie Anm. 4), S. 321–345.
- 47 Vgl. zum Folgenden: Theodor Verweyen: Julius Wilhelm Zingref als politischer Publizist. Studien zu literarischen Kleinformen und zu Problemen der Autorschaft anonymer Literatur im Heidelberger Späthumanismus, Heidelberg 2019, S. 27–33.
- 48 Vgl. hierzu Dieter Mertens: „Epos ad Fridericum“, in: Kühlmann (wie Anm. 4), S. 101–133.



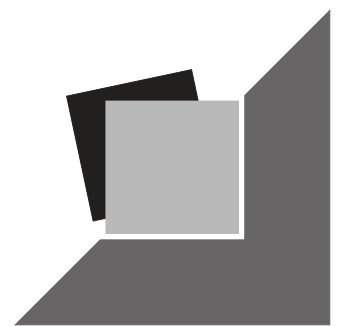
- 49 Vgl. zum Folgenden Wolfgang Srb: Zingrefs „Oratio inauguralis“. Übersetzung. Vorläufige Bemerkungen zu Edition, Kommentar und Interpretation, in: Kühlmann (wie Anm. 4), S. 305–319.
- 50 Axel E. Walter: Medien und Praktiken intersubjektiver Kommunikation in der späthumanistischen Gelehrtenrepublik. Am Beispiel der Beziehungen von Julius Wilhelm Zingref zur Familie Lingelsheim, in: Kühlmann (wie Anm. 4), S. 347–408, hier S. 347.
- 51 Vgl. hierzu Werner Wilhelm Schnabel: Zingrefs „Quodlibetisches Weltkefig“. Eine satirisch-polemische Flugschrift gegen den politischen Katholizismus, in: Kühlmann (wie Anm. 4), S. 223–262.
- 52 Ebd., S. 224.
- 53 Verweyen: Zingref. Dichter und Publizist (wie Anm. 39), S. 42–48.
- 54 Schnabel (wie Anm. 51), S. 236.
- 55 Zur politischen Bedeutung insgesamt Verweyen: Zingref als politischer Publizist (wie Anm. 47).
- 56 Zur literarischen Bedeutung der „Vermanung“ besonders Kühlmann (wie Anm. 4), S. 165–190 sowie Friedrich Vollhardt: Julius Wilhelm Zingrefs „Vermanung zur Dapperkeit“ und die Popularisierung der Elegie durch Johann Michael Moscherosch, in: Kühlmann (wie Anm. 4), S. 409–426.
- 57 Martin Opitz: Teutsche Poemata, hg. von Julius Wilhelm Zingref, 1624, „Anhang“ S. 220–224.
- 58 Hierzu Verweyen: Zingref als politischer Publizist (wie Anm. 47), S. 23–25.
- 59 Opitz (wie Anm. 1), S. 286–290, bis auf Veränderungen im Titel hat der Separatdruck von 1632 keine wesentlichen Änderungen zur Fassung von 1624 erfahren, vgl. Verweyen (wie Anm. 55), S. 27.
- 60 So Kühlmann (wie Anm. 4), S. 166f., der den historischen Moment annimmt, als Markgraf Georg Friedrich von Baden gegen Tilly antrat.
- 61 Verweyen: Zingref als politischer Publizist (wie Anm. 47), S. 30.
- 62 Verweyen: Zingref. Dichter und Publizist (wie Anm. 39), S. 36.
- 63 Ebd. S. 29f.
- 64 Opitz (wie Anm. 1), S. 286.
- 65 Metzler Lexikon Antiker Literatur. Autoren, Gattungen, Begriffe, hrsg. von Bernhard Zimmermann, Stuttgart 2004, S. 198.
- 66 Karl-Wilhelm Welwei: Sparta. Aufstieg und Niedergang einer antiken Großmacht, Stuttgart <sup>3</sup>2013, S. 70–77; Ernst Baltrusch: Sparta. Geschichte, Gesellschaft, Kultur, München <sup>2</sup>2016, S. 37–41.
- 67 Vgl. Sebastian Schmidt-Hofner: Das Klassische Griechenland. Der Krieg und die Freiheit, München 2016, S. 11f.
- 68 Welwei (wie Anm. 66), S. 76.
- 69 Vgl. Opitz (wie Anm. 1), S. 286–290.
- 70 Hor. *carm.* 3, 2, 13; zu Deutsch: „Süß ist’s und ruhmvoll, stirbt man für’s Vaterland / Des Todes Arm erfasst den Flüchtgen doch“, vgl. Verweyen: Zingref als politischer Publizist (wie Anm. 47), S. 30f.
- 71 Opitz (wie Anm. 1), S. 287; zu Luther vgl. etwa: Evangelisches Kirchengesangbuch. Ausgabe für die Vereinigte protestantisch evangelisch christliche Kirche der Pfalz, Speyer 1952, Nr. 201.
- 72 Zu den Unterschieden und Auseinandersetzungen vgl. Friedrich Wilhelm Graf: Der Protestantismus. Geschichte und Gegenwart, München <sup>3</sup>2017, S. 31–45.
- 73 Lys. *epitaphios* 2.
- 74 Thomas Kaufmann: Erlöste und Verdammte. Eine Geschichte der Reformation, München <sup>2</sup>2017, S. 126f.
- 75 Häusser (wie Anm. 3), S. 397–299; *Relatio obsidionis* (wie Anm. 25), S. 17.
- 76 Verantwortung (wie Anm. 26), S. 750.
- 77 Häusser (wie Anm. 3), S. 392.



**DEUTSCHES  
VERPACKUNGS-MUSEUM**  
Hauptstraße 22 (Innenhof)  
69117 Heidelberg

Öffnungszeiten:  
Mi bis Fr 13–18 Uhr  
Sa, So, feiertags 11–18 Uhr

[www.verpackungsmuseum.de](http://www.verpackungsmuseum.de)  
[museum@verpackungsmuseum.de](mailto:museum@verpackungsmuseum.de)



**DEUTSCHES  
VERPACKUNGS  
MUSEUM**  
MARKE+DESIGN

Wilfried Witte

## Ernst Kürz in Heidelberg

### Die Geschichte der Spanischen Grippe im Spiegel der gesundheitspolitischen Debatte in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg

Im Gedenken an Wolfgang U. Eckart (1952–2021)

#### Wer war Ernst Kürz? War sein Wirken von Belang?

Sein Name ist weitestgehend vergessen. Und doch ist er erst kürzlich in einer englischsprachigen Gesamtdarstellung der Spanischen Grippe erwähnt worden. Um diesen Zusammenhang einordnen zu können, muss man sich ein Bild der gravierendsten Pandemie des 20. Jahrhunderts und deren Rezeption machen.

Dieses Bild ähnelte sich 1918–1920 in ganz Deutschland. Zu berücksichtigen ist, dass die Geschichte der Grippe insgesamt dadurch gekennzeichnet ist, dass Influenza alltäglich sein kann, aber auch desaströs – für einzelne, aber auch für große Gruppen von Menschen. Die erste Welle der Spanischen Grippe im Deutschen Reich, die sich im Frühjahr 1918 ereignete, stand für die Grippe als eher harmlose Erkrankung, die viele befiel, aber relativ wenige tötete. Die zweite Welle, diejenige des Herbstes 1918, entpuppte sich als die eigentliche tödliche Welle. Die dritte Welle, im Frühjahr 1920, wurde von vielen gar nicht mehr als solche wahrgenommen, oder man datierte sie, wie es heute noch viele tun, fälschlicherweise bereits in das Jahr 1919.

Die Spiegelung des Geschehens in der zeitgenössischen Presse war nur vereinzelt anschaulich und vertiefend, meist bestand sie in kurzen Meldungen. In der „Moosburger Zeitung“, der Zeitung der Stadt Moosburg an der Isar in Oberbayern, war am 1. Juli 1918 eher ungewöhnlich ausführlich zu lesen:

„Die ‚Spanische Grippe‘ nimmt hier, wie überall, zu. Fast in jedem Hause gibt es 1–3 Kranke. Zum Glück ist die Sucht [sic] nicht bösartig; man nehme aber an, es würde eine lebensgefährliche Epidemie herrschen, was ja ebenso auch sein könnte? Wie oft lasen wir in Büchern aus der alten Zeit von Krieg, Hungersnot und Pest? Wie ein schreckliches Märchen mutete uns so ein Kapitel an und dabei stehen wir so nahe daran, dasselbe wieder zu erleben. Wie heißt es im allgemeinen Gebet: Wende ab, gnädigster Vater, die wohlverdienten Strafen, gegenwärtige und zukünftige Gefahren, schädliche Empörung, Kriegsrüstung, Teuerung, Krankheiten und betrübte, armselige Zeiten!“<sup>1</sup>

Die zweite Welle, die das Verderben der Seuche unmittelbar ausdrückte, wurde häufig selbst im Nachhinein nicht angemessen beschrieben. So vermerkte der Lehrer Wilhelm Menebröcker aus der norddeutschen Obergrafschaft Bauerschaft Wengsel (Grafschaft Bentheim) in seiner Schulchronik:

„Durch den langen Krieg, durch die Kriegsleiden und durch den Hunger war das deutsche Volk vollständig zermürbt. Am 9. November 1918 brach die Revolution aus, und alle Regierungen und Herrscher wurden in einer Nacht weggefegt. Der Kaiser und der Kronprinz flohen nach Holland und Deutschland wurde Republik.“<sup>2</sup>

Katastrophen waren der Krieg und der Hunger, die Grippe ging in der allgemeinen Wahrnehmung schnell unter oder sie wurde eher als ein abgeleitetes Phänomen angesehen, als Kriegsfolge oder als Folge des Hungers. Dass besonders viele der Grippe erlagen, die als nicht besonders abwehrgeschwächt gelten konnten, blieb ein zumeist ignoriertes, letztlich unerklärtes Rätsel.

Erstaunlicherweise wurde die Influenza, die aus Spanien zu stammen schien, fast umgehend zur Randnotiz, außer in der Medizin selbst. In der Reichshauptstadt Berlin erörterte die Ärzteschaft das Thema Spanische Grippe anfangs lebhaft. Die Berliner Medizinische Gesellschaft traf sich in dieser Zeit viermal, um darüber zu debattieren. Am 30. Oktober 1918 fand eines dieser Treffen statt. Es trat jedoch ein zeittypisches Problem auf:

„Wir sollten zunächst etwas über die Grippe hören. Die Grippe hat uns aber einen Strich durch die Rechnung gemacht. Der Herr Vortragende ist selber an der Grippe erkrankt und hat mir in diesem Augenblicke mitgeteilt, dass er nicht vortragen könne. Jemand musste ersatzhalber über einen kleinen Cholera-Ausbruch, der Berlin heimgesucht hatte und niemand recht interessierte, reden, bis dann doch noch ein anderer Referent herbeieilte, der zur Grippe vortrug.“<sup>3</sup>

Eine politische Debatte entzündete die Spanische Grippe aber auch in der Reichshauptstadt nicht. Der Reichsgesundheitsrat tagte zweimal, am 10. Juli – man hielt die Grippe für keine große Gefahr – und am 16. Oktober – man nahm Abstand davon, „die Schließung von Theatern, Lichtspielaufführungen, Schaustellungen u.s.w. zu empfehlen.“ Die Begründung lautete: solche Maßnahmen würden die Bevölkerung nur „unnötig beunruhigen“. Das war und blieb der Tenor. Wer dreist genug war, konnte sogar das Narrativ der ersten Welle (Grippe ist Alltag) auch später noch verallgemeinern. So tat es beispielsweise am 14. November 1918 der Wiener Kriegsberichterstatler Richard Arnold Bermann in der „Vossischen Zeitung“ unter seinem Pseudonym Arnold Höllriegel, als er sich über die Grippe in Österreich und analog in Deutschland ausließ. Wie zu Zeiten der ersten Welle der Spanischen Grippe, als man den Grippekranken eher leicht unterstellen konnte, sie würden damit ihr Simulantentum kaschieren, bediente Höllriegel dieses Stereotyp, als er schrieb:

„Nicht nur daß die Grippe plötzlich verschwunden ist, ausgelöscht, in die Hölle zurückgeschlüpft auch im allgemeinen. Das Kranksein freut die österreichischen Menschen auf einmal nicht. Gestehen wir es: einige von ihnen hat es bisher gefreut.“<sup>4</sup>

Der offizielle preußische Abschlussbericht zur Spanischen Grippe von 1920 war schließlich eher buchhalterisch aufzählend; er konzentrierte sich dabei auf die östlichen Landesteile Preußens. Der Abschlussbericht des Reichsgesundheitsamtes von 1923 war knapp und allgemein gehalten. Die zugrundeliegende Botschaft offenbarte sich schnell. Von oberster Stelle waren keine Hilfe und keine Aufklärung zu erwarten. Die Grippe kam schnell und ging schnell – das galt auch für die zweite, die tödliche Welle.

## Grippe in Heidelberg

Man sprach damals im gesamten Deutschen Reich von „Grippeferien“, wenn es darum ging, zu entscheiden, ob die Herbstferien wegen der Grippe verlängert werden sollten oder nicht.<sup>5</sup> Die Schulfrage war auch ein Aufhänger der Grippe-Debatte in Baden. Grundlage war die badische (Landes-) „Verordnung zur Bekämpfung der ansteckenden Krankheiten“ von 1911. In den Bezirken Heidelberg-Stadt (Heidelberg I) und Heidelberg-Land (Heidelberg II) war das Vorgehen aber nicht einheitlich. Das Bezirksamt Heidelberg schrieb am 23. Oktober 1918 an die Bürgermeisterämter des Landbezirks, an das Kreisschulamt und an die Bezirksärzte, dass die Schulen in dem Moment geschlossen werden könnten, „sobald die Grippe in erheblichem Umfange auftritt.“ Die Hauptlehrer und die Ortsschulbehörde auf dem Dilsberg bei Heidelberg hatten allerdings schon zwei Tage zuvor entschieden, die dortige Schule zu schließen. Dr. Ernst Kürz war der Bezirksarzt für Heidelberg II. Er billigte die formell vorläufige Entscheidung nachträglich.

In Heidelberg I, also Heidelberg-Stadt, bemühte sich währenddessen der Bezirksarzt Dr. Johann Holl, die Pandemie nach Möglichkeit klein zu reden. Am 11. Oktober publizierte das „Heidelberger Tageblatt“ eine Erklärung aus seiner Feder, derzufolge die Lage in Heidelberg nicht so schlimm sei. Vielen Erkrankten stünden wenige Tote gegenüber. Viel machen könne man nicht. Es gelte, das Bett zu hüten und niemand anzuhusten. Als Mitte des Monats ruchbar wurde, dass ungefähr 60 Grippetote in Heidelberg offiziell zu vermelden waren, verfasste Holl einen Bericht über die Influenza in Heidelberg, der an die örtlichen Tageszeitungen mit der Bitte um Aufnahme versandt wurde. Laut Holl war die Zahl von 60 Grippetoten unzutreffend, es wären vielmehr 50 Tote, von denen 39 nicht in Heidelberg wohnen würden. Die „Heidelberger Zeitung“ widersprach dieser Darstellung und zog auch Holls Darstellung in Zweifel, dass die Epidemie ihren Höhepunkt schon überschritten hätte. Soweit bekannt, saß Holl das Problem dann aus.

Kürz hingegen wurde aktiv. Am 15. Oktober 1918 war in den Zeitungen zu lesen, dass die Situation in Dossenheim bei Heidelberg „ganz schrecklich“ sei. Am 18. Oktober ergänzte der Heidelberger „Verein für Volkswohlfahrt“ in einem Schreiben an das Bezirksamt: „Dossenheim ist von der Grippe anscheinend durchseuchter als die anderen Ortschaften“. Es fehlte – wie eigentlich überall – an Ärzten. Kürz machte sich auf nach Dossenheim, um dort ein Bild von der Lage zu erhalten. Sein Fazit war: so gravierend sei es nicht. Auf sein Geheiß wurde die dortige Schule geschlossen. Außerdem erklärte sich Kürz bereit, in Dossenheim Patienten und Patientinnen zu versorgen, wenn Dr. Josef Wenz aus Rohrbach nicht einspringen könne. Da sich Wenz bereit erklärte, in Dossenheim tätig zu werden, war Kürz nicht oder nicht lange mit der praktischen Krankenversorgung in Dossenheim betraut. Dass schnell und unbürokratisch geholfen werden konnte, ging auf das Konto von Kürz.

Es ging aber nicht überall so gut aus. In Wieblingen beispielsweise machte sich bald Verzweiflung breit. Ein Leserbrief „einiger Wieblingler“ erschien am 7. November im „Heidelberger Tageblatt“. Darin war zu lesen, dass die Wieblingler den Ärzten nichts vorwerfen wollten, da sie ja überfordert seien. Sie fragten aber nach, ob es nicht möglich sei, Medizinstudenten im 8. bis 9. Semester praktizieren zu

lassen, das sei „im Felde“ doch auch geschehen. Resonanz hat der Aufruf aber, soweit bekannt, nicht erfahren.

Damit könnte es sein Bewenden haben, wenn man auf die Spanische Grippe in Heidelberg zu sprechen kommt. Es wurde nicht viel dokumentiert, die Grippe blieb auch in Heidelberg randständig. Das eine greift jedoch ins andere, wenn man politische Debatten in den Blick nimmt, die nicht ausdrücklich Bezug nehmen auf die Spanische Grippe, über die nicht viel zu Papier gebracht wurde. Dies kann wiederum an der Person Ernst Kürz' und dessen Wirken veranschaulicht werden. Wer war also Ernst Kürz?



Ernst Kürz, vermutlich 1930er-Jahre. Aufnahme aus Walter Artelt: Ernst Georg Kürz 1859–1937. Vortrag, gehalten am 1. Oktober 1963 auf der Jahresversammlung der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaft und Technik e.V., Schaffhausen (gedrucktes Manuskript). (Quelle: Zur Verfügung gestellt vom Senckenbergischen Institut für Geschichte und Ethik der Medizin der Universität Frankfurt am Main)

### Ernst Kürz: Leben und Werk

Ernst Georg Kürz war am 5. September 1859 als Sohn eines Lehrers im alemannischen Villingen geboren worden. Er hatte in Freiburg, München und Heidelberg Medizin studiert. Nachdem er in der Augenheilkunde eine Doktorarbeit verfasst hatte, arbeitete er zunächst in der Freiburger Universitäts-Augenklinik, danach praktizierte er in Bonndorf im Schwarzwald. Im Jahr 1884 heiratete er die Freiburger Kaufmannstochter Emma Tritschler, ein Jahr später kam der Sohn Ernst Franz Georg zur Welt, der im 1. Weltkrieg fiel. Die Zwillingsschwestern Emma und Franziska wurden 1886 geboren. Nach Aussage des Medizinhistorikers und Weggefährten Kürz', Walter Artelt, waren beide psychisch krank.

Von 1885 bis 1889 war Kürz Badearzt in Bad Dürkheim auf der Baar. Die staatsärztliche Prüfung legte er 1886 in der badischen Landeshauptstadt Karlsruhe ab. Von 1889 bis 1898 war er Bezirksarzt in Wolfach. Dort hatte er außerdem eine Kassenpraxis und war Leiter des örtlichen Gewerbevereins.

In dieser Zeit begann er auch, sowohl seinem politischen Interesse als auch seiner Neigung zur historischen Betrachtung nachzugehen. Er verfasste in seiner Wolfacher Zeit sowohl eine Schrift „Zur Reform der Socialen Gesetzgebung“ als auch eine biografische Abhandlung über den Villingener Arzt Georgius Pictorius (Georg Maler), der im 16. Jahrhundert wirkte. Kürz blieb regional verwurzelt, sein Lieblingsschriftsteller war der badische Geistliche und Erzähler Heinrich Hansjakob.

Kurzzeitig bekleidete Kürz danach das Amt eines Kreisoberhebearztes und Vorstehers der Hebammenschule und Entbindungsanstalt in Donaueschingen, bevor er im Juni 1899 den Landbezirk Heidelberg als Bezirksarzt übernahm. Am 24. Dezember 1899 erfolgte die Ernennung zum Medizinalrat. In Heidelberg hat sich Kürz auch der Psychiatrischen Klinik Emil Kraepelins angeschlossen und gerichtsmedizinisch und psychiatrisch publiziert. Dabei setzte er sich u.a. mit einem Thema auseinander, das ihm auch in seiner bezirksärztlichen Tätigkeit immer wieder begegnete: dem Alkoholismus.<sup>6</sup> Bei Kontakten zur bäuerlichen Bevölkerung stach ihm immer wieder ins Auge, dass nicht nur die Wohnverhältnisse oft katastrophal waren, sondern auch die Versorgung mit Wasser. Das veranlasste die ländliche Bevölkerung nach seiner Beobachtung häufig gar nicht zur Klage über den Missstand, da Wasser kaum getrunken wurde, sondern Alkohol (Flaschenbier) – als „flüssiges Brot“ und Durstlöcher. Des Öfteren sei ihm entgegnet worden: „Aber Wasser trinkt man hier ja gar nicht, wir löschen unsern Durst mit Bier.“ Kürz schlussfolgerte: „einwandfreies Wasser“ müsse „kommunistischer Besitz“ sein. Eine ablehnende Haltung nahm er auch gegenüber einer technischen Neuerung der Zeit ein: dem Automobil. Nach Kürz leistete es der Pathogenität des Staubs Vorschub, indem es „außerordentliche Mengen an Staub“ aufwirbelte und „lästige Gase“ erzeugte. Damit drohte sich das Automobil „wegen seiner sonstigen Gemeingefährlichkeit zu einer wahren Krux auszuwachsen“, ... „wenn nicht energische Einschränkungsmaßnahmen getroffen werden.“<sup>7</sup>

Im Jahr 1910 erhielt Kürz, ohne Habilitation, die *Venia legendi* für „gerichtsärztliche Medizin und Verwaltungshygiene“ an der Universität Heidelberg. Die Lehrbefugnis legte er jedoch Mitte 1911 schon wieder nieder, nach Streitigkeiten mit dem badischen Innenministerium über die spärliche Ausstattung des Instituts.

Vom 17. Dezember 1914 bis zum 6. September 1915 leistete Kürz als Arzt auf verschiedenen Posten Militärdienst. Danach war er wieder als Heidelberger Bezirksarzt tätig; außerdem baute er ein orthopädisches und ein Nervenlazarett auf. Im Dezember 1917 erfolgte die Ernennung zum Geheimen Medizinalrat. Politisch war Kürz zeitlebens nationalliberal ausgerichtet und an Friedrich Naumann (1860–1919) orientiert. Dies strukturierte seine praktische und publizistische sozialhygienische Tätigkeit.

Hygiene war in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts bestimmt durch die Bakteriologie. Es schien, als ob es ausschließliches Ziel sei, krankmachende Keime zu bannen oder auszurotten, um ein hygienisches Zeitalter zu begründen. Zu Beginn des neuen Jahrhunderts mehrten sich die Stimmen, die eine Erweiterung forderten, um die Rolle der sozialen Verhältnisse zu berücksichtigen. Daraus erwuchs in Deutschland die Sozialhygiene und in Österreich die Sozialmedizin.

## **Die Anfänge der Gesundheitspolitik**

Folgenreich war die gewachsene Bedeutung der Sozialhygiene auch für die Gesundheitspolitik. Stand vor 1900 – auch im sozialdemokratischen Kontext – noch die „freie Arztwahl“ im Mittelpunkt ärztlicher Standespolitik, so entwickelte sich die „soziale Medizin“ in Österreich (aber auch in Deutschland) ab 1900 zu einem „umfassenden Konzept, das die Veränderung medizinischen Handelns in Richtung Pro-



phylaxe, die Verallgemeinerung medizinischen Fortschritts für weitere Kreise der Bevölkerung und den Wandel in der Stellung des Arztes begründen und begreiflich machen sollte.“<sup>8</sup> Sozialhygiene avancierte zur Leitwissenschaft in der Medizin der Weimarer Republik. Das, was unter Sozialhygiene oder Sozialmedizin gefasst wurde, differierte aber häufig von dem, was wir heute darunter verstehen. In ihrer Mehrzahl waren die sozialhygienischen Konzepte auch „rassenhygienisch“ ausgerichtet. Das galt auch für Kürz, der jedoch unmissverständlich jeden Antisemitismus ablehnte. Anlässlich einer antisemitischen völkischen Initiative in Heidelberg war er – u.a. zusammen mit dem Heidelberger Oberbürgermeister Ernst Walz und Max und Marianne Weber – einer derjenigen, die sich dem Antisemitismus in einer „Erklärung!“ in der Heidelberger Zeitung vom 15. Januar 1919 entschieden entgegenstellten. Außerdem war Kürz, soweit es seine Mittel erlaubten, einer der Förderer der Stadt. So beglich er für das Jahr 1918 einen Jahresbeitrag von 2 Mark für die „Luisen-Heilanstalt für kranke Kinder“ in Heidelberg.<sup>9</sup>

Kürz' Engagement war sozialhygienisch und gesundheitspolitisch. Die Nachkriegszeit und die Zeit der frühen Weimarer Republik war die Zeit, in der eine „Politik der Sozialhygiene“<sup>10</sup> als Forderung der Zeit erschien. In diesem Kontext erhielt der Begriff „Gesundheitspolitik“ seine Geltung. Der Karlsruher Sozialhygieniker Alfons Fischer gilt als derjenige, der ihn 1913/14 eingeführt hat. Da Kürz jedoch bereits 1903 in sozialwissenschaftlichen Vorträgen in Karlsruhe die Durchführung der sozialen Reformen, die die soziale Hygiene als Wissenschaft herausarbeiten würde, als „Gesundheitspolitik“ titulierte, geht auf Fischers Konto eher die Popularisierung des Begriffs. Konzepte, die sich nicht als gesundheitspolitisch titulierte, waren jedoch auch noch im Schwange, so die „Menschenökonomie“ (Rudolf Goldscheid) oder die „Gesundheitswirtschaftslehre“ (Max von Pettenkofer).

## **Die Grundlagen der gesundheitspolitischen Debatten**

Latente oder sich entwickelnde Tendenzen können durch eine Pandemie in den Vordergrund rücken.<sup>11</sup> Dies gilt erst recht, wenn eine politische Revolution dem Vorschub leistet. In der Nachkriegszeit und in der frühen Weimarer Republik war es die Debatte um die „Sozialisierung des Gesundheitswesens“, die Fragen zur gesundheitspolitischen Strukturreform bündelte. Dabei wurde unter dem Begriff „Sozialisierung“ Verschiedenes gefasst, das auf historische Vorläufer rekurrierte.

Mitunter wurde verwiesen auf das Modell der Verstaatlichung und Verbeamtung der Ärzte. Dafür gab es das historische Vorbild der Verbeamtung der Ärzteschaft im Herzogtum Nassau, die von 1818 bis 1860 in Kraft war.<sup>12</sup> Davon unterschied sich die Medizinische Reform-Bewegung der Jahre 1840 bis 1849 und die gleichnamige programmatische Wochenschrift, die vom 10. Juli 1848 bis 29. Juni 1849 erschien, herausgegeben von Rudolf Virchow (1821–1902) und Rudolf Leubuscher (1821–1861). In ihr wurde Medizin definiert als „soziale Wissenschaft“, mit dem Zusatz „und die Politik ist weiter nichts, als Medicin im Grossen.“<sup>13</sup> Der amerikanische Medizinhistoriker George Rosen hat drei Prinzipien sozialmedizinischer Art benannt, über die in der Bewegung der „Medizinischen Reform“ Einverständnis herrschte: 1. Der Schutz der Gesundheit der Bürger ist eine Angelegenheit von öf-



fentlichem Belang. 2. Viele Krankheiten sind „künstlich“ erzeugt, deshalb müssen die sozialen und wirtschaftlichen Lebensbedingungen wissenschaftlich erforscht werden. 3. Es müssen folglich soziale und medizinische Maßnahmen zum Gesundheitsschutz ergriffen werden. Um eine wirksame ärztliche Versorgung der ärmeren Bevölkerung gewährleisten zu können, proklamierte Virchow das Recht des Bürgers auf Arbeit – eine Forderung, die beeinflusst war von Artikel 7 des Verfassungsentwurfs der französischen Revolutionsregierung des Jahres 1848, der wiederum zurückging auf das „Droit au travail“ (Recht auf Arbeit) von Louis Blanc aus dem Jahr 1839.<sup>14</sup> Der Berliner Armenarzt Salomon Neumann (1819–1908), der zu den Begründern der „Medizinischen Reform“ gehörte, initiierte 1849 einen „Gesundheitspflegeverein“ des Berliner Bezirks der „Allgemeinen Deutschen Arbeiterverbrüderung“, die der Berliner Schriftsetzer Stephan Born (1824–1898) im Jahr 1848 gegründet hatte. Der Verein wurde im August 1850 verboten, firmierte dann legal unter der Bezeichnung „Berliner Gesundheitspflege-Verein“, um dann im April 1853 endgültig verboten zu werden.

Diesen Aktivitäten war die Kritik am herrschenden Arzt-Patient-Verhältnis vorausgegangen. Abgelehnt wurde eine Beziehung, in der minderbemittelte Patienten und Patientinnen nur mit Mühe das Geld für eine medizinische Behandlung aufbringen konnten, während Ärzte darauf bedacht sein mussten, Gewinn zu machen, was zusammengenommen den natürlichen Bedürfnissen widersprechen würde. Die Medizinalreformbewegung stand jedoch auch für die Entwicklung einer ärztlichen Standespolitik, die 1873 in die Begründung des „Deutschen Ärztevereinsbundes“ mündete. Dies war auch eine Reaktion auf die Einführung der „Kurierfreiheit“ bei Abschaffung des „Kurierzwangs“ – durch den Norddeutschen Bund (1869) bzw. das Deutsche Reich (1871/72). Dadurch war den approbierten Ärzten nur die Berufsbezeichnung „Arzt“ als geschütztes Privileg auf einem liberalisierten Markt medizinischer Dienstleistungen geblieben.<sup>15</sup> Das blieb so bis zum Erlass des Heilpraktikergesetzes im Jahr 1939.

## **Die „Sozialisierung des Gesundheitswesens“**

Zur gesundheitspolitischen Debatte wurden die Auseinandersetzungen zwischen Kassen und Ärzten erst, als das Kaiserreich gefallen war. Ein erster Beitrag, aus dem Jahr 1918, erhielt seinen Impuls noch von der Kriegs-Planwirtschaft. Der Vohwinkler Kreiskommunalarzt des rheinischen Kreises Mettmann Ernst Neumann hatte im Frühjahr 1916 das Manuskript einer sozialreformerischen Schrift abgeschlossen, die schließlich im Jahr 1918 publiziert wurde.<sup>16</sup> Neumann beklagte, dass die Ärzte immer mehr zu spezialisierten Technikern werden, während die Kranken von einem Spezialisten zum nächsten rennen würden. Dem könne nur Abhilfe geschaffen werden, indem die Ärzte zu „Beamten“ der Bundesstaaten werden, „und zwar ähnlich, wie es bei Richtern und Pfarrern der Fall ist.“<sup>17</sup> Die bisherigen (preußischen) Kreisärzte sollten zu „Verwaltungsärzten“ werden, denen auch die Krankenhausverwaltung und die sozialhygienische Tätigkeit obliege. Neumann gab auch den Tenor vor, der der gesundheitspolitischen Sozialisierungsdebatte ab 1918 zugrunde lag, in der es nicht oder nicht per se um die Einführung eines Rätessystems ging. Eher und wesentlicher ging es darum, staatlichen, kommunalen

oder Krankenkasseninstanzen einen höheren Stellenwert im Gesundheitssystem zuzubilligen. Bei Neumann las sich das wie folgt:

„Das Bedenken, daß eine derartige Gestaltung des Ärztestandes ein weiterer Schritt zur Sozialisierung unserer Gesellschaft ist, dürfte heut an sich wohl niemand mehr schrecken, wo jeder Einsichtige sehen und zugeben muß, daß wir auf sovielen [sic] Gebieten mitten in der Sozialisierung sind. Ob Sozialismus, ob nicht, ist zur Beurteilung hier so wenig entscheidend, wie sonst wo.“<sup>18</sup>

Neumanns Konzept war nicht sozialistisch, sondern eher nationalistisch und religiös geprägt.

Die Debatte nahm indes noch andere Wendungen. Nachdem in München im November 1918 die Republik Bayern („Freistaat Bayern“) ausgerufen worden war, wurde schnell die Forderung nach einem Gesundheitsministerium erhoben.

In dieser Zeit war in München auch der österreichische Mathematiker und Philosoph Otto Neurath (1882–1945) aktiv, der seit 1909 an seiner „Kriegswirtschaftslehre“ arbeitete. Neurath ging aus von der These, dass in Kriegszeiten der Lebensstandard nicht allgemein sinke sondern eher steige. Der Marktmechanismus sei im Krieg weitgehend ausgeschaltet. Geld sei weniger wichtig als die produzierbare Menge an Gütern für den Kriegsbedarf. Dadurch entstehe eine Verwaltungs- anstelle einer Verkehrswirtschaft, was den Wohlstand hebe. Am 25. Januar 1919 hielt Neurath vor dem Münchner Arbeiterrat einen Vortrag, in dem er forderte, die noch bestehenden Kriegsorganisationen zur Umgestaltung der Volkswirtschaft mit einem zentralen Wirtschaftsplan zu nutzen. Dies sollte auch für den Gesundheitssektor gelten, in dem – wie überall sonst im neuen System – Streiks verboten sein müssten. Das verstand er als Sozialisierung, die wiederum abgegrenzt wurde von Sozialismus.<sup>19</sup>

Es hing stets davon ab, wer von „Sozialisierung“ (Vergesellschaftung) sprach, was darunter verstanden wurde und ob die Vorstellung einer sozialistischen Umgestaltung maßgebend war. Der aus Włocławek im russischen Teil Polens stammende Münchner Arzt Mieczysław Epstein (1868–1931), der der MSPD<sup>20</sup> und dem „Verein sozialistischer Ärzte“ angehörte, hielt Sozialisierung und Sozialismus für untrennbar miteinander verbunden. Der politischen müsste die soziale Revolution folgen und mit ihr die Aufhebung der „durch den Kapitalismus entstandenen Klassengegensätze“. Die Sozialisierung des Gesundheitswesens bedeute die planvolle Regelung von Produktion und Konsumtion oder von ärztlicher Tätigkeit und ärztlicher Krankenversorgung im Gesamtinteresse, „gleichviel, ob sie als Verstaatlichung oder genossenschaftliche Organisation mit Staatsaufsicht auftritt.“<sup>21</sup> Der „Verein sozialistischer Ärzte“ (VSÄ) wurde 1919 gegründet. Er ging aus dem „Sozialdemokratischen Ärzteverein“ (1913) hervor.<sup>22</sup>

In Berlin forderte in dieser Zeit Karl Kollwitz (1863–1940), der Ehemann der Grafikerin und Bildhauerin Käthe Kollwitz (1867–1945), der auch dem VSÄ angehörte, dass die ärztliche Versorgung unentgeltlich sein müsse und alle Ärzte, die es wollten, als angestellte Ärzte im öffentlichen Dienst arbeiten sollten. Die Behandlung solle dann in „öffentlichen Sprechstellen“ stattfinden. Die Zielsetzung drückte Kollwitz pathetisch aus: „Eine wirkliche allseitige Hygienisierung eines Volkes erfordert darum als erste Vorbedingung die Verstaatlichung des Aertzewe-sens.“<sup>23</sup>

Auf dem 41. Deutschen Ärztetag in Eisenach im September 1919 wurde die Sozialisierungs-Debatte tendenziell verunglimpft. Der geladene Redner Otto Mugdan (1861–1925), ein rechtsliberaler Vertreter des „Leipziger Verbandes“ und Sozialpolitiker, der bis zur Revolution Abgeordneter im Reichstag und dann im Preußischen Abgeordnetenhaus gewesen war, denunzierte den Terminus „Sozialisierung“ als anbietende Bezeichnung, um den „Massen“ im Anschluss an die Novemberrevolution nach dem Mund zu reden. Ein anderer Vertreter des „Leipziger Verbandes“, der Sozialpsychologe und Nervenarzt Willy Hellpach (1877–1955), wendete das Ganze zur „Idee der Sozialisierung“ als „genossenschaftlicher Umgliederung der Gesellschaft“, die die Ärzte „führend“ betrieben hätten.<sup>24</sup> Hellpach war linksliberaler Politiker der DDP,<sup>25</sup> ab 1922 badischer Unterrichtsminister, 1924/25 badischer Staatspräsident und 1925 Kandidat für die Reichspräsidentenwahl. Er war lange Jahre in Karlsruhe tätig, bis er 1926 in Heidelberg zum ordentlichen Honorarprofessor an der Philosophischen Fakultät ernannt wurde. Man konnte unschwer schließen, dass er 1919 mit der „genossenschaftlichen Umgliederung“ der Ärzte die Organisation im „Leipziger Verband“ meinte.

Der praktische Arzt und Frauenarzt Richard Roeder (1875–1953), der von 1923–1934 Stadtarzt von Berlin-Treptow war und dem VSÄ angehörte, entwickelte 1918/19 ein eigenes Konzept. Er plädierte dafür, die große Anzahl von kleinen Krankenkassen aufzulösen zugunsten der großen Allgemeinen Ortskrankenkassen. Ärzte sollten weder durch Verstaatlichung noch Kommunalisierung verbeamtet werden, sondern über eine „Sozialisierung des ärztlichen Berufes innerhalb der Krankenkassen.“<sup>26</sup> Die selbstverwaltete ärztliche Tätigkeit solle in Ambulatorien stattfinden, die er „Gesundheitshäuser“ nannte.<sup>27</sup>

Diese Ausrichtung bot Konfliktstoff, der im Jahr 1923 kulminierte, als das „Berliner Abkommen“ von 1913 ablief und Streitigkeiten zwischen standespolitisch organisierter Ärzteschaft und den Krankenkassen dazu führten, dass die Krankenkassen Ambulatorien zur ärztlichen Versorgung ihrer Mitglieder einrichteten. Streitigkeiten, die sich um die Frage von parteipolitischer Zugehörigkeit, aber auch um die Frage der Stellung zu den Krankenkassen drehten, waren es schließlich 1923/24 auch, die zu einer Spaltung des VSÄ führte, aus dem der VSÄ in Berlin, Leipzig, Breslau und anderen Städten hervorging, außerdem der „Sozialdemokratische Ärztebund“ und der „Sozialdemokratische Ärzteverein“, wobei die beiden letztgenannten sich 1926 zur „Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Ärzte“ (AGSÄ) zusammenschlossen, die von der SPD als sozialdemokratische Ärzteorganisation anerkannt wurde.<sup>28</sup>

Auf der anderen Seite, im rechten politischen Spektrum, mehrten sich ab 1925 Überlegungen zur ärztlichen „Planwirtschaft“, verstanden als gelenkte Ausbildung und Verteilung von Ärzten (Zulassung zum Studium, Unterbringung der „Jungärzte“, Verteilung auf Stadt und Land). Darin ging der Begriff der „Sozialisierung des Heilwesens“ auf.<sup>29</sup> Ab 1933 konnten viele „Jungärzte“ schließlich Posten übernehmen, die durch die Ausschaltung jüdischer Ärzte frei wurden. In der Ärzteschaft war inzwischen der nationalsozialistische Organisationsgrad besonders hoch.<sup>30</sup>

Als sich der Neuköllner Stadtarzt Raphael Silberstein (1873–1926), der dem VSÄ angehörte, im Februar 1919 im „Vorwärts“ mit Fragen der Ausrichtung des Gesundheitswesens auch im Hinblick auf Seuchen auseinandersetzte, erwähnte er

speziell die Lungenleiden durch Tuberkulose, die Grippe war nicht relevant. Sein Strukturvorschlag zielte darauf ab, den Gemeinden eine zentrale Rolle zuzugestehen, mit dem Zusatz: „Soll die Gesundheitspflege in den Gemeinden gedeihen, so müssen Hygieniker, d.h. Aerzte, die soziale Hygiene verstehen, in möglichst großer Zahl in die Stadtverwaltungen hinein.“ Bezogen auf die Sozialisierungsfrage führte er aus: „Solange die Sozialisierung der Krankenbehandlung noch nicht durchgeführt ist, ist die Familienbehandlung die beste Lösung dieser Frage.“<sup>31</sup>

## Die Sozialisierungsdebatte in Baden

Die Förderung der Versorgung von Familienangehörigen im Rahmen der Krankenversicherung war wiederum etwas, worum sich insbesondere der liberale badische Sozialhygieniker Alfons Fischer (1873–1936) bemüht hat. Fischer war auf institutioneller Ebene aktiv. Er gründete 1916 die „Badische Gesellschaft für soziale Hygiene“ und war auch beteiligt an der Neuausrichtung des „Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege“ sowie der „Deutschen Gesellschaft für soziale Hygiene“ zum Ende des Ersten Weltkriegs. Den Zentralbegriff der gesundheitspolitischen Debatte der Zeit interpretierte er dementsprechend:

„Das Heilwesen sozialisieren heißt, allen Staatsbürgern, ohne Unterschied ihrer Geldmittel, ärztliche Hilfe zuteilwerden zu lassen, und zwar nicht nur in Gestalt von Behandlung, wenn eine Erkrankung bereits vorliegt, sondern auch in Form vorbeugender Untersuchung und Beratung, um zu erwartende Krankheiten zu verhüten.“<sup>32</sup>

Nicht vom publizistisch präserteren Alfons Fischer aus Karlsruhe, sondern von Ernst Kürz aus Heidelberg stammte jedoch der einzige badische Beitrag explizit zur Debatte der Sozialisierung des Gesundheitswesens. Kürz sprach dabei jedoch von Reform statt von Sozialisierung. Diesen Beitrag publizierte er im Jahr 1920 im badischen Ärztekammerblatt. Kürz entschied sich für ein Konzept staatlich angestellter Distriktärzte (D-Ärzte), denen in einem System, das von unten nach oben aufgebaut werden sollte, die Allgemeinheit im Distriktgesundheitsrat gegenüberstehen sollte. Hinzukommen sollten die Kreisärzte (K-Ärzte) als Nachfolger der bisherigen Bezirksärzte, die sich der Sozialhygiene und dem Verfassen von Obergutachten widmen sollten, und zwar mit hinlänglichem Auskommen, so dass sie nicht noch eine eigene Praxis führen müssten. Ihnen würden auch die ärztlichen Aufgaben obliegen, die dem reinen Tagesgeschäft entzogen wären.

„Der durch den Krieg und die Nachkriegszeit wohl jedermann deutlicher gewordene Zusammenhang zwischen Gesundheit und Ethik wird den K-Arzt auch in engere Beziehung zu den Kulturfragen und - Bestrebungen bringen.“

Die freie Praxis von Ärzten sollte in Kürz' Konzept nicht unterbunden werden. Die frei praktizierenden Ärzte sollten jedoch außerhalb des neuen Systems agieren. Die beiden gerichtsärztlichen Institute, der Universität Heidelberg und Freiburg, sollten die Aufgaben der „Kriminaltechnologie“ wahrnehmen. Als oberste politische Behörde wäre ein „Landesgesundheitsamt“ zu gründen, dessen Leitung ärztlich sein sollte und das „Sitz und Stimme“ auf ministerielle Ebene haben müsste.<sup>33</sup>

## Ernst Kürz nach seiner Zeit in Heidelberg

Alfons Fischer hat Kürz' Konzept als „sehr beachtenswert“ gekennzeichnet. Es ist jedoch überregional – soweit bekannt – gar nicht rezipiert worden und in Baden nur sehr spärlich. Im Februar 1919 wurde Kürz in den Vorruhestand verabschiedet. Im Oktober 1922 bedankte sich der ärztliche Kreisverein Heidelberg-Land (als Teil des Heidelberger „Vereins für Volkswohlfahrt“) aus Anlass einer im September 1922 abgehaltenen Debatte über die „Neugestaltung der Gesundheitsfürsorge in Baden“ schriftlich bei Kürz für seine Bezirksarzt-Tätigkeit. Es wurde ausgeführt, dass Kürz „selbst an erster Stelle für die Durchführung der Soc. Hygiene“ in seinem „eigenen Wirkungskreis praktisch tätig gewesen“ sei und „in Wort + Schrift schon damals einer Umgestaltung der Gesundheitsfürsorge in unserem Heimatland das Wort geredet + beachtenswerte Vorschläge zu einer solchen gemacht“ habe. Das kam einem Nachruf gleich, Kürz verschwand von der politischen Bühne.

Über Kürz' Leben ist 1963 ein Vortrag gehalten worden, dessen Manuskript anschließend an entlegener Stelle publiziert wurde.<sup>34</sup> Sein politisches Wirken nach dem Ersten Weltkrieg ist, soweit bekannt, auf Deutsch erstmals 2002 erwähnt worden,<sup>35</sup> auf Englisch im Jahr 2003.<sup>36</sup> Das Fazit des Aufsatzes von 2002 lautete:

„Baden kommt nicht nur für die ‚Gesamtentwicklung der deutschen Revolution von 1918/19‘ keine besondere Bedeutung zu. Auch für das Gesundheitswesen gilt, dass die Revolution und die Grippe-Pandemie kein Ausgangspunkt für grundlegende Veränderungen war. Die Influenza wurde faktisch zum Naturereignis deklariert, dem man nichts entgegenzusetzen könne. Die Bakteriologie gab keine befriedigende Antwort, Prävention lag außerhalb des Horizontes. So schnell, wie sie gekommen war, ging die Grippe auch wieder. Danach sprach man einfach nicht mehr darüber.“<sup>37</sup>

In einer vielbeachteten britischen Gesamtdarstellung der Geschichte der Spanischen Grippe aus dem Jahr 2017 ist die Publikation, in der Ernst Kürz 2003 erwähnt wurde, aufgegriffen worden (allerdings wurde der Name nun falsch als Ernst Künz wiedergegeben). Hier wurde Kürz zum Gewährsmann für die gesundheitspolitische Debatte im Deutschen Reich schlechthin stilisiert. Da sein Vorschlag jedoch abgelehnt worden sei, sei die „gründliche Reform“ im deutschen Gesundheitswesen unterblieben. In der Darstellung wird dann vereinfachend ein großer Bogen geschlagen:

„Obwohl Ernst Künz' [sic] Reformvorschlag kein Gehör gefunden hatte, verschob sich der Akzent im deutschen Gesundheitswesen in der Weimarer Republik (1919–33) allmählich immer mehr von der privaten zur öffentlichen Gesundheitsfürsorge, und als in Deutschland die Nationalsozialisten an die Macht gelangten, waren es deutsche Ärzte bereits gewohnt, bei der medizinischen Versorgung mit staatlichen Stellen zusammenzuarbeiten.“<sup>38</sup>

Dies wirft ein Schlaglicht auf ein Problem, das die Historiographie der Spanischen Grippe insgesamt betrifft. Es ist oft betont worden, dass die Geschichte der Spanischen Grippe sich nicht im kollektiven Gedächtnis abgebildet habe, was dadurch bedingt sei, dass ihr zeitgenössisch insgesamt nicht ansatzweise der Stellenwert zubilligt wurde, wie das, getriggert durch neue molekularbiologische Zugangsweisen zur Grippevirologie, seit den 1990er-Jahren ex post der Fall ist. Das gilt

insbesondere für die Geschichte der Influenza 1918–1920 im Deutschen Reich. Insofern unterliegt die Historiographie der Spanischen Grippe immer der Gefahr, dass sie anachronistisch ist. Es werden Dinge hineininterpretiert, die den Quellen nicht oder nur sehr eingeschränkt entlockt werden können. So wurde in der Diskussion über Maßnahmen zur Eindämmung der Corona-Pandemie im Jahr 2020 Bezug genommen auf die Spanische Grippe, um „die Empfehlung konkreter präventiver Maßnahmen mit historischer Evidenz zu belegen.“<sup>39</sup> Da die Spanische Grippe als Prototyp (nicht als Solitär) einer neuzeitlichen desaströsen Pandemie herangezogen wird, ist es zu verlockend, der bedeutendsten Pandemie des 20. Jahrhunderts plausible Lehren, die der eigenen aktuellen Überzeugung entsprechen, entlocken zu wollen. Man kann probatorisch unterstellen, dass das Kürz nicht gefallen hätte, der sich zeitlebens für Geschichte interessierte. Obzwar sein historiographisches Verständnis dem heute üblichen nicht entspricht, nahm er es auf seine Art immerhin sehr genau mit historischen Zusammenhängen.

Als er 1919 den Dienst in Heidelberg quittierte, zog Ernst Kürz nach Freiburg und schloss sich dort dem Medizinhistoriker Paul Diepgen (1878–1966) an, um seinem medizinhistorischen Interesse nachzugehen. Diepgen, der von 1906 bis 1929 hauptberuflich als Frauenarzt in Freiburg tätig war, war Kürz bekannt, auf jeden Fall über die gemeinsame Mitgliedschaft in der „Badischen Gesellschaft für soziale Hygiene“. Dem Kontakt in Freiburg entsprang eine Monographie zur Geschichte der Freiburger Medizinischen Fakultät aus Kürz' Feder, die 1929 erschien.<sup>40</sup>

Die Jahre nach dem Weggang aus Heidelberg waren schwierig für Kürz. Er litt unter Herzproblemen, chronischen Rückenschmerzen, Arthritis und Erschöpfungszuständen. Die Bezüge, die er erhielt, reichten nur für ein sehr bescheidenes Leben für sich und seine Familie. Versuche, wieder in staatliche Dienste zu treten, schlugen 1922–1924 fehl. Zum Schluss erschwerte ihm noch der graue Star zusehends das Lesen. Im Mai 1937 ist Ernst Kürz 78-jährig in Freiburg gestorben.

Sein Reformvorschlag von 1920 war Teil einer größeren Debatte, die unter dem Schlagwort der Sozialisierung geführt wurde, aber ganz unterschiedliche Überlegungen umfasste (1918–1925). Seine Intervention entfaltete keine längerfristige Wirkung. Wie sehr er dafür Impulse aus seinen Erfahrungen in der Zeit der Spanischen Grippe erhalten hatte, bleibt letztlich spekulativ.<sup>41</sup> Die Spanische Grippe im Deutschen Reich blieb öffentlich blass. Ein zeitgeschichtliches Bewusstsein ihrer enormen Relevanz entwickelte sich 1918–1920 allgemein nicht. Sie geriet bis Ende des 20. Jahrhunderts fast in Vergessenheit – so wie Ernst Kürz als handelnde Person.

## Anmerkungen

- 1 Grippe-Meldungen aus der „Moosburger Zeitung“, zusammengestellt von Helmut Lahr, Garching bei München. Dem Autor zur Verfügung gestellt am 11.12.2018. Vgl. Helmut Lahr: Langenpreising im Ersten Weltkrieg. Die Kriegsgesunden der Gemeinde 1914–1918, Selbstverlag 2018.
- 2 Zit. nach Wilfried Witte: Die Spanische Grippe 1918 bis 1920 in der Grafschaft Bentheim – Annäherungen an die Geschichte einer Seuche im ländlichen Raum. In: Eugen Kotte, Helmut Lensing (Hgg.): Die Grafschaft Bentheim im Ersten Weltkrieg. „Heimatfront“ an der deutsch-niederländischen Grenze, Nordhorn 2018, S. 414–433.
- 3 24. Sitzung vom 30. Oktober 1918, in: Verhandlungen der Berliner medizinischen Ge-

- sellschaft aus dem Gesellschaftsjahre 1918 (Separat-Abdruck aus der Berliner Klinischen Wochenschrift), Band LIX, Berlin 1919, S. 179.
- 4 Arnold Höllriegel: Der Gesundheitszustand. Vossische Zeitung vom 14.11.1918, Abend-Ausgabe.
  - 5 Soweit im Folgenden nicht anders ausgewiesen, richten sich die nachfolgenden Ausführungen nach der Darstellung in Wilfried Witte: Erklärungsnotstand. Die Grippe-Epidemie 1918–1920 in Deutschland unter besonderer Berücksichtigung Badens, Herbolzheim 2006.
  - 6 Ernst Kürz, Emil Kraepelin: Ueber die Beeinflussung psychischer Reactionen durch regelmäßigen Alkoholgenuss, Leipzig 1900.
  - 7 Ernst Kürz: Soziale Hygiene, Berlin, Wien 1907, S. 15, 35–36.
  - 8 Michael Hubenstorf: Die Genese der Sozialen Medizin als universitäres Lehrfach in Österreich bis 1914. Ein Beitrag zum Problem der Disziplinbildung und wissenschaftlichen Innovation, Med. Diss. Freie Universität Berlin 1992, S. 178–179.
  - 9 58. Jahres-Bericht über die Luise-Heilanstalt für kranke Kinder in Heidelberg (1. Januar bis 31. Dezember 1918), Heidelberg 1919.
  - 10 Daniel S. Nadav: Julius Moses und die Politik der Sozialhygiene in Deutschland, Geringen 1985. Vgl. auch: Nicole Mayer-Ahuja: Massenarbeitslosigkeit, Sozialpolitik und die gesundheitlichen Folgen. Die Ärztebefragung des Reichstagsabgeordneten Dr. Julius Moses aus dem Krisenjahr 1931, Pfaffenweiler 1999.
  - 11 Howard Phillips: „Black October“: the Impact of the Spanish Influenza Pandemic of 1918 on South Africa, Pretoria 1990, S. XV.
  - 12 Kurt Finkenrath: Sozialismus im Heilwesen. Eine geschichtliche Betrachtung des Medizinalwesens im Herzogtum Nassau von 1800–1866, Berlin 1930; Heinrich Boruttau: Die Verstaatlichung des ärztlichen Standes in historisch-kritischer Beleuchtung, in: Zeitschrift für ärztliche Fortbildung 16, 1919, S. 179–180; Alfons Fischer: Geschichte des deutschen Gesundheitswesens, Band 2, Berlin 1933, ND Hildesheim 1965, S. 386–387.
  - 13 Die medicinische Reform. Eine Wochenschrift, 1 (1848), S. 125.
  - 14 George Rosen: Was ist Sozialmedizin? Analyse der Entstehung einer Idee. What is Social Medicine? A Genetic Analysis of the Concept (1947), übers. von Manfred Skopec, in: Erna Lesky (Hg.): Sozialmedizin. Entwicklung und Selbstverständnis, Darmstadt 1977, S. 283–354.
  - 15 Gerhard Baader: Salomon Neumann, in: Wolfgang Ribbe (Hg.): Berlinische Lebensbilder, Bd. 2, Berlin 1987, S. 151–174; Ragnhild Münch: Gesundheitswesen im 18. und 19. Jahrhundert. Das Berliner Beispiel, Berlin 1995; Wilfried Witte: Reform, Medizinische (1848/49), in: Werner E. Gerabek et al. (Hgg.): Enzyklopädie Medizingeschichte, Berlin, New York 2004, S. 1221–1223.
  - 16 Ernst Neumann: Die Neugestaltung des Ärztstandes, des Krankenhauswesens und der öffentlichen Gesundheitspflege, Berlin 1918.
  - 17 Ebd., S. 15.
  - 18 Ebd., S. 49.
  - 19 Otto Neurath: Wesen und Weg der Sozialisierung. Gesellschaftstechnisches Gutachten vorgetragen in der 8. Vollsitzung des Münchner Arbeiterrates am 25. Januar 1919, München 1919.
  - 20 Mehrheitsozialdemokratische Partei Deutschlands, von 1917–1922 offizieller Parteiname der SPD, in Abgrenzung zur USPD (Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands, 1917–1931).
  - 21 Mieczysław Epstein: Die Sozialisierung des Gesundheitswesens, in: Berliner Ärzte-Correspondenz 22, 1919, S. 45–47.
  - 22 Eckard Hansen, Michael Heisig, Stephan Leibfried, Florian Tennstedt: Seit über einem Jahrhundert ...: Verschüttete Alternativen in der Sozialpolitik. Sozialer Fortschritt, organisierte Dienstleistungsmacht und nationalsozialistische Machtergreifung. Der Fall der Ambulatorien in den Unterweserstädten und Berlin. 100 Jahre Kaiserliche Botschaft zur Sozialversicherung. Eine Festschrift, Köln 1981; Götz Aly et al. (Hgg.): Internationales Ärztliches Bulletin. Zentralorgan der Internationalen Vereinigung Sozialistischer Ärzte Jahrgang I–VI (1934–1939), Reprint, Berlin 1989.



- 23 Karl Kollwitz: Die Sozialisierung der Aerzteschaft, in: Deutsche Medizinische Wochenschrift 45, 1919, S. 66.
- 24 Protokolle in Bergeat, in: Münchner Medizinische Wochenschrift 66, 1919, S. 1183; Peyser, in: Deutsche Medizinische Wochenschrift 45, 1919; S. 1144, Bornstein, in: Zeitschrift für ärztliche Fortbildung 16, 1919, S. 621; Vollmann, in: Ärztliches Vereinsblatt für Deutschland 48, 1919, Sp. 169. (Die Vornamen der Autoren konnten nicht ermittelt werden. Red.)
- 25 Deutsche Demokratische Partei.
- 26 Richard Roeder: Die Sozialisierung des Kassenarztes, in: Ortskrankenkasse 6, 1919, Sp. 221–226.
- 27 Richard Roeder: Die Sozialisierung der ärztlichen Tätigkeit im Verbande der Gesundheitsversicherung, Berlin 1920; Wilfried Witte: Richard Roeder, in: Werner E. Gerabek et al. (Hgg.): Enzyklopädie Medizingeschichte, Berlin, New York 2005, S. 1257–1258.
- 28 Florian Tennstedt, Christian Pross, Stephan Leibfried: Sozialistische Ärzte und Medizin im Nationalsozialismus, in: Götz Aly (wie Anm. 22), S, VII–XX.
- 29 Helmut Lehmann (Hg.): Jahrbuch der Krankenversicherung 1925, Berlin 1926; Stefanie Feigenbaum: Die Tendenz zur Sozialisierung der ärztlichen Hilfe in Deutschland und Oesterreich, Berlin 1923; Heinrich Rosenhaupt: Individual- und Sozialarzt, in: Zeitschrift für Schulgesundheitspflege und soziale Hygiene, 37, 1924, S. 132–141; Helmut Lehmann: Ärzte und Krankenkassen, Berlin 6. Auflage 1932.
- 30 Rebecca Schwoch: Ärztliche Standespolitik im Nationalsozialismus. Julius Hadrich und Karl Haedenkamp als Beispiele, Husum 2001.
- 31 Raphael Silberstein: Gemeindegesundheitspflege und Sozialdemokratie, in: Vorwärts, 10.02.1919, Abendausgabe.
- 32 Nachlass Alfons Fischer im Senckenbergischen Institut für Geschichte der Medizin der Universität Frankfurt am Main, zitiert nach Klaus-Dieter Thomann: Alfons Fischer (1873–1936) und die Badische Gesellschaft für soziale Hygiene, Köln 1980, S. 308, Fußnote 45.
- 33 Ernst Kürz: Zur Reform des badischen Gesundheitswesens, in: Ärztliche Mitteilungen aus und für Baden 74, 1920, S. 102–105.
- 34 Walter Artelt: Ernst Georg Kürz 1859–1937. Vortrag, gehalten am 1.10.1963 auf der Jahresversammlung der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaft und Technik e.V., Schaffhausen (gedrucktes Manuskript), Senckenbergisches Institut für Geschichte der Medizin der Universität Frankfurt am Main 1963.
- 35 Wilfried Witte: Gesundheitspolitik in Zeiten der Spanischen Grippe. Die Debatte zur Umgestaltung des deutschen Gesundheitswesens nach dem Ersten Weltkrieg und die Grippe-Pandemie 1918–1920 im Hinblick auf die Verhältnisse in Baden, in: Udo Schagen, Sabine Schleiermacher (Hgg.): Sozialmedizin, Sozialhygiene, Public Health. Konzepte und Visionen zum Verhältnis von Medizin und Gesellschaft in historischer Perspektive, Berlin 2002, S. 9–14.
- 36 Wilfried Witte: The plague that was not allowed to happen. German medicine and the influenza epidemic of 1918/19 in Baden, in: Howard Phillips, David Killingray (Hgg.): The Spanish Influenza Pandemic of 1918–19. New Perspectives, London, New York 2003, S. 49–57, 259–262.
- 37 Witte (wie Anm. 35), S. 14.
- 38 Laura Spinney: 1918 – Die Welt im Fieber. Wie die Spanische Grippe die Gesellschaft veränderte. Pale Rider. The Spanish Flu of 1918 and How it Changed the World (London 2017), München 2018, S. 281, 285.
- 39 Benjamin Scheller: Die Pest, die spanische Grippe und eine seltsame Niederlage: Vom Nutzen und Nachteil historischer Analogien in Zeiten von Covid-19, in: Martin Florack, Karl-Rudolf Korte, Julia Schwanholz (Hgg.): Coronakratie. Demokratisches Regieren in Ausnahmezeiten, Frankfurt, New York 2020, S. 257–268.
- 40 Ernst Georg Kürz: Die Freiburger Medizinische Fakultät und die Romantik, München 1929.
- 41 Hier muss ich auch meine eigene, eindeutige Behauptung eines Zusammenhangs mit den Erfahrungen der Spanischen Grippe, die ich 2003 getätigt habe, relativieren. Witte (wie Anm. 36), S. 57.

Dörte Kaufmann

## Ein Name als Programm

### Karl Lohmeyer und das Kurpfälzische Museum in Heidelberg

Wir feiern heute den 100. Namenstag des Kurpfälzischen Museums Heidelberg, eines Hauses, das heute zum Kunst- und Kulturleben der Stadt Heidelberg ganz selbstverständlich dazu gehört.\* Ganz selbstverständlich gehen wir heute ins „Kurpfälzische“ Museum. Dabei ist vermutlich nur den wenigsten der vielen tausend Touristen und Heidelberger Stammgästen, die das Palais Morass über den stimmungsvollen Innenhof oder gar den Neubau betreten, bewusst, dass diese Bezeichnung eigentlich keineswegs selbstverständlich ist und dass hinter dem Namen „Kurpfälzisches Museum“ ein museumspolitisches Gesamtkonzept steht, das auf den ersten hauptamtlichen Leiter der Einrichtung Karl Lohmeyer zurückgeht – einen Mann, der zu Unrecht heute in Heidelberg weitgehend in Vergessenheit geraten ist.



Ludwig Würtele: Karl Lohmeyer 1926  
(Quelle: Kurpfälzisches Museum Heidelberg  
G 192)

Karl Lohmeyer, 1878 im Saarland als Kaufmannssohn geboren, wies im Vergleich zu den namhaften zeitgenössischen Museumsleuten einen eher untypischen Werdegang auf. Von seiner Familie ursprünglich für den Kaufmannsberuf vorgesehen, hatte er sich auf Reisen kunsthistorisch und historisch im Selbststudium gebildet<sup>1</sup> und anschließend vom Wintersemester 1908 bis zum Wintersemester 1911 in Heidelberg u.a. Kunstgeschichte, Volkskunde und Kulturgeschichte studiert,<sup>2</sup> das Studium allerdings ohne jedes Examen abgeschlossen. Das minderte Lohmeyers Selbstbewusstsein allerdings keineswegs, vielmehr war der Autodidakt zeitlebens stolz auf die „besondere und ungewöhnliche Art“ seiner Ausbildung und das „examen-

lose und damit nicht behördlich abgestempelte und genehmigte wissenschaftliche Leben“.<sup>3</sup> Dass gerade dieser Mann als Nachfolger von Rudolf Sillib, Heidelberger Bibliothekar und späterer Direktor der Universitätsbibliothek, vom Stadtrat der Stadt Heidelberg 1912 zunächst zum Konservator und 1917 auch zum ersten

\* Festvortrag zum 100. Namenstag des Kurpfälzischen Museums Heidelberg am 16. Mai 2021. Für die Idee des Festvortrags danke ich Herrn Hans-Martin Mumm. Herrn Prof. Dr. Frieder Hepp danke ich für die Einladung, für die gute Zusammenarbeit und für zahlreiche Anregungen, die dank der Diskussionen, die wir im Vorfeld der Veranstaltung über Lohmeyer geführt haben, in diesen Text eingeflossen sind. Der Vortragsstil wurde im Folgenden weitgehend beibehalten.

hauptamtlichen Direktor der, wie sie damals noch hieß, „Städtischen Kunst- und Alterthümersammlung Heidelberg“ berufen wurde, war also nicht selbstverständlich. Seine Berufung dürfte außer auf seine persönlichen Kontakte zu den Heidelberger Gelehrtenkreisen vor allem auf die Tatsache zurückzuführen sein, dass er sich bereits durch zahlreiche Publikationen – v.a. seine 1911 erschienene Biografie des Barockarchitekten Friedrich Joachim Stengel<sup>4</sup> – einen Namen gemacht hatte.

Lohmeyer übernahm von seinem Vorgänger Sillib 1911 eine Sammlung, deren Grundbestand die 1879 von der Stadt angekauften Sammlungen des als Retter des Heidelberger Schlosses bekannten französischen Emigranten Charles de Graimberg bildeten, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts diverse „Alterthümer“ zur Illustration der Geschichte des Schlosses und des pfälzischen Fürstenhauses sowie der Stadt und Universität Heidelberg zusammengetragen hatte. Obwohl bereits Sillib mit dem Ausbau der Sammlungen begonnen hatte, war der Charakter nach wie vor durch sogenannte Heidelbergensien geprägt, so dass der Kunsthistoriker Werner Schmidt 1926 rückblickend über den Zustand der Städtischen

Sammlungen vor dem Ersten Weltkrieg schreiben konnte: „Was sich dort zusammengetragen hatte, war schließlich doch nichts anderes als ein reichlich unübersichtliches Konglomerat von vielen lokalgeschichtlichen, meist wertlosen Erinnerungen und einem, allerdings künstlerisch nicht unbedeutenden alten Bestand, der aber in keiner Weise zur Geltung kam.“<sup>5</sup> Lohmeyer bemühte sich von Beginn seiner Amtszeit an um eine Aufwertung der vorhandenen Sammlung und ihren weiteren Ausbau. Die von ihm angeregte Umbenennung seiner Wirkungsstätte fällt im Jahr 1921 ungefähr in die Mitte seiner Heidelberger Tätigkeit, die 1933 mit seinem Rücktritt<sup>6</sup> endete. Die neue Bezeichnung „Kurpfälzisches Museum“ – so die These dieses Vortrags – fasst die Grundideen, von denen Lohmeyers Museumsarbeit geleitet wurde, programmatisch zusammen – Ideen, die das Profil des Museums bis heute prägen.



Karl Lohmeyer (links) mit Graf Kuno von Hardenberg 1925 (Quelle: Stadtarchiv Heidelberg BILDA 2662)

Lohmeyer selbst bringt in seinen posthum erschienenen, nach seiner Pensionierung in den 1930er-Jahren verfassten „Erinnerungen“ seine Intention bei der Neubenennung mit den Worten auf den Punkt, es sei ihm darum gegangen, das Museum in ein „Heimatmuseum höherer Art“<sup>7</sup> umzugestalten. Insgesamt lassen sich in Blick auf Lohmeyers Museumskonzept, das er mit der Umbenennung zum Ausdruck brachte, davon ausgehend m. E. vor allem vier Leitziele des Museumsdirektors ausmachen:

1. Die Entdeckung der Kurpfalz als Kulturraum,
2. die Abgrenzung von der zeitgenössischen Heimatmuseumsbewegung,
3. das Streben nach überregionaler Bekanntheit des Museums verbunden mit der Definition spezieller Zielgruppen für die Museumsarbeit,
4. die Einordnung der Museumsarbeit in ein wissenschaftliches Gesamtkonzept zur Erforschung der Kultur, Kunst und Geschichte der historischen Kurpfalz.

## Die Entdeckung der Kurpfalz als Kulturraum

Als Karl Lohmeyer 1921 die Umbenennung der Städtischen Sammlungen in „Kurpfälzisches Museum“ vorschlug, war „Kurpfalz“ schon lange kein territorial-politischer Begriff mehr. Das Ende der historischen Kurpfalz hatten bereits die territorialen Neuordnungen im Zuge der französischen Revolution und der sich anschließenden napoleonischen Kriege eingeleitet. Seit 1803 gehörte die rechtsrheinische Kurpfalz mit Heidelberg zum Großherzogtum Baden, die linksrheinischen Gebiete wurden 1806 und erneut 1816 infolge des Wiener Kongresses dem Königreich Bayern zugeschlagen und bildeten gemeinsam mit weiteren – historisch bis dato nie pfälzischen Gebieten – die „neue Pfalz“, also den bayerischen Rheinkreis, der ab 1838 Rheinpfalz genannt wurde.

Lohmeyer definierte die Kurpfalz in bewusster Absetzung zu diesen gewissermaßen zufälligen dynastisch-politischen Entwicklungen dagegen als einen zusammenhängenden Kulturraum.<sup>8</sup> Es sei ihm bei der Umbenennung der Sammlungen, so schrieb er rückblickend in den „Erinnerungen“, darum gegangen, „das glanzvolle Bild der Kunst und Kultur dieser ganzen zusammengehörigen Landschaft darzubieten, nicht einer, die sich durch gerade vorhandene und zufällige politische Wirkungen erst in unserer Zeit gebildet hatte“.<sup>9</sup> Mit dieser Definition eines „Kulturraums“ konnte Lohmeyer an ähnliche Tendenzen seit der Jahrhundertwende anknüpfen. Ein Beispiel bietet die „Wiederentdeckung“ der Rheinlande als Kulturlandschaft, die etwa die Gründer der von 1900 bis 1922 erschienenen Kulturzeitschrift „Die Rheinlande“ einforderten. Eine ähnliche Konzeption stand hinter der bis heute existierenden Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins.<sup>10</sup>

Ideen wie diese gewannen – das darf nicht übersehen werden – nach dem Ersten Weltkrieg durch die alliierte Besetzung der linksrheinischen Gebiete auch politische Brisanz.

Für Lohmeyer als Museumsdirektor bot die Entdeckung der Kurpfalz als Kulturraum zunächst eine willkommene Möglichkeit, einen besonderen historischen Schwerpunkt sowohl seiner eigenen bisherigen wissenschaftlichen und publizistischen Tätigkeit als auch der von ihm übernommenen Städtischen Sammlungen besonders hervorzuheben. Lohmeyer hatte sich bereits vor seinem Amtsantritt für eine Würdigung der Kunst und Architektur der Barockzeit eingesetzt, die unter den Kunsthistorikern nach einer langen, in der Tradition der klassizistischen Schule um Winkelmann stehenden Abwertung der Barockkunst erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts allmählich Anhänger fand. Eine Wertschätzung des als französisch angesehenen Barockstils entsprach zur Zeit Lohmeyers zudem keineswegs dem politischen Mainstream. Das galt sowohl für die Jahre des ausgehenden Kaiserreichs, als Lohmeyer seine Tätigkeit kurz vor Beginn des Ersten Weltkriegs an-

trat als auch für die Jahre nach 1918, in der die öffentliche Meinung von einer alle politischen Parteigrenzen überschreitenden nationalen Entrüstung über die Bestimmungen des Vertrags von Versailles geprägt waren.

Lohmeyer bemühte sich vor allem um eine Aufwertung der Epoche der katholischen kurpfälzischen Linien Sulzbach und Pfalz-Neuburg, deren Werke einen Schwerpunkt bereits der Sammlung Graimberg – also des Grundstocks der späteren Städtischen Sammlungen – gebildet hatten. Im Rahmen des Konstrukts „Kulturraum Kurpfalz“ bewertete Lohmeyer die Sammlung neu und stellte sie bereits mit seinen ersten Ausstellungen „Frankenthaler Porzellan aus Heidelberger Privatbesitz“ 1912 und „Meisterporträts aus Heidelberger Besitz“ 1914 in den Mittelpunkt seiner Arbeit. Die Meisterporträtsammlung zeigt beispielhaft, wie Lohmeyer die Sammlung gleichsam erst als Schatz hob und neu zur Geltung brachte: Er zeigte nicht nur Leihgaben, sondern präsentierte auch Werke aus städtischem Besitz zum ersten Mal der Öffentlichkeit, die bisher „unbeachtet und in schlechtem Zustande im Dachgeschoß des Sammlungsgebäudes aufgestapelt“ gestanden hatten.<sup>11</sup> Lohmeyer hatte die Werke teilweise restaurieren lassen und zugleich eine Zuordnung zu einzelnen Künstlern vorgenommen.

Die Chancen, die ihm der Kurpfalzbegriff bot, gingen aber noch über die bloße Aufwertung der Barockwerke hinaus: Lohmeyer konnte in einem dezidiert „kurpfälzischen“ Museum auch im überwiegend national-geprägten politischen Klima seiner Zeit den gewissermaßen internationalen Charakter der übernommenen Sammlung herausstellen ohne dabei politisch anzuecken. Die kurpfälzische Kunst und Kultur im Museum wollte er grundsätzlich in einen größeren, überterritorialen Zusammenhang gestellt sehen. So sollte angesichts der verwandtschaftlichen und nach Einführung des Calvinismus unter Kurfürst Friedrich III. auch religiösen Beziehungen der pfälzischen Kurfürsten zu Holland und dem Haus Oranien-Nassau insbesondere die niederländische Kunst „einen ehrenvollen Platz und ihre besondere Pflege“ im Heidelberger Museum finden.<sup>12</sup> Das Kurpfälzische Museum besaß hier mit Werken v.a. des 17. Jahrhunderts in der Sammlung Posselt bereits seit 1907 einen besonderen Schatz, den Lohmeyer auf diese Weise heben konnte.

Der Gedanke einer kurpfälzischen Kulturlandschaft, die unabhängig von den politischen Zäsuren existierte, ermöglichte es Lohmeyer zudem ohne Schwierigkeiten, bei der Museumsarbeit auch über die eigentliche Epoche der historischen Kurpfalz hinauszugreifen und sich mit dem zweiten Schwerpunkt seiner Forschungs- und Ausstellungstätigkeit auch mit den Jahrzehnten nach der Aufteilung des kurpfälzischen Gebiets infolge des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803 zu befassen: Eine Reihe von Ausstellungen war seit 1915 der Malerei der Romantik und einzelnen ihrer Vertreter gewidmet. Auch dieser Schwerpunkt war durch die vorhandene Sammlung und die Bedeutung, die die Romantik gerade in Heidelberg erlangt hatte, gleichsam vorgegeben. Über die Romantik hinaus bezog Lohmeyer schließlich in seine Museumsarbeit teilweise auch Künstler aus der zweiten Hälfte bzw. aus dem ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert ein. Eine Ausstellung von 1920 präsentierte Werke des in Heidelberg geborenen Malers Wilhelm Trübner. Dass Lohmeyer Trübner besonders herausstellte, lag sicherlich auch an seiner Bedeutung für die Entstehung des Kurpfälzischen Museums: Trübner hatte 1878 mit einem Gutachten entscheidenden Einfluss darauf gehabt, dass die

Stadt Heidelberg sich zum Ankauf der Sammlung Graimberg entschloss. Darüber hinaus stellten die Werke von Künstlern wie Trübner oder auch Carl Rahl oder Anselm Feuerbach, dessen Stiefmutter in Heidelberg lebte, für Lohmeyer Zeugnisse des „alten kurpfälzer Kulturraum[s] aus neuerer Zeit und für sein Weiterwirken“ dar.<sup>13</sup> Er erwarb mehrere Trübner-Werke für das Museum, darunter dessen Elternporträts und ein angebliches Selbstbildnis mit Hut, das er – von Löchern durchbohrt – zusammen mit einem weiteren Porträt des Künstlers als Dekorationsstück im Heidelberger Theaterinventar ausfindig machte und wiederherstellen ließ.<sup>14</sup>

Die zeitgenössische Kunst seiner eigenen Epoche stand dagegen nicht mehr im Fokus Lohmeyers als Museumsmann.

### **Die Abgrenzung von der zeitgenössischen Heimatmuseumsbewegung**

Lohmeyer wollte, wie er in seinen „Erinnerungen“ darlegte, mit der Wahl der Bezeichnung „Kurpfälzisches Museum“ zugleich unterstreichen, dass die Städtischen Sammlungen sich unter seiner Ägide von einem „Ortmuseum lokalerer Bedeutung“ in ein „Heimatmuseum höherer Art“ weiterentwickelt hatten.<sup>15</sup> Schon seine Vorstellung von der Kurpfalz als Gesamtkulturraum macht deutlich, dass Lohmeyer sich mit der Bezeichnung Heimatmuseum höherer Art von einem allzu eng gefassten oder emotional aufgeladenen Heimatbegriff bewusst distanzierte. Das Kurpfälzische Museum sollte weder ein reines Museum der Stadt Heidelberg und ihrer Geschichte darstellen, wie es der alte Name Städtische Sammlungen fälschlicherweise suggeriert hatte, noch sollte es, wie Lohmeyer weiter ausführte, der „zufälligen Art sogenannter Provinzialmuseen“ zugeordnet werden können.<sup>16</sup> Der Museumsdirektor spielte hier auf eine Reihe von Gründungen von Provinzialmuseen in den preußischen Provinzen vor allem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an: In kurzer Folge waren 1869 das Provinzialmuseum Hannover (heute: Niedersächsisches Landesmuseum), 1877 das archäologisch ausgerichtete Provinzialmuseum Trier (heute: Rheinisches Landesmuseum Trier), 1891 das Provinzialmuseum für Naturkunde Münster (heute: Museum für Naturkunde) und 1893 das Provinzialmuseum Bonn (heute: Rheinisches Landesmuseum Bonn), entstanden.

Mit dem Begriff „Heimatmuseum höherer Art“ setzte sich Lohmeyer aber nicht nur geographisch-politisch von anderen zeitgenössischen Museen ab, sondern distanzierte sich auch von einem speziellen Museumstyp, nämlich dem volkskundlich ausgerichteten Heimatmuseum – bei einem Mann, der wie Lohmeyer unter anderem bereits durch die Sammlung von Sagen vor allem aus seiner saarländischen Heimat auch als Volkskundler hervorgetreten war<sup>17</sup> – übrigens keineswegs selbstverständlich. Das Heimatmuseum, von dem Lohmeyer das von ihm geleitete Haus abgehoben wissen sollte, geht vor allem auf eine in den 1920er-Jahren verstärkt zum Zuge kommende Bewegung zurück, die volkskundlich ausgerichtete Museen<sup>18</sup> propagierte, die sich an ein breites Publikum richten und vor allem der Weckung der Heimatliebe dienen sollten.<sup>19</sup>

Das Kurpfälzische Museum, wie es von Lohmeyer übernommen und weiter ausgebaut wurde, lässt sich dem Typus des „kulturhistorischen Museums“ zuordnen, das historische Alltagsgegenstände und Kunstwerke im Raumrekonstruktionen präsentiert, die deren ursprünglichen Funktionszusammenhang andeuteten.



Trotz seiner prinzipiellen Distanzierung von den Zielen der Heimatmuseumsbewegung vernachlässigte Lohmeyer insofern Produkte der Volkskunst bei seinen Ankäufen für die Sammlung nicht komplett.

So berücksichtigte er bei seinen Erwerbungen z.B. auch „gutes einheimisches Mobiliar und Ausstattungstücke von Qualität“.<sup>20</sup> Vor allem das Mobiliar kam immer wieder in Lohmeyers Sonderausstellungen zum Einsatz, in denen er Gemälde oder Porzellanobjekte gerne in wohnlich ausgestatteten Ausstellungsräumen präsentierte. Inwieweit der Museumsdirektor sich hier mit Ideen der sogenannten zeitgenössischen Museumsreformbewegung und deren Inszenierungspraxis auseinandersetzte, ist ein weiteres spannendes Thema, auf das in diesem Zusammenhang aber nicht näher eingegangen werden kann.<sup>21</sup>

Insgesamt setzte Lohmeyer aber statt auf Produkte der Volkskunst oder Heidelbergensien von rein lokalhistorischer Bedeutung einen deutlichen Schwerpunkt auf die Malerei und die Keramik und verstärkte so das bereits unter Sillib grundlegende kunst- und kulturhistorische Profil des Museums. Zugleich setzte er statt auf enzyklopädisches Sammeln beim Ausbau der Sammlung auf den Erwerb qualitativvoller Einzelstücke. Bereits in seine Zeit als Konservator fallen wichtige Gemäldezugänge, wie die von Werken des in Heidelberg geborenen Porträt- und Genremalers Caspar Netscher oder von Anselm Feuerbachs Porträt seiner zeitweise in Heidelberg lebenden Stiefmutter Henriette Feuerbach aus dem Jahre 1867.<sup>22</sup>

### **Das Streben nach überregionaler Bekanntheit des Museums verbunden mit der Definition spezieller Zielgruppen für die Museumsarbeit**

Mit dem Ausbau der Städtischen Sammlungen zu einem ausdrücklich „Kurpfälzischen“ Museum, das nicht nur die Geschichte und Kultur der Stadt Heidelbergs widerspiegelte, zielte Lohmeyer, drittens, darauf ab, das Haus auch über Heidelberg und die Region hinaus bekannter zu machen. Dieses Ziel versuchte er außer durch den Ausbau der Sammlung vor allem durch die Präsentation von Sonderausstellungen zu erreichen, die sich bald über die Neckarstadt hinaus einen Ruf erwarben. Den Anfang machte 1912 die Ausstellung „Frankenthaler Porzellan aus Heidelberger Privatbesitz“, es folgten 1914 die „Meisterporträts aus Heidelberger Besitz“ und die Romantiker-Ausstellung von 1915 als weitere Höhepunkte. Mit den Privatbesitz-Ausstellungen setzte Lohmeyer gleich zu Beginn seiner Museumsarbeit auf ein Konzept, das er auch später fortsetzte. Indem er Leihgaben aus Heidelberger Privathäusern in seine Ausstellungen einbezog oder sogar in den Mittelpunkt stellte, brachte er das wohlhabende Heidelberger Bürgertum hinter sich und seine Museumsarbeit. Das bedeutete – auch wenn sich Lohmeyer dieser Tatsache vielleicht selbst nicht bewusst war – allerdings zugleich, dass er im Museum die Kunst zeigte, die dem Geschmack des überwiegend konservativen Bürgertums entsprach – auch dies ein möglicher Grund für das weitgehende Ausklammern moderner Kunstrichtungen in seiner Arbeit. Durch die Einbeziehung der Sammler- und Künstlerszene ergaben sich für Lohmeyer zugleich Chancen, die Bestände des Museums durch Stiftungen und Erbschaften weiter auszubauen und so die kunsthistorische Bedeutung der Sammlung weiter zu heben – auch das ein Schritt hin



zu einer stärker auch überregionalen Wahrnehmung des Museums. Zu nennen sind hier z.B. die Stiftungen Happel (1913 und 1921)<sup>23</sup> oder die Stiftung Guido Schmitt (1923) mit Gemälden, Aquarellen und Zeichnungen der Malerfamilie Schmitt.<sup>24</sup> Über das Bildungsbürgertum und die Künstlerfamilien hinaus sprachen die Sonderausstellungen eine weitere für Heidelberg gewissermaßen typische Zielgruppe bewusst an: Die Sonderausstellungen fanden jeweils im Sommer eines Jahres von Mai bzw. Juli bis Mitte September also in den Reisemonaten statt – Lohmeyer wollte also gezielt Touristen in sein Haus locken<sup>25</sup> – ein geschickter Schachzug, wenn man bedenkt, dass die ehemals Graimbergischen Sammlungen sich nach ihrem Umzug vom Schloss in die Heidelberger Hauptstraße erst als neue Heidelberger Sehenswürdigkeit etablieren mussten und nun etwas abseits der üblichen Touristenroute rund um das Schloss lagen.<sup>26</sup> Dass dieses Konzept aufging, zeigt die Tatsache, dass bereits bei seiner ersten Sonderausstellung zum Frankenthaler Porzellan<sup>27</sup> rund 13.000 Interessierte in den Monaten Juli und August 1912 in die Städtischen Sammlungen strömten – also immerhin über 60 % der Gesamtbesucherzahl der Städtischen Sammlungen von 20.676 Personen im Jahr 1912.<sup>28</sup> Dazu trug auch das umfassende Werbekonzept Lohmeyers mit aussagekräftigen Plakaten, Werbemarken<sup>29</sup> und Ausstellungskatalogen bei.

Der Gedanke der Volksbildung, die auch untere Gesellschaftsschichten ansprechen wollten, lag für den konservativen Bildungsbürger Lohmeyer dagegen ferner. Ansätze zu einer Öffnung der Museumsarbeit für breitere Kreise der Bevölkerung bildeten aber seine Führungen durch die Romantiker-Ausstellung 1919 im Rahmen des ersten Kursprogramms der Heidelberger Volkshochschule, die 1919 im Zuge des Volksbildungsgedankens in der jungen Weimarer Republik neu gegründet worden war. Die Führungen fanden samstags „nachm[ittags] 6 Uhr pünktlich“<sup>30</sup> statt, ermöglichten also auch insofern die Teilnahme der gewerbstätigen Bevölkerungskreise.

Trotz der prinzipiellen Offenheit Lohmeyers für eine Kunst- bzw. Kulturvermittlung an breite Kreise legen seine Bemerkungen in den „Erinnerungen“ aber nahe, dass er die Hauptzielgruppe seiner Ausstellungstätigkeit vor allem im wissenschaftlichen Fachpublikum sowie in Künstlerkreisen sah. Mit seiner Museumsarbeit und den grundlegenden Ausstellungen, die wie die Romantiker-Ausstellung von 1919 und die folgenden Präsentationen von Werken einzelner romantischer Maler oftmals eine Neubewertung einzelner Künstler bzw. Epochen boten, wollte er ausdrücklich zu weiteren kunsthistorischen Forschungen anregen. Zentrale Bedeutung kam angesichts dieses Anliegens jeweils dem Ausstellungskatalog als „wissenschaftlichem Beleg“ zu.<sup>31</sup> Ein über die diversen Ausstellungsverzeichnisse hinaus von Lohmeyer angestrebter Gesamtkatalog der Gemäldebestände des Kurpfälzischen Museums, der ihm ein besonders Anliegen war und „auch der Kunstwissenschaft und der Geschichte überhaupt hätte nützen sollen“,<sup>32</sup> konnte nach seinem Rücktritt als Museumsdirektor 1934 nicht mehr verwirklicht werden. Seine Ziele in dieser Hinsicht sah Lohmeyer nach Ende seiner Amtszeit offenbar als erreicht an: Die wissenschaftliche Ausstrahlung seiner Sonderausstellungen, die ihren Niederschlag in Kunstzeitschriften und der Presse gefunden habe, hob er in seinen „Erinnerungen“ nicht ohne Stolz mehrfach hervor.<sup>33</sup> Lohmeyers Gesamtleistung beim Ausbau des Museums fasste sein Nachfolger Georg Poensgen

1963 zusammen: Unter Lohmeyers Ägide sei das Museum zu einer „Bildungsstätte namhaften Ranges“ geformt worden.<sup>34</sup>

### **Die Einordnung der Museumsarbeit in ein wissenschaftliches Gesamtkonzept zur Erforschung der Kultur, Kunst und Geschichte der historischen Kurpfalz**

Wenn Lohmeyer mit dem Kurpfälzischen Museum ein „Heimatmuseum höherer Art“ schaffen wollte, bleibt abschließend auch zu beachten, dass der Museumsdirektor, der während seiner gesamten Amtszeit auch wissenschaftlich publizierte, die Museumsarbeit niemals isoliert sah. Vielmehr verstand er seine Tätigkeit ausdrücklich als Teil einer seiner Ansicht nach wünschenswerten umfassenden Erforschung der Geschichte, Kultur und Kunst der ehemaligen Kurpfalz. Ähnlich wie er es im Zusammenhang mit dem Ausbau der Sammlung zum Kurpfälzischen Museum formuliert hatte, verfolgte er beispielsweise auch im Zuge der Schriftleitung des Neuen Archivs für die Geschichte der Stadt Heidelberg und der Kurpfalz, die er seit 1912 bis zum Ende seiner Heidelberger Zeit innehatte, die Absicht, diese Zeitschrift zu einem „Abbild der weitgestreckten Ziele des Museums“ werden zu lassen.<sup>35</sup> Hierzu dienten vor allem eigenständige Bände der Reihe wie ein Band über Georg Wilhelm Issel, den Maler als „Entdecker der schlichten deutschen Landschaft“,<sup>36</sup> der direkt an eine Ausstellung der Städtischen Sammlungen von 1920 anknüpfte, oder eine Publikation über Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz und die Schönborn,<sup>37</sup> die mit Lohmeyers Absicht harmonierte, mit seiner Museumsarbeit zu einer Neudeutung und Würdigung der Barockfürsten der Neuburger Linie beizutragen.<sup>38</sup> Mit seiner Wirksamkeit „in all die einst ein weites Land umspannenden Gebiete der alten Kurpfalz hineingreifen“, „um so mit der Zeit ein getreues Abbild des Pfälzer Volkes, seines Charakters, seiner überreichen Kultur und seines Unternehmungsgeistes abzugeben“,<sup>39</sup> sollte auch das von Lohmeyer begleitete Kurpfälzische Jahrbuch,<sup>40</sup> von dem zwischen 1925 und 1930 insgesamt fünf Bände erschienen, die von ihm jeweils mit einem Geleitwort versehen wurden.

Eine weitere geplante Publikationsreihe, die Veröffentlichungen des Kurpfälzischen Museums selbst beinhalten sollte, kam über erste Ansätze nicht hinaus.<sup>41</sup> Lohmeyer selbst trat während seiner Amtszeit mit mehreren Publikationen hervor. Dazu zählen vor allem die bereits in den 1920er-Jahren entstandene,<sup>42</sup> aber erst 1935 erschienene Monografie „Heidelberger Maler der Romantik“<sup>43</sup> sowie der 1927 gemeinsam mit Rudolf Sillib in der Reihe „Stätten der Kultur“ herausgegebene Band über Heidelberg,<sup>44</sup> in dem er die Abschnitte über die Zeit des Barocks und der Romantik sowie die Sagen verfasste. Sicher nicht zufällig widmete Lohmeyer sich hier gerade den Epochen, die auch bei seiner Museumsarbeit im Mittelpunkt standen. Im vollen Einklang mit seiner im Museum angeregten Neubewertung der Kultur und Kunst der Barockzeit steht auch das sowohl in den Stätten der Kultur als auch an anderer Stelle formulierte Ziel, Heidelberg als Barockstandort wiederzuentdecken. Die Barockepoche sei in der Neckarstadt „über die wuchtige Renaissance“ ihres Schlosses zu Unrecht vergessen worden – Lohmeyer verwies vor allem auf den Innenraum der Jesuitenkirche, in dem er ein als Sehenswürdigkeit

noch unbekanntes Zeugnis des von ihm in zahlreichen Publikationen behandelten Stils des „rheinisch-fränkischen Barocks“ sah.<sup>45</sup>

Das Museum stand also im Mittelpunkt eines umfassenden wissenschaftlichen Gesamtkonzepts Lohmeyers: Die Museumsarbeit und die kunst- und kulturhistorische Forschung sollten sich nach diesem Konzept gegenseitig befruchten. Das Museum war für Lohmeyer nie nur Bildungs-, sondern stets auch Forschungsstätte.

## Fazit



Das Kurpfälzische Museum 1929 (Quelle: Kurpfälzisches Museum Heidelberg Z 3347)

Das Kurpfälzische Museum wurde während Lohmeyers Amtszeit von einer stadtgeschichtlich geprägten Sammlung zu einer überregional anerkannten Bildungs- und Forschungsstätte, deren Aufbau auf Leitzielen beruht, die die Arbeit des Museums noch heute bestimmen. Wenn das Kurpfälzische Museum heute eine weit über Heidelberg hinaus bekannte Institution darstellt, in der wir hochrangige Kunstwerke in einem stilvollen Rahmen mit Möbeln oder Porzellanobjekten in epochentypischen Räumlichkeiten „entdecken und genießen“<sup>46</sup> dürfen, ist das auch dem Engagement seines ersten hauptamtlichen Direktors Karl Lohmeyer zu verdanken. Und auch heute noch versteht sich das Museum mit Vorträgen, Workshops, Sonderausstellungen

und wissenschaftlich fundierten Begleitkatalogen ganz im Sinne Lohmeyers nicht nur als Bildungseinrichtung und Ort des ästhetischen Erlebens, sondern auch als Forschungsstätte. Lohmeyer, die Aussage darf abschließend gewagt sein, wäre zufrieden mit der Weiterentwicklung seines Museum und seiner Ideen in den letzten hundert Jahren.

## Anmerkungen

- 1 Zu Lohmeyers Ausbildung bis zum Amtsantritt in Heidelberg vgl. den Bericht über diese Zeit in seinen Erinnerungen: Karl Lohmeyer: Erinnerungen. „Dem Süden zu“. Eine Wanderung aus alten rheinisch-fränkischen Bürgerhäusern nach dem Lande jenseits der Berge, aus dem Nachlass herausgegeben von Karl Schwingel in Verbindung mit J.A. Schmoll gen. Eisenwerth, Heidelberg 1960, hier S. 129–206.
- 2 Vgl. z.B. das Anmeldungs-Buch des stud. phil. Karl Lohmeyer in Stadtarchiv Saarbrücken, NL Lohmeyer, Nr. 409, fol. 21r–27v mit einer Übersicht über die in den einzelnen Semestern von ihm besuchten Vorlesungen; s.a. Lohmeyer: Erinnerungen (wie Anm. 1), S. 188f.
- 3 Vgl. ebd., S. 208.

- 4 Karl Lohmeyer: Friedrich Joachim Stengel. Fürstbätlich fuldischer Ingenieur, Hofarchitekt und Bauinspektor [...], Düsseldorf 1911.
- 5 Vgl. Werner Schmidt: Das Kurpfälzische Museum in Heidelberg, in: Kurpfälzer Jahrbuch 2, 1926, S. 123–130, hier S. 123. Ähnlich urteilte Lohmeyers Nachfolger als Museumsdirektor Georg Poensgen: „Die Gefahr der Überhäufung mit derartigen Antiquitäten allerdings konnte bei der relativen räumlichen Beschränktheit nur bedingt vermieden werden. Außerdem entsprach sie weitgehend dem lokalpatriotischen Geschmack der Zeit vor dem ersten Weltkrieg“, Georg Poensgen: Das Kurpfälzische Museum in Heidelberg, Heidelberg 1963, S. 7.
- 6 Zu Lohmeyer Rücktritt, der in diesem Zusammenhang ausgeklammert werden muss, vgl. Hans-Martin Mumm: „Nicht suchen, sondern finden.“ Karl Lohmeyer (1878–1957) und das Kurpfälzische Museum, in: Susanne Himmelheber, Karl Ludwig Hofmann (Hgg.): Neue Kunst – Lebendige Wissenschaft: Wilhelm Fraenger und sein Heidelberger Kreis 1910–1937; eine Ausstellung des Kulturamts Heidelberg in Zusammenarbeit mit der Wilhelm-Fraenger-Stiftung und mit Unterstützung der Landesstiftung Baden-Württemberg im Heidelberger Kunstverein, Heidelberg 2004, S. 162–173.
- 7 Lohmeyer: Erinnerungen (wie Anm. 1), S. 232.
- 8 Vgl. zur Intention der Umbenennung der Sammlungen in Kurpfälzisches Museum auch Georg Poensgen: Museum (wie Anm. 5), S. 5: Der Name Kurpfälzisches Museum bedeute „weit mehr als eine lediglich lokalhistorische Kennzeichnung“, er greife vielmehr einen „geographischen Begriff“ auf und weise „auf ein halbes Jahrtausend deutscher und europäischer Geschichte“ hin.
- 9 Vgl. Lohmeyer: Erinnerungen (wie Anm. 1), S. 232.
- 10 Poensgen zieht im Zusammenhang mit der von Lohmeyer angeregten Umbenennung der Sammlungen sogar einen Vergleich zwischen dem Konzept des Kurpfälzischen Museum und der 1957 gegründeten Stiftung Preußischer Kulturbesitz, vgl. Poensgen: Museum (wie Anm. 5), S. 5.
- 11 Karl Lohmeyer: Pfälzische Barockmaler auf der Heidelberger Porträtausstellung im Jahre 1914, in: Monatshefte für Kunstwissenschaft (1919), S. 175–182, hier S. 175.
- 12 Lohmeyer: Erinnerungen (wie Anm. 1), S. 223.
- 13 Ebd., S. 234.
- 14 Ebd. S. 234f.
- 15 Ebd. S. 232.
- 16 Ebd.
- 17 Vgl. Karl Lohmeyer: Die Sagen des Saarbrücker und Birkenfelder Landes, Saarbrücken 1920; ders.: Die Sagen von der Saar, Blies, Nahe. Vom Hunsrück, Soon- und Hochwald, Saarbrücken 1935.
- 18 Schon Sillib hatte 1913 betont, dass sich in der Kurpfalz „das, was wir Heimatkunst und Volkskunst zu nennen pflegen“ aufgrund der vielfältigen auswärtigen Einflüsse auf die einheimische Kultur, weniger herausgebildet habe als an anderen Orten. Rudolf Sillib: Führer durch die Städtischen Sammlungen in Heidelberg, Heidelberg 1911, S. 6. „Ansätze zu einer wirklichen Heimatkunst“ sah Sillib erst im 19. Jahrhundert mit einzelnen regionalen Malerfamilien und vor allem in der Dialektdichtung, wie sie von Karl Gottfried Nadler gepflegt wurde, vgl. ebd., S. 7. Für Sillib ergab sich dadurch von selbst der „überregionale“ Charakter des Museums.
- 19 Vgl. dazu Ludwig Linsmayer: Politische Kultur im Saargebiet 1920–1932. Symbolische Politik, verhinderte Demokratisierung, nationalisiertes Kulturleben in einer abgetrennten Region, Diss., St. Ingbert 1922, S. 325f.
- 20 Lohmeyer: Erinnerungen (wie Anm. 1), S. 207.
- 21 Die Verfasserin arbeitet an einem Aufsatz über Lohmeyer als „Museumspolitiker“, in dem auf dieses Thema näher eingegangen wird.
- 22 Vgl. dazu Lohmeyer: Erinnerungen (wie Anm. 1), S. 208.
- 23 Vgl. dazu ebd., S. 227. Es handelte sich um eine Schenkung Carl Happels selbst, die eigene Werke des Künstlers und historisches Mobiliar umfasste, und eine weitere, die

- nach seinem Tode durch seinen Bruder an das Museum gelangte.
- 24 Vgl. zu den Stiftungen während der Amtszeit Lohmeyers: Poensgen: Museum (wie Anm. 5), S. 12.
  - 25 Vgl. Lohmeyer: Erinnerungen (wie Anm. 1), S. 208.
  - 26 Vgl. dazu Chronik der Stadt Heidelberg für das Jahr 1912. Im Auftrag des Stadtrats bearbeitet von Dr. Ferdinand Rösiger, Heidelberg 1915, S. 187, wo betont wird, dass der Besucherstrom stärker gewesen sei, „als die Sammlungen auf dem Schlosse sich befanden und dem schaulustigen Fremdenstrom der Reisezeit bequemer am Wege lagen“. Im Jahre 1900 habe man ohne jegliche Sonderausstellung 14688 Besucher gezählt.
  - 27 Ein Aufsatz zur Porzellanausstellung erscheint in „Frankenthal einst und jetzt“ (2021): Dörte Kaufmann: Frankenthaler Porzellan aus Heidelberger Privatbesitz. Karl Lohmeyers Porzellanausstellung in den Städtischen Sammlungen Heidelberg im Sommer 1912 vor dem Hintergrund seines Museumskonzepts.
  - 28 Vgl. Rösiger: Chronik (wie Anm. 26), S. 187.
  - 29 Vgl. [https://www.europeana.eu/en/item/15514/KI\\_21484\\_3\\_504](https://www.europeana.eu/en/item/15514/KI_21484_3_504) (4.12.2020). Ob diese Idee auf Lohmeyer selbst zurückging, konnte bisher nicht festgestellt werden.
  - 30 Vgl. den Abdruck des Kursprogramms in: Reinhard Riese: „Nicht Popularisierung der Wissenschaft, sondern Bildung des Volkes ist unser Ziel“. Volkshochschulkurse an der Universität Heidelberg 1900–1933, in: Luitgard Nipp-Stolzenburg, Hans-Martin Mumm, Reinhard Riese: „Volksbildung nötiger denn je ...“. 50 Jahre Volkshochschule Heidelberg. Beiträge zu ihrer Entwicklung und zur Geschichte ihrer Vorläufer, Heidelberg 1996, S. 35–67, hier S. 60. Zu Lohmeyers Führungen durch die Ausstellung auch: Daniel Häberle vom Heidelberger Universitätsausschuss für Volkshochschulkurse an Karl Lohmeyer, 18.6.1919, in: Stadtarchiv Saarbrücken, NL Lohmeyer, Nr. 408, fol.3r.
  - 31 Lohmeyer: Erinnerungen (wie Anm. 1), S. 210.
  - 32 Ebd., S. 264.
  - 33 Vgl. ebd., S. 229.
  - 34 Poensgen: Museum (wie Anm. 5), S. 7.
  - 35 Lohmeyer: Erinnerungen (wie Anm. 1), S. 259. Die Zeitschrift war laut Lohmeyer ausdrücklich dazu bestimmt, „langsam die gesamte Geschichte, Kultur und Kunst der alten Kurpfalz zu erfassen“.
  - 36 Karl Lohmeyer: Georg Wilhelm Issel (1785–1870), der Entdecker schlichter deutscher Landschaft, in: Neues Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg und der Kurpfalz 14, Heft 2/3 (1929), S. 165–323.
  - 37 Vgl. Karl Lohmeyer: Johann Wilhelm von der Pfalz und die Schönborn (Kunst und Barock), in: Neues Archiv für die Geschichte Heidelbergs und der Kurpfalz 1926, Bd. 13, Heft 2/3 (1926).
  - 38 Vgl. dazu und speziell zu Kurfürst Johann Wilhelm Lohmeyer: Erinnerungen (wie Anm. 1), S. 207f.
  - 39 Karl Lohmeyer: Geleitwort, 24.10.1924, in: Kurpfälzer Jahrbuch 1 (1925), o.S.
  - 40 Vgl. dazu Lohmeyer: Erinnerungen (wie Anm. 1), S. 260. Das Jahrbuch, so Lohmeyer dort, sollte „zusammenfassenden Studien aus allen Gebieten der Kurpfalz und den Nebenlinien ihres Fürstenhauses“ dienen.
  - 41 Vgl. dazu ebd., S. 259, sowie den 1925 erschienenen ersten und einzigen Band: Ernst Wahle: Die Vor- und Frühgeschichte des unteren Neckarlandes. Erläutert an den vor- und frühgeschichtlichen Sammlungen des Kurpfälzischen Museums, Heidelberg 1925 (Aus dem Kurpfälzischen Museum der Stadt Heidelberg 1).
  - 42 Vgl. dazu Lohmeyer: Erinnerungen (wie Anm. 1), S. 227.
  - 43 Vgl. Lohmeyer: Heidelberger Maler der Romantik, Heidelberg 1935.
  - 44 Karl Lohmeyer, Rudolf Sillib: Heidelberg (Stätten der Kultur 36), Leipzig 1927.
  - 45 Lohmeyer: Erinnerungen (wie Anm. 1), S. 192, s.a. S. 205.
  - 46 Zum Selbstverständnis des Museums als „Haus für Entdecker und Genießer“ vgl.: <https://www.museum-heidelberg.de/1361071.html> (27.07.2021).



Susanne Himmelheber

## Camilla Jellinek. Die Heidelberger Vorkämpferin für Frauenrechte

„... pflegt man doch meist sehr konservativ zu sein, in Dingen, über die man nicht genügend nachgedacht.“

Vier Straßen in einer der schönsten Wohngegenden Heidelbergs tragen die Namen preußischer Generäle aus dem Deutsch-Französischen Krieg: Leonhard Blumenthal, August Werder, Albrecht von Roon und Helmuth von Moltke.

Seit den zwanziger Jahren lebten in diesen Straßen mit den martialischen Namen aber auch Heidelberger Bürgerinnen, deren Andenken gewahrt werden sollte: In der Moltkestraße praktizierte die beliebte Kinderärztin Johanna Geißmar, unter dem Druck des nationalsozialistischen Boykotts zog sie 1935 nach Saig im Schwarzwald, von dort wurde sie im Oktober 1940 nach Gurs deportiert – 1942 wurde Johanna Geißmar in Auschwitz ermordet. Die Psychoanalytikerin Frieda Fromm-Reichmann eröffnete 1923 Ecke Werderstraße ihr „Therapeuticum“, 1933 floh sie nach Palästina, später emigrierte sie in die USA. In der Werderstraße wohnten Paula und Salomon Deutsch mit ihren Kindern. Es gelang ihnen, die Kinder ins Ausland zu retten, sie selbst wurden 1940 nach Ungarn abgeschoben; 1944/45 wurden Paula Deutsch und ihr Mann Salomon in Auschwitz ermordet. In der Roonstraße fand die Modedirectrice Frieda Mayer kurzfristig Zuflucht im Haus von Ida Rothschild bis diese 1939 zur Ausreise gezwungen wurde. Auch Frieda Mayer wurde 1940 nach Gurs deportiert. Im „Judenhaus“ in der Moltkestraße lebten seit 1939 die Schwestern Clara und Anna Hamburger. Beide gehörten zu den ersten Doktorandinnen der Ruperto Carola, in den zwanziger Jahren finanzierten sie mit ihrem geringen Gehalt studentische Freitische und Stipendien. Am 22. Oktober 1940 wurden Anna und Clara Hamburger nach Gurs deportiert, gemeinsam mit der pazifistischen Literaturwissenschaftlerin Elise Dosenheimer aus der Blumenthalstraße. In der Moltkestraße wurde am 10. April 1942 Violetta von Waldberg von der Gestapo in den Tod getrieben. Das Ehepaar Waldberg hatte seine wertvolle Bibliothek in den dreißiger Jahren der Universität geschenkt – die Bücher gehören noch heute zu den wertvollsten der Universitätsbibliothek. Im Nachbarhaus starb am 5. Oktober 1940 Camilla Jellinek, die fünfzig Jahre lang in Heidelberg lebte und mit ihrer ehrenamtlichen Arbeit das rechtliche und soziale Leben über die Grenzen Heidelbergs hinaus prägte.

An diese Frauen, denen unsere Stadt mehr verdankt als vier preußischen Generälen, erinnern heute nur noch „Stolpersteine“ vor ihren letzten frei gewählten Wohnungen; kurze Texte in den Broschüren zu den jeweiligen Verlegungen versuchen zumindest teilweise die Biografien dieser Bürgerinnen zu rekonstruieren.<sup>1</sup>

Nur Camilla Jellinek, an die seit dem 1. Juli 2021 ein Stein in der Moltkestraße 12 erinnert, hat einen Biografen gefunden: In seiner großen familienbiografischen Studie „Die Jellineks“ und in weiteren Arbeiten hat Klaus Kempfer ihr Leben und Wirken ausführlich gewürdigt – auf seine Arbeiten stützen sich auch die folgenden Betrachtungen.<sup>2</sup>



Geboren wurde Camilla Jellinek am 24. September 1860 als Tochter des Ehepaars Wilhelmine und Gustav Wertheim in Wien. Der Vater – Primararzt und Professor für Dermatologie – stammte aus einer bekannten jüdischen Medizinerdynastie, die Mutter Wilhelmine Walcher aus einer katholischen Beamtenfamilie. Da interkonfessionelle „Mischehen“ unter den österreichischen Ehegesetzen, „den lebensgefährlichen“ (Georg Jellinek), nicht erlaubt waren, konvertierte Gustav Wertheim zum Katholizismus und ließ auch seine Kinder katholisch taufen „ohne daß das Christentum in unserer Familie tief eingewurzelt war“, erinnerte sich Camilla Jellinek und fuhr fort: „Ich hatte das große Glück in meinem Elternhaus das zu finden, was öffentliche Schule und Universität damals den Mädchen noch verweigerten. Meine Eltern und die Geschwister meines Vaters [...] weckten und pflegten frühzeitig meinen Bildungsdrang.“<sup>3</sup> Aber auch der Besuch der letzten beiden Klassen der „Höheren Bildungsschule“ des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins prägte sie: Hier lernte sie die fortschrittliche österreichische Frauenbewegung kennen, hier entstand ihr (unerfüllter) Wunsch, Lehrerin zu werden, und sie beschloss, ihren vier Vornamen als fünften den der jüdischen Heldin Esther hinzuzufügen.<sup>4</sup>

Der geistreiche Stil ihrer späteren Texte, die darin häufig versteckten literarischen Zitate und Anspielungen zeugen von Camilla Jellineks großer Belesenheit. Und so nimmt es nicht wunder, dass es ein „Lesekränzchen“ war, bei dem sie am 1. Februar 1880 den Privatdozenten Georg Jellinek kennenlernte – drei Monate später fand die Verlobung statt. Bis zur Hochzeit sollte es jedoch drei Jahre dauern. Weniger religiöse Divergenzen verzögerten die Heirat, obwohl es sich wieder um eine „Mischehe“ handelte: Aus Rücksicht auf Gustav Jellineks Vater, den über die Grenzen Wiens hinaus bekannten Prediger der israelitischen Kultusgemeinde Adolf Jellinek, verließ Camilla Wertheim die katholische Kirche, ohne jedoch der jüdischen Kultusgemeinde beizutreten. Am 17. Juli 1883 wurde das Paar von Adolf Jellinek im privaten Kreis getraut.

Der tatsächliche Grund für die lange Wartezeit war der wachsende Antisemitismus in Wien: Eine „klerikal-antisemitische Intrige“ verhinderte, dass der zweifach promovierte und habilitierte Georg Jellinek „die seiner wissenschaftlichen und didaktischen Befähigung einzig angemessene Position eines ordentlichen Universitätsprofessors“<sup>5</sup> erhielt. Trotz der prekären und auch räumlich beengten Situation der jungen Familie – das Wohnzimmer diente zugleich als Arbeitszimmer, waren es für beide „Jahre des Glücks, wir hatten uns und unsre Kinder.“ Camilla Jellinek gebar drei Kinder: Paul (1884), Walter (1885) und Dora (1888). „Müssen Sie sich gut unterhalten“, bemerkte eine Bekannte angesichts der beengten Verhältnisse; ein Satz, den Camilla Jellinek gern zitierte, denn tatsächlich sah sie im Gespräch eine Grundlage ihrer harmonischen Ehe. 1889 endete diese glückliche Zeit: Der älteste Sohn Paul starb an Diphtherie, im August desselben Jahres reichte Georg Jellinek, zermürbt von den universitären Kabalen, seinen Abschied vom österreichischen Staatsdienst ein.

Die Berufung als Professor für Staatsrecht nach Basel bedeutete zunächst die Rettung für Georg und Camilla Jellinek – wengleich der Kulturschock für die lebenslustige Wienerin unter den schwarz-grau gekleideten Baslerinnen nicht gering war: Ihr Versuch, roten Blusenstoff zu kaufen, scheiterte am Verweis des Commis: „Bei uns in Basel trägt man das aber nicht für Blusen.“<sup>6</sup> Auch die Bemühungen ihres Mannes, „seine“ Camilla dem misogyne Jacob Burckhardt vorzustellen, misslangen.

## Im „bezaubernden“ Heidelberg

Umso willkommener war 1890 der Ruf auf einen der wichtigsten Lehrstühle im Großherzogtum Baden. Als ungetaufter Jude wurde Georg Jellinek zum Professor für Staatsrecht, Völkerrecht und Politik in Heidelberg ernannt, „das Merkwürdigste, was in den akademischen Kreisen in letzter Zeit sich vollzogen hat“, wie er selbst meinte. Seit ihrem ersten Besuch in Heidelberg teilte Camilla Jellinek die Liebe ihres Mannes zu dieser Stadt: „Ich fand Heidelberg auch im Winterkleide



Camilla Jellinek in jungen Jahren  
(Foto: privat)

bezaubernd, aber er [Georg] hätte am liebsten den Schnee fortgehaut und die Bäume mit Laub und Blüten bedeckt.“ Im folgenden Frühling fand der Umzug statt: „Unser Einzug in Heidelberg Ende April 1891, als seine Schönheit in der höchsten Blüte stand, war herrlich, und der Empfang, den die Kollegen uns bereiteten, der denkbar wärmste.“<sup>7</sup> Zunächst wohnte die Familie am Seegarten, später in der Bismarckstraße, bis man sich ein eigenes Haus in der Bunsenstraße leisten konnte, denn die Kinderschar wuchs: 1891 wurde Paula geboren, 1893 Fritz, der schwerbehindert im Oktober 1896 starb, ein halbes Jahr zuvor kam Otto zur Welt, Camilla Jellineks sechstes Kind. Später erinnerte sich Tochter Dora an das freie Leben der Jellinekschen Kinder, das ihre Mutter ihnen ermöglichte und um das sie viele Nachbarkinder beneideten.

Für ihre Kinder schrieb Camilla Jellinek „Georg Jellinek. Ein Lebensbild, entworfen von seiner Witwe Camilla Jellinek“. Darin schilderte sie Herkunft, Laufbahn und Krisen ihres geliebten Mannes, die gemeinsamen Reisen und das Familienleben. Außer eigenen Erinnerungen dienten als Quelle Briefe von und an Freunde sowie von begeisterten Hörern und Hörerinnen, denn auch Frauen „sofern sie nur die Hüte ablegten – darin verstand er keinen Spaß – waren willkommene Schüler, war er doch selbst mit Überzeugung für ihre Zulassung zur Universität eingetreten.“<sup>8</sup> Mit dieser Einstellung gehörte Georg Jellinek wie Max Weber zu den wenigen Heidelberger Professoren, die schon vor 1900 Frauen zu ihren Veranstaltungen zuließen. Das Recht der Immatrikulation an den badischen Universitäten verdankten die Studentinnen jedoch nicht freundlichen Professoren, sondern dem Verein „Frauenbildung – Frauenstudium“, der im Großherzogtum Baden für die Gründung humanistischer Mädchengymnasien kämpfte. Ein solches entstand 1893 in Karlsruhe und im Sommersemester 1900 bezogen die ersten immatrikulierten Studentinnen die Ruperto Carola. Auch Camilla Jellinek freute sich, „welch neuer frischer Geist eben durch die Geselligkeit der Jugend einzog.“<sup>9</sup>

Vorsitzende der Heidelberger Sektion „Frauenbildung – Frauenstudium“ war die damals noch nicht 30-jährige Marianne Weber. Sie organisierte Vortragszyklen, Diskussionsveranstaltungen und vieles mehr, unterstützt von ihrem Mann: „Weber

freut sich an ihrem Tatendurst, ist bald frauenrechtlicher als sie selbst, verfolgt eifrig das Für und Wider der öffentlichen Meinung, hilft wo er kann und steht mit eingelegter Lanze bereit, wenn es gilt, der alten Garde Widerpart zu halten.“<sup>10</sup> So kämpferisch gab sich Georg Jellinek nicht, und mit seinem „Antrittsvortrag“ über Frauenrechte scheint er im Verein ziemlich gescheitert zu sein – zumindest in den Augen Marianne Webers. Doch im November 1899 konnte Camilla Jellinek einer Freundin mitteilen: „Hauptsächlich um mir eine Extrafreude zu machen, hat Georg zugesagt einen Zyklus von acht Vorträgen für den Verein Frauenbildung hier zu halten. Sein Thema ist: Die wichtigsten Einrichtungen des modernen Staates.“<sup>11</sup> Folgenreicher als die Vorträge ihres Mannes, dessen Arbeiten sie ja vom Korrekturlesen kannte, war für Camilla Jellinek Marie Stritts Referat über „Das Bürgerliche Gesetzbuch und die Frauenfrage“.

### **Frauenrechtsfragen um die Jahrhundertwende**

Marie Stritt (1855–1928) hatte als Mitglied der Rechtskommission des Bundes deutscher Frauenvereine (BDF) schon 1896 gegen die Kodifizierung des Bürgerlichen Gesetzbuches (BGB) den „Frauenlandsturm“ initiiert, vor allem gegen den „Gehorsamsparagraf“ (§§ 1353ff.), der eine dauernde Bevormundung von Ehefrau und Mutter vorsah. Diese Rechtsnorm gab dem Ehemann „in allen das gemeinschaftliche Leben betreffenden Angelegenheiten das Entscheidungsrecht“<sup>12</sup>. Zwar blieb die Kampagne gegen das BGB wirkungslos – manche der schlimmsten Paragraphen galten noch bis nach der Mitte des folgenden Jahrhunderts, dennoch zog Marie Stritt folgendes Resümee: „Tausend Jahre Unrecht sind noch keine Stunde Recht. Diese Wahrheit wurde den deutschen Frauen noch nie so eindringlich vor Augen geführt, wie gerade durch das neue bürgerliche Gesetzbuch. Die bis dahin theoretisch behandelte Rechtsfrage [...] wurde zu der Frage von eminenter aktueller Bedeutung, die sie bis zu einer für die Frauen befriedigenden Lösung bleiben wird.“<sup>13</sup> Solche kritischen und zugleich hoffnungsvollen Sentenzen müssen Camilla Jellinek überzeugt haben – sie sollte in den folgenden Jahren eine treue Mitstreiterin Marie Stritts werden. Marie Stritt wurde 1899 zur Vorsitzenden des BDF gewählt – die Frauenfrage als Rechtsfrage stand damit im Mittelpunkt der deutschen Frauenbewegung.

Marie Stritts Erkenntnis, dass Frauenrechte von Männern nur schlecht vertreten werden, führte zu einer der ersten weiblichen Selbsthilfeorganisationen in Deutschland: den Rechtsschutzstellen für Frauen und Mädchen. 1894 in Dresden vom Allgemeinen Deutschen Frauenverein ins Leben gerufen, fand diese Institution, die „Frauen und Mädchen aller Stände Gelegenheit bietet, sich in Rechtsfällen unentgeltlich Rat zu holen“ schnell Nachahmerinnen – auch in Heidelberg. So findet sich im „Merkbuch der Frauenbewegung“ von 1908 der Hinweis: „Heidelberg: Rechtsschutzstelle für Frauen und Mädchen e.V. Anlage 43. gegr. 1900. Vors: Frau Jellinek Bunsenstr. 15 Sprechst: Dienstag, Donnerstag 6–8 Uhr.“<sup>14</sup> Über dreißig Jahre sollte Camilla Jellinek in einem Zimmer der Höheren Mädchenschule (heute Hölderlingymnasium) die Heidelberger Beratungsstelle leiten und sich dabei selbst zur juristischen Fachfrau bilden – zum „Doktor beider Rechte“, der ihr 1930 honoris causa verliehen wurde. Zwar konnten Männer als Mitglieder den

Rechtsschutzverein unterstützen, die Beratung aber oblag ausschließlich Frauen: „Der Verein hat durch seine eigene Erfahrung es bereits bestätigt gefunden, daß in vielen Fällen Frauen leichter zu Frauen sprechen über das, was sie bedrückt“<sup>15</sup>, schrieb Camilla Jellinek. Zur Sprache kamen Lohn- und Mietstreitigkeiten, Schuldforderungen, Alimente, (Ehe-)Verträge etc. Die Heidelberger Rechtsschutzstelle hatte sich schnell einen guten Ruf erworben, so dass oft ein Brief oder Stempel genügte, um den Mandantinnen zu ihrem Recht zu verhelfen. Der Gang zum Gericht sollte möglichst vermieden werden, „in schwierigen Fällen gewährt der Heidelberger Anwaltsverein unentgeltlich Hilfe“, wie Marie Stritt im „Handbuch der Frauenbewegung“<sup>16</sup> anerkennend bemerkte.

Die Rechtsschutzstelle finanzierte sich durch Spenden und Mitgliedsbeiträge, manchmal zahlten auch Klientinnen etwas zurück, auch die Kontakte zum Bürgertum und zur Stadtverwaltung waren in Heidelberg sehr gut. In Krisenzeiten war der Andrang besonders hoch, so dass während des 1. Weltkriegs eine Außenstelle in der Frauenklinik eingerichtet wurde. Vor allem die Probleme und Sorgen unehelicher Mütter nahmen in dieser Zeit einen großen Raum ein – Camilla Jellinek gehörte damals u.a. der BDF-Kommission für die Rechte unehelicher Mütter an. Sie blieb ihrer Devise treu, dass „die Bedrängten und Vernachlässigten sich Frauen gegenüber, die liebevoll eingehen auf ihre Sorgen und Kümernisse“, eher öffnen als juristischen Fachleuten.<sup>17</sup> 1904 gehörte Camilla Jellinek gemeinsam mit Marie Stritt zu den Gründerinnen des Rechtsschutzverbandes, auf dessen Tagungen sie wiederholt als Rednerin auftrat.

Camilla Jellineks große Familie – die Jellinekschen Kinder waren um 1900 vier, neun, 13 und 15 Jahre alt und keineswegs im Begriff das Haus zu verlassen, wie Marianne Weber meinte – vor allem aber ihr Ehemann Georg, der 1907 Prorektor der Heidelberger Universität war, unterstützten ihre Arbeit, wenn auch manchmal mit mildem Spott: So schickte der Vater von einer gemeinsamen elterlichen Reise in das von beiden geliebte fortschrittliche Norwegen eine Postkarte an die Kinder mit dem Text: „Mutter beabsichtigt, in Spitzbergen drei erfahrene Eisbärinnen zur Gründung einer Rechtsschutzstelle zu bewegen.“<sup>18</sup>

### **Kellnerinnenelend**

Nicht alle Unternehmungen Camilla Jellineks waren so erfolgreich wie die Rechtsschutzstelle, so scheiterte ihr Projekt, dem „Kellnerinnen-Elend“ abzuhelpfen. Kellnerinnen gehörten sicher zur bedauernswertesten Klientel der Heidelberger Rechtsschutzstelle. Oft minderjährig, ohne geregelte Arbeitszeit, meist ohne festen Lohn auf Trinkgelder angewiesen, waren sie häufig ohne Bleibe. Für das letztgenannte Übel versuchte Camilla Jellinek zunächst pragmatisch Abhilfe zu schaffen: Im Herbst 1907 gründete sie einen Trägerverein für ein Kellnerinnenwohnheim in der Sandgasse 10. Schon bald zogen die ersten Bewohnerinnen ein – der Jahresbericht 1907/1908 verzeichnet 2522 Übernachtungen.<sup>19</sup> Zwei Aufsätze zum „Kellnerinnenelend“ veröffentlichte Camilla Jellinek im renommierten „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“<sup>20</sup>. Sorgfältig nennt sie zunächst ihre Quellen – verschiedene Artikel und Umfragen, aber auch eigene Beobachtungen, schließlich beschreibt sie die Hoffnungslosigkeit, einen Ausweg aus Verhält-

nissen zu finden, die auf die „kapitalistische Ausbeutung der körperlichen Eigenschaften der Frau“ hinauslief. Ernüchtert durch die Erfahrungen in der Sandgasse, die ihr zeigten, dass ein solidarischer Zusammenschluss in diesem Beruf kaum möglich war, forderte sie „ein vollständiges Aufhören des Kellnerinnenberufs.“<sup>21</sup>

Diese Forderung rief einen Sturm der Entrüstung hervor – nicht nur bei den Betroffenen und ihren Fürsprecherinnen, sondern auch beim BDF und seiner Sittlichkeitsexpertin Anna Pappritz. Deren Gegenargumentation war wirklich erstaunlich, sie schrieb: „Der Beruf der Kellnerin gehört zu den ältesten Gebieten, auf denen sich Frauen betätigen. Er ist so recht eigentlich herausgewachsen aus dem Tätigkeitsbereich der Hausfrau und Haustochter, zu deren schönsten Obliegenheiten es gehört, dem Gast Erfrischungen zu reichen.“<sup>22</sup> Nicht ganz zu Unrecht fühlte sich Camilla Jellinek bei dieser Argumentation an ein anderes „weibliches Gewerbe“ erinnert, dessen Alter noch heute seine Existenz legitimieren soll. Sie dagegen plädierte für neue Berufsbilder: „Man möge – ganz allgemein gesprochen – nicht, in vorgefaßter Meinung, bestimmte Berufe für spezifisch männlich, andere für spezifisch weiblich halten [...] auch hier kann es eine Umwertung aller Werte geben“<sup>23</sup> und illustrierte ihre Forderung mit einem Reiseerlebnis: Im Gerichtssaal von Aix erlebte sie eine erfolgreich plädierende Strafverteidigerin, während das Jellineksche Hotelzimmer von „männlichen Händen gereinigt wurde.“

Es nützte alles nichts – das Kellnerinnenheim wurde aufgelöst, und eine wohl-vorbereitete Petition zum Verbot des Kellnerinnenberufs mit 125.000 Unterschriften unterlag bei der Abstimmung im BDF. „Frau Geheimrat Jellinek erlitt eine glänzende Niederlage“<sup>24</sup>, meldete die Zeitschrift „Deutsche Kellnerin“. Es war nicht das letzte Mal, dass ein Projekt Camilla Jellineks scheiterte – zur unverhohlenen Freude ihrer Gegnerinnen.

## **Strafrechtsreform aus Frauensicht**

Nach der erfolglosen Frauenkampagne gegen die Kodifikation des BGB stand um die Jahrhundertwende die Reform des Strafgesetzbuches an – auch dazu meldeten sich die Frauen zu Wort. Camilla Jellinek, inzwischen Mitglied der Rechtskommission des BDF, hielt in deren Auftrag bei der Generalversammlung des Rechtsschutzverbandes in Halle einen Vortrag „Frauenforderungen zur deutschen Strafrechtsreform“, der im folgenden Jahr wieder in einer angesehenen Zeitschrift veröffentlicht wurde.<sup>25</sup> Sie begann mit dem Hinweis, dass alle Gesetze beide Geschlechter betreffen – eben Menschengesetze seien – um hinzuzufügen, „wir halten aber Selbstbeschränkung für geboten [...] um eher gehört zu werden“. Ausdrücklich verwies sie auf die Grundlage der „Frauenwünsche, zu denen Frauen durch Nachdenken und oft auch durch Erfahrungen in sozialer Hilfstätigkeit gekommen sind“. Aus der Praxis wussten die Beraterinnen der Rechtsschutzstellen, wie hart selbst eine kurze Gefängnisstrafe die Armen traf und forderten, diese durch gemeinnützige Arbeit zu ersetzen. Hingegen sollten der „Trunkenheitsbonus“ gestrichen, die Strafmündigkeit bei Kindern von 12 auf 16 Jahre heraufgesetzt, Tierquälerei härter bestraft und alle entwürdigenden Eheparagrafen getilgt werden. Im Zentrum der Ausführungen aber standen die Sittlichkeitsfragen, „da hier die männliche und die weibliche Rechtsfassung am schärfsten differieren“<sup>26</sup>.

Ausführlich wurden Doppelmoral von Prostitution und Bordellen gegenüber dem harmlosen Tatbestand der Kuppelei behandelt, Kindesmord sollte – wenn überhaupt – als Totschlag geahndet werden. Vor allem aber forderten die Frauen weibliches Personal im Gerichtssaal: Anwältinnen, Schöffinnen, Polizeiassistentinnen, Gerichtsärztinnen und weibliche Geschworene. Für letztere stellte Camilla Jellinek fest: „§ 84 GVG, wonach das Ehrenamt eines Geschworenen nur von einem Deutschen versehen werden kann, könnte schon heute dahin interpretiert werden, dass darunter auch Frauen zu verstehen seien. Besser aber wäre es, die Frauen direkt zu nennen.“ Der Forderungskatalog endete mit einem hoffnungsvoll abgewandelten Zitat Wilhelm Buschs: „Über manche der spezifischen Frauenwünsche wird es vielleicht ein allgemeines Schütteln des Kopfes geben. Die Frauen haben die Erfahrung gemacht, daß aus solchem Schütteln mit der Zeit ein zustimmendes Nicken werden kann. Und was wir selbst nicht mehr erreichen, werden vielleicht unsere Töchter oder Enkelinnen erleben.“<sup>27</sup>

Leider hat sich diese Hoffnung nicht für alle Forderungen erfüllt: Noch heute warten die Urenkelinnen auf ein zustimmendes Nicken, wenn es z.B. um die bedingungslose Streichung der Paragraphen 218 und 219 geht, die Camilla Jellinek und ihre Mitstreiterinnen schon 1908 forderten. Veröffentlicht wurde Camilla Jellineks mittlerweile berühmte Rede<sup>28</sup> zur Abschaffung der §§ 218 und 219 im selben Band wie die Reformforderungen zum StGB<sup>29</sup>. „Gehalten am 9. Oktober 1908 in der Generalversammlung des Bundes deutscher Frauenvereine zu Breslau [war es] eine fürwahr gewaltig schwere Aufgabe sich vor Augen zu halten, wie sehr wir in einer Zeit der Umwertung aller Werte leben.“ Die Rede begann mit der Beschreibung des eigenen Gesinnungswandels, dem Zitat, mit dem die Autorin diesen Aufsatz auch betitelt hat. Sie nannte die Literatur der Abtreibungs-Befürworter\*innen und ging dann auf die Argumente der Gegnerinnen ein, um sie zunächst juristisch zu zerpfücken. Dann schilderte sie das Elend unehelicher Mütter, misshandelter Ehefrauen, der von vielen Schwangerschaften geschwächten Arbeiterfrauen – Schicksale, die Camilla Jellinek in der Beratungsstelle begegneten, aber auch „Übelstände“, die jede Schwangerschaft und Geburt in sich birgt. Gegen die pharisäerhaft moralischen Argumente Gertrud Bäumers, die bei ungewollter Schwangerschaft „Leichtsinn, Bequemlichkeit, Gewissenlosigkeit, Mangel an Selbstbeherrschung bei Mann und Frau“ vermutete und Helene Lange, die eine „numerische, physische und moralische Schwächung des Volkes“ befürchtete, postulierte Camilla Jellinek das Recht jeder Frau auf ihren Körper: „Es wird durch die Vernichtung keimenden Lebens kein Rechtsgut verletzt, da der Embryo keine Rechtspersönlichkeit ist“. Aber auch ihr Hinweis auf suizidgefährdete Mädchen – „Selbstmord ist entschieden nicht gesünder als Abtreibung“ – traf auf taube Ohren. Die Rede gipfelte in ihrem nachmals berühmten Ausspruch: „Darüber besteht für mich kein Zweifel: wenn Männer die Kinder zu gebären hätten – ein männlicher § 218 wäre nie geschaffen worden.“ Sie beendete ihr Referat mit den Worten: „im Namen des Selbstbestimmungsrechts, im Namen der freien Persönlichkeit der Frau fordert die Rechtskommission die Abschaffung des § 218.“

Allein, die meisten Mitglieder des BDF, dessen ursprünglich überkonfessionelles Programm durch den Beitritt starker konfessioneller Frauenverbände geschwächt war, lehnten die Forderung ab. Zu Recht merkt Richard Evans an, dass etliche ver-

heiratete Frauen mit Kindern für die Aufhebung der §§ 218 und 219 stimmten – während auf der Seite seiner Befürworterinnen viele ehe- und kinderlose Frauen waren – eine Folge falsch verstandener Mütterlichkeit, die noch verheerende Folgen zeitigen sollte.<sup>30</sup> Die Entscheidung für die Beibehaltung der Abtreibungsparagraphen bedeutete eine Trendwende in der Geschichte des BDF: In den folgenden Jahren wurden die fortschrittlichen Kräfte im Vorstand um Marie Stritt zunehmend verdrängt, bis diese enttäuscht den Vorsitz abgab. Ihre Nachfolgerin Gertrud Bäumer trat ihr neues Amt im Oktober 1910 an – bei einer Tagung des BDF in Heidelberg, die Marianne Weber als „festliche Heerschau der Frauenbewegung [...] mit Schloßbeleuchtung“<sup>31</sup> glorifizierte. Ziemlich boshaft schrieb damals die neue Vorsitzende ihrer Freundin Marianne: „also lassen Sie ab von C. Jellinek, die nicht nur das Kind im Mutterleibe, sondern auch die Kellnerinnen ausrotten will.“<sup>32</sup>

Einen Bewunderer hatte die standhafte Camilla Jellinek gleichwohl gewonnen, er pries: „Ihr leidenschaftliches Bedürfnis nach Klarheit und Wahrheit, ihre entschiedene Ablehnung aller Halbheiten und Kompromisse, ihr Streben nach eindeutigen Entschlüssen, die stolze Sicherheit des Wesens, das alles wurzelt in einem starken herben Gefühl für Würde – in einem ganz konventionsfreien Sinn des Wortes – und in ihrer völligen Freiheit von aller Menschenfurcht, die mich immer wieder erfrischt inmitten all dessen, was uns sonst umgibt“<sup>33</sup> – dieses Lob zollte Max Weber der Witwe seines Freundes Georg Jellinek in dessen Todesjahr 1911.<sup>34</sup>

Der Tod ihres Mannes bedeutete einen großen Einschnitt in Camilla Jellineks Leben. Nicht nur fehlte ihr fortan der vertraute (Gesprächs-)Partner, auch ihre beiden älteren Kinder verließen damals das Elternhaus; nur Paula und Otto lebten noch bei der Mutter, deren Witwenrente eher dürftig war. Später verkaufte sie ihr Haus in der Bunsenstraße und bezog mit Otto eine Wohnung im Unteren Faulen Pelz.

Sie begann die Schriften ihres Mannes für die Edition vorzubereiten und schrieb selbst sein „Lebensbild“ – wohl die liebenswerteste Biografie aus der Feder einer „Professorenwitwe“. Sie publizierte weiterhin zu juristischen, oft umstrittenen Themen, häufig in der Zeitschrift „Die Frauenbewegung“. Hier erschien auch der Nachruf auf Georg Jellinek von seiner Heidelberger Schülerin Dr. jur. Erna von Langsdorff, der mit den Worten endet: „Es war seine Art, für die als recht und gut erkannte Sache mit dem Mut der Überzeugung einzutreten, und so tat er es auch, wo er nur konnte für die Sache der Frauen.“<sup>35</sup> Minna Cauers Zeitung „Die Frauenbewegung“ und ihre Monatsbeilage „Zeitschrift für Frauenstimmrecht“, herausgegeben von Anita Augspurg, gehörten zu den fortschrittlichsten Frauenzeitschriften vor dem 1. Weltkrieg. Hier publizierten neben den Herausgeberinnen u.a. die Frauenrechtlerinnen Hedwig Dohm, Lily Braun, aber auch Pazifistinnen wie Elise Dosenheimer, die schon früh vor Militarismus und Chauvinismus warnte.<sup>36</sup> Lesenswert sind auch Minna Cauers Kommentare, in denen sie nicht nur Anhänger und Anhängerinnen der Frauenbewegung zu Wort kommen ließ, sondern auch deren Feinde vorführte, wie den Heidelberger Honorarprofessor Willy Hellpach, der sich von den „auditrices“ im Hörsaal moralisch eingeengt fühlte, oder den Heidelberger Privatdozenten Arnold Ruge, den der „schleichende alle Kraft verzehrende Feminismus“ an der Universität ängstigte<sup>37</sup> und schließlich den Ordinarius für Kunstgeschichte Henry Thode und seine Frau Daniela, die in ihrer schönen Villa am



Bismarckplatz das Programm des „Deutschen Bunds zur Bekämpfung der Frauenemanzipation“ propagierten – um nur einige Feinde der Heidelberger Frauenbewegung zu nennen. Tatsächlich bildeten Heidelberg, Mannheim und Ludwigs-hafen vor dem Ersten Weltkrieg ein liberales Zentrum der Frauenbewegung im deutschen Südwesten – auch Minna Cauers Zeitung „Die Frauenbewegung“ lag im „Academischen Lesesaal“ aus.

### „Dienst an der Heimatfront“

Wie viele deutsche Frauenrechtlerinnen begrüßte leider auch Camilla Jellinek den Ersten Weltkrieg, sie spürte den „Geist der Freiheitskriege“ und meinte „daß heute wie einst manche Frau am liebsten mit eigenem Arm das Vaterland verteidigen möchte“.<sup>38</sup> Vergessen waren ihre klugen Attacken gegen die chauvinistischen Führerinnen der Frauenbewegung, auch bei den Frauen herrschte nun „Burgfrieden“. Begeistert übernahm Camilla Jellinek gemeinsam mit Marianne Weber die Heidelberger Sektion des Nationalen Frauendienstes<sup>39</sup> – eine Schöpfung Gertrud Bäurers: „Heimatsdienst ist für uns Kriegsübersetzung des Wortes Frauenbewegung. [...] wie der Krieg so mancher Willensregung in unserem Volksleben die Gelegenheit gegeben hat, ihren eigentlichen tiefsten Sinn zu offenbaren, so hat er auch der deutschen Frauenbewegung ermöglicht, klarer als es ihr im Frieden gelingen konnte, zu zeigen, was sie will: nationaler Frauendienst.“<sup>40</sup> Mit ihrem Einsatz hofften die Frauen, sich das Stimmrecht zu „verdienen“. Zum ersten Mal arbeiteten Teile der sozialdemokratischen und der bürgerlichen Frauenbewegung zusammen. Sie sorgten für Lebensmittel, Arbeitsnachweise, Lazarettdienste, hielten Frauensprechstunden in den Landgemeinden ab. Camilla Jellinek gehörte inzwischen dem erweiterten Vorstand des BDF an. Unter dem Titel „Nach dem Kriege“ publizierte sie ihre Vorstellungen über neue Berufe für Kriegerwitwen: „Freilich damit so der Beruf zum Segen werde, müssen zwei Vorbedingungen erfüllt werden: Der Beruf muß ein wohlgewählter sein und die Kinder müssen – soweit die Schule dafür nicht ausreicht – für einen Teil des Tages in Horten untergebracht werden. Beides ist eine Geldfrage.“ Sie plädierte dafür, das Geld aus der Hinterbliebenenfürsorge für Tagesheime zu verwenden „deren Leitung in den Händen von Männern und Frauen läge“.<sup>41</sup>

Eine dieser Kriegerwitwen war ihre Tochter Dora, deren Mann schon 1915 gefallen war. Dora Busch bereitete sich aufs Lehramt vor und zog ihre beiden Töchter Erika und Gerda allein auf. Die Großmutter Camilla schrieb damals einen ihrer schönsten Texte über Märchen: Darin wandte sie sich gegen Märchenaufführungen im Theater, da diese nie die Phantasie des kindlichen Publikums erreichen, geschweige denn übertreffen könnten. Sie plädierte für das je eigens, „geradlinig erzählte“ Märchen: Auf dem „Tischlein deck dich“ müssten die bevorzugten Speisen der kleinen Zuhörerinnen stehen, Dornröschen trage ein Kleid in ihren Lieblingsfarben, Wiederholungen wie „dreimal klopfen“ oder „dreimal fragen“ müssten auserzählt werden – alles Bedingungen, die weder Theater noch Film erfüllen könnten – aber die Großmutter! Camilla Jellinek muss eine begnadete Erzählerin gewesen sein. „Sie konnte alles auswendig und vermochte jederzeit ihre begierigen Kinder und Enkel zum Zuhören um sich zu versammeln.“<sup>42</sup>



Camilla Jellineks Tochter  
Dora Busch mit ihren bei-  
den Töchtern am Werder-  
park (Foto: privat)

### Offene Rechtsfragen in der Weimarer Republik

„Die Frau hat den Stimmzettel erhalten – kann der den Schlüssel bedeuten zu all den Schätzen, die sie für das Volkswohl zu heben gedenkt?“<sup>43</sup> Mit diesem Satz beginnt „Die Frau im neuen Deutschland“<sup>44</sup>, ein Handbüchlein der nunmehr 60-jährigen Camilla Jellinek, das 1920 erschien. Sie beschrieb darin zunächst die Geschichte der deutschen Frauenbewegung bis zu dem Zeitpunkt „als – Ironie der Geschichte – nicht durch diese [die Frauenbewegung, SH] selbst, sondern durch die Revolution, in Erfüllung des sozialdemokratischen Erfurter Programms, ihr plötzlich das politische Stimmrecht in den Schoß fiel. Ist die Frauenbewegung dadurch überflüssig geworden?“<sup>45</sup> Hellsichtig behandelte sie „Gefahren, denen die Frauenbewegung heute ausgesetzt ist“: z.B. das Schwinden der Frauensolidarität unter dem Fraktionszwang oder die schlechten Listenplätze für Frauen, denn „daß sich überdies ausgesprochene Vertreterinnen von Frauenforderungen bei den doch den Ausschlag gebenden Männern nicht besonderer Beliebtheit erfreuen, ist unschwer einzusehen.“<sup>46</sup> Hinzu kam z.B. die Schüchternheit der weiblichen Neulinge. Probleme, die Politikerinnen noch heute beklagen. Auch diese Einführung beendete sie mit einem Zitat: „toujours en vedette“, immer auf dem Posten – das empfahl Friedrich II. in seinem „Exposé du Gouvernement prussien“! An anderer Stelle hieß es: „wenn die Frauen sich nicht kräftig rühren, bestünde die Gefahr, daß das Frauenstimmrecht zum Prunkleinentuch würde, unter dem die sonstigen Frauenforderungen begraben würden.“<sup>47</sup>

Die folgenden neun Kapitel dieses lesenswerten Buchs geben Einblick in die soziale Wirklichkeit – aber auch die Hoffnungen der frühen Weimarer Republik: Neben neuen Berufen für Frauen bei „gleichem Lohn für gleiche Leistung“ forderte Camilla Jellinek die Frauen auf, sich in Betriebsräten und Gewerkschaften gegen die schlechte Bezahlung der „weiblichen Berufe“ und gegen die „konfessionelle Zersplitterung“ zu engagieren. Sie setzte sich ein für kürzere und vor allem geregelte Arbeitszeiten „abgearbeiteter und übermüdeten Pflegerinnen“. Und immer wieder erhob sie den Anspruch der Frauen auf Zugang zu allen Berufen, denn „die juristische Laufbahn ist noch nicht einmal gesetzlich allgemein den Frauen freigegeben“.<sup>48</sup> Ihr fachfrauliches Urteil über die „erfindungsarmen Motive des zeitge-

nössischen Kino<sup>49</sup> im Kapitel „Jugendpflege“ beruhte auf Autopsie, war sie doch selbst Mitglied des Heidelberger Ortsausschusses für Lichtspielpflege und konnte kostenlos das Kino besuchen. Sie arbeitete noch in weiteren Kommissionen der Stadtverwaltung mit und kandidierte auf einem der hintersten Plätze der DDP-Liste für den Gemeinderat. In alten wie in neuen Frauenvereinen war ihr juristischer Rat gefragt – die GEDOK ernannte sie zum Ehrenmitglied. Camilla Jellinek vertrat Deutschland im Internationalen Frauenbund, 1926 wurde sie 1. Vorsitzende des „Badischen Verbandes für Frauenbestrebungen“, einem Zusammenschluss der Frauenvereine Badens.<sup>50</sup>

Die verdiente Krönung dieses aktiven Frauenlebens war die Verleihung des Ehrendoktors der Juristischen Fakultät an ihrem 70. Geburtstag. Die Laudatio auf die „Rechtskundlerin und Rechtskämpferin“ hielt Gustav Radbruch: „Das alte Wort vom Doktor beider Rechte aber gewinnt in diesem Augenblick einen neuen Sinn: Neben das überkommene von Männern für Männer gemachte Recht, tritt ein zweites: die Rechtsauffassung der Frau um das Männerrecht mehr und mehr zu durchdringen und erst zu einem wahren Menschenrecht zu machen. So verstanden will diese Ehrung in Ihnen zugleich die große erfolgreiche Bewegung ehren, der Ihre Arbeit gilt.“<sup>51</sup>

In ihrem Dankschreiben versicherte Camilla Jellinek dem Dekan der Juristischen Fakultät: „In meinen Augen gibt es überhaupt keine Auszeichnung, die größer als diese wäre – für mich ist die Universität die Trägerin des höchsten Gutes“, und unterzeichnet mit ihrem neuen Titel.<sup>52</sup>

Der Geburtstagsartikel von Marianne Weber erschien am 24. September 1930 im Heidelberger Tageblatt, zwei Monate später ging die NSDAP als stärkste Partei aus den Heidelberger Gemeinderatswahlen hervor.



Camilla Jellinek im Alter (Foto: privat)

## Die letzten Jahre

Das Jahr 1933 bedeutete das jähle Ende der wissenschaftlichen und politischen Arbeit Camilla Jellineks: Sie wurde aus allen (Ehren-)Ämtern gedrängt, wegen ihrer „nichtarischen“ Abstammung.

Raul Hilberg sollte 28 Jahre später schreiben: „Als zu Beginn des Jahres 1933 erstmals ein Ministerialbeamter eine Bezeichnung ‚nichtarisch‘ in einen Richtlinienenerlaß hineinschrieb, war das Schicksal der europäischen Juden besiegelt.“<sup>53</sup>

Der BDF löste sich auf, die einzelnen Organisationen machten sich „judenfrei“, d.h. sie stießen rund 50.000 Frauen aus. Alle Hoffnungen für die Zukunft einer neuen Frauengenera-

tion, die Camilla Jellinek in so vielen Beiträgen propagiert und vorbereitet hatte, waren vernichtet. In wenigen Monaten verloren die deutschen Frauen alle Rechte, für die sie Jahrzehnte lang gekämpft hatten. An die Stelle der „neuen Frau“ trat die „neue Mutter“, propagiert von der NSDAP – aber auch von vielen Frauen.<sup>54</sup>

Camilla Jellineks Töchter wurden aus dem Schuldienst entlassen: Dora als Lehrerin, Paula als Schulärztin. 1934 zog Camilla Jellinek noch einmal um in ein kleines Zimmer in der Moltkestraße 12. Hier starb sie von Krankheit und Sorgen um ihre Familie gequält am 5. Oktober 1940. Nicht mehr erlebte sie die Verschleppung der Heidelberger Juden nach Gurs am 22. Oktober 1940, den Tod ihres Sohnes Otto, der an den Folgen der Gestapofolter 1943 starb und die Deportation ihrer Tochter Dora ins Lager Theresienstadt 1944.<sup>55</sup>

In den 80er-Jahren bat die Heidelberger Stadtverwaltung die hiesigen Frauenverbände um eine Liste möglicher Namensgeberinnen für Straßen im Neubaugebiet Kirchheim. Camilla Jellinek wurde von dieser Liste gestrichen – mit dem Hinweis, dass es schon eine Jellinekstraße gäbe. Diese ist aber laut der Legende unter dem Straßennamensschild Georg und Walter Jellinek gewidmet – die Frauenrechtlerin Camilla Jellinek war der Stadtverwaltung unbekannt.

## Anmerkungen

- 1 Seit 2010 sind zehn Broschüren erschienen, die ersten sechs liegen inzwischen in Buchform vor: Initiative Stolpersteine Heidelberg (Hg.): *Stolpersteine in Heidelberg 2010–2015*, Heidelberg 2019. Im Herbst 2021 erscheint der Band *Stolpersteine in Heidelberg 2016–2021*.
- 2 Klaus Kempster: *Die Jellineks 1820–1955: Eine familienbiographische Studie zum deutsch-jüdischen Bildungsbürgertum* (Schriften des Bundesarchivs, 52), Düsseldorf 1998.
- 3 Camilla Jellinek: *Georg Jellinek. Ein Lebensbild*, Aalen 1970, S. 25.
- 4 Vgl. Dora Busch: *Camilla Jellinek. Aus ihrer Kindheit und Jugend*, unveröffentlichtes Manuskript, S.1.
- 5 Juristen. Ein biographisches Lexikon, München 1995, S. 323.
- 6 Jellinek: *Lebensbild* (wie Anm. 3), S. 72.
- 7 Ebd., S. 82.
- 8 Ebd., S. 129.
- 9 Ebd., S. 130.
- 10 Marianne Weber: *Max Weber. Ein Lebensbild*, München 1989, S. 241.
- 11 Jellinek: *Lebensbild* (wie Anm. 3), S. 111.
- 12 Ute Gerhard (Hg.): *Frauen in der Geschichte des Rechts: Von der frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*, München 1997, S. 687.
- 13 Ute Gerhard: *Gleichheit ohne Angleichung. Frauen im Recht*, München 1990, S. 119f.
- 14 Marie Wegner: *Merkbuch der Frauenbewegung*. Leipzig, Berlin 1908, S. 54.
- 15 Zit. nach Rosemarie Schade: *Frauen helfen Frauen*, in: *Feministische Studien* 2, 1989, S. 135ff.
- 16 Marie Stritt: *Rechtsschutz für Frauen*, in: *Handbuch der Frauenbewegung II*, Berlin 1901, S. 131.
- 17 Vgl. Camilla Jellinek: *Rechtsschutzstelle für Frauen und Mädchen*, Heidelberg 1902, Broschüre.
- 18 Jellinek: *Lebensbild* (wie Anm. 3), S. 126.
- 19 Vgl. Kempster (wie Anm. 2), S. 389.
- 20 Camilla Jellinek: *Kellnerinnenelend*, in: *AfSS* 24/1907, S. 613–629 und *AfSS* 27/1908.

- 21 Ebd., AfSS 24/1907, S. 626.
- 22 Anna Pappritz: Die Kellnerinnenfrage, in: Eugenie von Soden: Das Frauenbuch, Stuttgart 1914, S. 136.
- 23 Jellinek: Kellnerinnenelend (wie Anm. 20), AfSS 27/1908.
- 24 Zit. nach Kempster (wie Anm. 2), S. 395.
- 25 Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform, 5. Jg. 1909, S. 71–92.
- 26 Minna Cauer in ihrer wohlwollenden Besprechung des Vortrags, in: Die Frauenbewegung 1908, S. 11.
- 27 Monatsschrift (wie Anm. 25), S. 92.
- 28 Vgl. Marielouise Janssen-Jurreit: Frauen und Sexualmoral, Frankfurt 1986, S. 165–177 und 178–189.
- 29 Vgl. Camilla Jellinek: Die Strafrechtsreform und die §§ 218 und 219 StGB, in: Monatsschrift (wie Anm. 25), S. 602–619.
- 30 Vgl. Richard Evans: The Feminist Movement in Germany 1894–1933, London 1976, S. 134.
- 31 Weber (wie Anm. 10), S. 435.
- 32 Zitiert nach Christiane Pfanzen-Sponagel: Vom Frauenverein zum Mandat. Frauen, Frauenbewegung und Politik im Rhein-Neckar-Raum 1890–1933, Ludwigshafen 2004, S. 102.
- 33 Weber: Lebensbild (wie Anm. 10), S. 482.
- 34 Der Name Camilla Jellinek wird in dem von Marianne Weber verfassten Lebensbild ihres Mannes nicht erwähnt.
- 35 Erna von Langsdorff: Zum Tode Georg Jellineks, in: Die Frauenbewegung, 1911, S. 20.
- 36 Vgl. Maja Linthe: Elise Dosenheimer, in: Stolpersteine (wie Anm. 1), S. 131–134.
- 37 Vgl. Arnold Ruge: Das Studium der Frauen, Leipzig 1912, S. 27.
- 38 Kempster (wie Anm. 2), S. 425.
- 39 Zum Nationalen Frauendienst in Heidelberg ausführlich Petra Nellen: Bürgerliche Frauenbewegung, 100 Jahre Frauenwahlrecht und weibliche Repräsentanz in der Heidelberger Politik, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt, Jg. 24, 2020, S. 71–87.
- 40 Gertrud Bäumer, in: Jahrbuch der Frauenbewegung, Leipzig 1916, S. III.
- 41 Camilla Jellinek: Folgen des Krieges, in: Die Frauenbewegung 1915, S. 23.
- 42 Busch (wie Anm. 4), S. 20.
- 43 Zu Camilla Jellineks Engagement für das Frauenstimmrecht und die Wahl, siehe Nellen (wie Anm. 39), S. 78ff.
- 44 Camilla Jellinek: Die Frau im neuen Deutschland, Stuttgart 1920.
- 45 Ebd., S. 19.
- 46 Ebd., S. 21.
- 47 Ebd., S. 22.
- 48 Ebd., S. 40; vgl. auch Camilla Jellineks Aufsatz in der Broschüre des BDF „Frauen unter deutschem Recht“, Mannheim 1928.
- 49 Jellinek (wie Anm. 44), S. 56ff.
- 50 Vgl. Kempster (wie Anm. 2), S. 431ff.
- 51 Gustav Radbruch: Ansprache am 24.9.1930 in Baden-Baden, wieder veröffentlicht in: Ruperto Carola, Bd. 28, 1960, S. 17.
- 52 Vgl. Universitätsarchiv Heidelberg (UAH), H-II-868/4; vgl. auch „Liste „Entziehung von akademischen Ehrengarden politischer Größen der Systemzeit“, UAH, H-II-867/2. Hier findet sich an letzter Stelle Camilla Jellineks Name, ohne Beruf.
- 53 Raul Hilberg: Die Vernichtung der europäischen Juden, engl. 1961, dt. Frankfurt 1982, S. 709.
- 54 Vgl. Claudia Koonz: Mütter im Vaterland, Freiburg 1991, S. 394.
- 55 Vgl. Hans-Joachim Bremme: Dora Busch, in: Stolpersteine. Broschüre der Initiative Heidelberg zur 8. Stolpersteinverlegung 2017, S. 39–42.



# Buchhandlung am Eichendorffplatz



Buchhandlung am Eichendorffplatz • Karlsruher Straße 50  
69126 Heidelberg-Rohrbach

Telefon 06221/373837 • [info@buchhandlung-eichendorffplatz.de](mailto:info@buchhandlung-eichendorffplatz.de)  
[www.buchhandlung-eichendorffplatz.de](http://www.buchhandlung-eichendorffplatz.de)



Frank Engehausen

## Politischer Tee auf Schloss Rotenberg am 13. Dezember 1931

### I. Der Politische Tee und die ersten Pressereaktionen

In der Woche nach dem dritten Advent des Jahres 1931 dominierte ein Thema die Schlagzeilen der badischen Regionalpresse: Eine größere Abordnung der Landespolizei hatte in den Nachmittagsstunden des 13. Dezember das Schloss Rotenberg durchsucht, wo sich etwa 40 Personen auf Einladung des Schlossherrn, des kaiserlichen Gesandten a. D. Franz von Reichenau zusammengefunden hatten. In der „Badischen Presse“ vom 15. Dezember etwa hieß es hierzu unter der Überschrift „Burg Rotenberg wird durchsucht – Überraschende Haussuchung während eines nationalsozialistischen Vortrags“:

„Zahlreiche Beamte der politischen Polizei besetzten die ganze Burg und nahmen sowohl eine Haussuchung als auch eine körperliche Untersuchung der Gäste vor. Man suchte dabei nach einem angeblich in der Burg vorhandenen Dokument, das jedoch nicht zu finden war. Es wurde ein umfangreicher politischer Schriftwechsel beschlagnahmt, darunter Briefe des Reichspräsidenten von Hindenburg und Adolf Hitlers an Exzellenz Reichenau, die jedoch nur privater Natur sein sollen. Reichenau beabsichtigt – ebenso wie die übrigen Mitglieder der Gesellschaft – gegen das Vorgehen der Polizei Beschwerde zu erheben und sich nötigenfalls an den Reichspräsidenten zu wenden.“

Weiter wusste die „Badische Presse“ zu berichten, dass der Schlossherr Mitglied der NSDAP war, dass die anwesenden „Herren und Damen aus verschiedensten Parteikreisen, vor allem aus rechtsstehenden Kreisen“, stammten, dass ein „Mitglied der Nationalsozialistischen Partei über die Zwecke und Ziele der Bewegung“ hätte sprechen sollen und dass nach Dokumenten gefahndet wurde, „in denen eine strafbare Handlung wegen Hochverrates enthalten sein soll.“<sup>1</sup>

Klang in diesem Artikel der in Karlsruhe erscheinenden „Badischen Presse“ nur vorsichtige Kritik an der Durchsuchungsaktion an, so schäumte das lokale Parteiblatt der NSDAP, der „Heidelberger Beobachter“, vor Empörung über die angebliche Willküraktion der politischen Polizei. Sein Artikel vom 14. Dezember („Boxheim“ in Baden !?) verwies auf den kurz zuvor bekannt gewordenen Coup der hessischen Polizei, der Umsturzpläne aus der Feder des nationalsozialistischen hessischen Landtagsabgeordneten Werner Best zugespielt worden waren,<sup>2</sup> und mutmaßte, dass dies die badische Polizei nicht habe ruhen lassen:

„Was in Hessen gefahrdrohend heraufzog, sollte das auch nicht im badischen Musterländle möglich sein? Also sammelte die badische politische Polizei ihre gesamten streitbaren Kräfte, um zu einem großen Schlag gegen den verhaßten Nationalsozialismus auszuholen.“

Dabei habe man dann allerdings mit Kanonen auf Spatzen geschossen, denn „unser Pg. Gesandter a. D. v. Reichenau“ veranstalte „seit Jahren fast jeden Sonntag“ ganz harmlose „literarische kulturpolitische und politische Ausspracheabende, zu denen er Freunde und Bekannte der verschiedensten politischen Einstellungen



als Gäste einlädt“. Entsprechend konnte sich keiner „der Anwesenden erklären, was mit dieser überraschenden Maßnahme der politischen Polizei überhaupt bezweckt sei“. Alle, „gleich ob Männer oder Frauen“, mussten sich „eine hochnotpeinliche körperliche Untersuchung gefallen lassen“. Besonders bemerkenswert „an dieser polizeilichen Invasion“ sei gewesen,

„daß die Polizei nicht in der Lage war, dem Hausherrn den erforderlichen schriftlichen Befehl ihrer vorgesetzten Behörde vorzuzeigen. Wir sind also heute in Folge der Notverordnung und der fortgesetzten marxistischen Hetze schon so weit gekommen, daß friedliche Staatsbürger, die sich bei einer Tasse Tee über kulturelle, politische und sonstige Fragen unterhalten, wie die Hochverräter von der von ihren Steuergeldern bezahlten Polizei behandelt werden.“

Der Gastgeber Franz von Reichenau habe sich über diese „unerhörte Behandlung“ so erregt, daß ein anwesender Arzt eingreifen mußte, um Weiterungen zu vermeiden“. Wie in der Schlagzeile mit dem Verweis auf die „Boxheimer Dokumente“ angedeutet, interpretierte der Artikel die Durchsuchungsaktion, die „ein Reifall allererster Güte“ gewesen sei, als Teil einer umfassenden Strategie des Kampfes gegen die NSDAP:

„Scheinbar ist das Vorgehen der politischen Polizei die erste Auswirkung der Brüning'schen Notverordnung zur Sicherung des Weihnachtsfriedens. Wir sind uns darüber klar, daß in der Zukunft derartige Maßnahmen noch zunehmen werden, denn die Regierungen scheinen durch das unaufhaltbare Anwachsen des Nationalsozialismus so nervös geworden zu sein, daß sie selbst hinter einer friedlichen Teegesellschaft schon Hochverräter wittern.“<sup>3</sup>

Auf die kritische Berichterstattung über die Durchsuchungsaktion auf Schloss Rotenberg reagierte die badische Landesregierung mit einer Pressemitteilung, die sie am 15. Dezember verbreiten ließ. Diese verwies darauf, dass im Vorfeld der „geselligen Zusammenkunft“ durch Mitteilungen an die Polizei der Verdacht aufgekommen sei, es handle sich möglicherweise um eine „unerlaubte politische Versammlung“. Gleichzeitig mit der Einladung nämlich „wurde ein vervielfältigtes politisches Schreiben des Fürsten Eulenburg-Hertefeld in Liebenberg (Mark) versandt, das eine Werbung für den Nationalsozialismus in den Kreisen des Mittel- und Großgrundbesitzes darstellt und welchem die Niederschrift einer Besprechung des Fürsten Eulenburg mit Adolf Hitler in München beilag“. Nach weiteren „der Polizei gemachten Mitteilungen“ sei anzunehmen gewesen, dass die Versammelten sich nicht nur allgemein politisch austauschen würden, sondern „daß die Ziele der nationalsozialistischen Bewegung auch unter den Gesichtspunkten ihrer praktischen Durchführung eine Erörterung fänden“ – damit stand, auch wenn das Wort in der Pressemitteilung nicht auftauchte, der Verdacht des Hochverrats im Raum. Für die Polizei habe unter diesen Voraussetzungen die Pflicht zur „näheren Feststellung und zur Durchsuchung“ bestanden, die im Übrigen bei aller Gründlichkeit

„durchaus in den Formen und in einer Weise erfolgte, die den berechtigten Interessen Rechnung trug. So wurde eine körperliche Durchsuchung der anwesenden weiblichen Personen überhaupt nicht vorgenommen. Allerdings konnte der aus München herbeigezogene nationalsozialistische Vortragsredner seine Ausführungen während der Durchsuchung nicht fortsetzen.“<sup>4</sup>

# Heidelberger Beobachter

Steuert  
Sport-Neuigkeiten

Kampfbild der  
für Odenwald

Nationalsozialisten  
und Bauland

Nr. 192 / 1. Jahrgang | Montag, den 14. Dezember 1931 | Preisverkauf 15 Pfg.

---

## „Boxheim“ in Baden!?

# Hochverrat in Rotenberg?

### Gefürter 5 Uhr-See. / Politische Polizei ganz Badens bemüht sich . . . / Briefe von Hitler und Hindenburg beflaggenhaft / Von Hochverrat keine Spur / Sparbarkeit im Zeichen der Notverordnung!

Der Raum der politischen Polizei, des „Boxheim“ in Rotenberg, Baden, hat die letzten Wochen nicht ruhen lassen. Was in diesen geschloffenen Räumen vor sich abspielt, ist nicht im öffentlichen Interesse, nicht für die Kenntnis der politischen Lage von Nutzen, nicht für die Förderung der nationalen Bewegung. Der Raum der politischen Polizei ist ein Raum der Geheimnisse, der Geheimnisse, die nicht für die Öffentlichkeit bestimmt sind.

Die ersten am Morgen folgende Briefe Rotenbergs hat Rotenberg am 14. Dezember 1931 um 10 Uhr erhalten. Der Brief war von Hitler und Hindenburg beflaggenhaft. Der Brief war von Hitler und Hindenburg beflaggenhaft. Der Brief war von Hitler und Hindenburg beflaggenhaft.

**Sinnlos mit der Judenpresse!**

**In jedes deutsche Haus gehört der Heidelberger Beobachter**

politische Zusammenhänge, die diese in Form und Inhalt der politischen Polizei sind. Die politischen Zusammenhänge sind die politischen Zusammenhänge. Die politischen Zusammenhänge sind die politischen Zusammenhänge.

an seiner politischen Tätigkeit aus, die die Tätigkeit der politischen Polizei in Rotenberg, Baden, hat die letzten Wochen nicht ruhen lassen. Was in diesen geschloffenen Räumen vor sich abspielt, ist nicht im öffentlichen Interesse, nicht für die Kenntnis der politischen Lage von Nutzen, nicht für die Förderung der nationalen Bewegung.

Die ersten am Morgen folgende Briefe Rotenbergs hat Rotenberg am 14. Dezember 1931 um 10 Uhr erhalten. Der Brief war von Hitler und Hindenburg beflaggenhaft. Der Brief war von Hitler und Hindenburg beflaggenhaft. Der Brief war von Hitler und Hindenburg beflaggenhaft.

**„Deutschland den Deutschen!“**

**Eine von Brüning unterdrückte Adolfs Hitlers.**

Die politischen Zusammenhänge sind die politischen Zusammenhänge. Die politischen Zusammenhänge sind die politischen Zusammenhänge. Die politischen Zusammenhänge sind die politischen Zusammenhänge.

an seiner politischen Tätigkeit aus, die die Tätigkeit der politischen Polizei in Rotenberg, Baden, hat die letzten Wochen nicht ruhen lassen. Was in diesen geschloffenen Räumen vor sich abspielt, ist nicht im öffentlichen Interesse, nicht für die Kenntnis der politischen Lage von Nutzen, nicht für die Förderung der nationalen Bewegung.

Die ersten am Morgen folgende Briefe Rotenbergs hat Rotenberg am 14. Dezember 1931 um 10 Uhr erhalten. Der Brief war von Hitler und Hindenburg beflaggenhaft. Der Brief war von Hitler und Hindenburg beflaggenhaft. Der Brief war von Hitler und Hindenburg beflaggenhaft.

**„Deutschland den Deutschen!“**

**Eine von Brüning unterdrückte Adolfs Hitlers.**

Die politischen Zusammenhänge sind die politischen Zusammenhänge. Die politischen Zusammenhänge sind die politischen Zusammenhänge. Die politischen Zusammenhänge sind die politischen Zusammenhänge.

Heidelberger Beobachter vom 14. Dezember 1931 (Quelle: Universitätsbibliothek Heidelberg)

## II. Die Teilnehmer und Teilnehmerinnen

Zwei Tage später, am 17. Dezember, wurden über die Presse, gewiss mit Billigung und wahrscheinlich auch auf Veranlassung der Landesregierung, die Namen der Teilnehmer und Teilnehmerinnen der Rotenberger Versammlung mit ihren Wohnadressen mitgeteilt. Die „Karlsruher Zeitung“ gruppierte die 37 Namen nach Stand und Berufen ihrer Träger und Trägerinnen: Aus „Adelskreisen“ stammen 14 Teilnehmer und Teilnehmerinnen (aus den Familien von Reichenau, von Yrsch-Pien-

zenau, von Gemmingen, von Gaisberg, von Schauenburg sowie als Solistinnen die Freiin von St. Andre-Königsbach und Elisabeth von Thadden), und aus den „Kreisen von Handel und Industrie“ elf Männer, die allerdings vom Maschinenfabrikbesitzer (Heinrich Winterwerb, Mannheim) über Verleger (Vater und Sohn Otto Winter, Heidelberg) bis zum Mitarbeiter in der elterlichen Zinngießerei (Hermann Röhn, Heidelberg) sehr unterschiedliche wirtschaftliche Potenzen repräsentierten. Sechs Teilnehmer waren den „akademischen Kreisen“ zugehörig, unter ihnen der Heidelberger Stadtpfarrer Otto Frommel, und der Rest verteilte sich auf „Bankkreise“, „ehemalige Offiziere“ und den „gewerblichen Mittelstand“ (darunter der Handschuhsheimer Metzgermeister Karl Mutschler). In der Rubrik aus „Arbeiterkreisen“ vermerkte die „Karlsruher Zeitung“: „-----“<sup>5</sup>

In der Rückschau auf die Geschichte des „Dritten Reiches“, dessen Beginn zum Zeitpunkt des Politischen Tees auf Schloss Rotenberg noch etwas mehr als ein Jahr ausstand, erscheinen mehrere Namen auf der Teilnehmerliste bemerkenswert. Allen voran ist der Direktor der Eberbacher Odin-Werke Wilhelm Keppler zu nennen, der bereits 1927 der NSDAP beigetreten war und etwa zeitgleich mit der Rotenberger Veranstaltung zum Berater Adolf Hitlers avancierte und von diesem mit der Aufgabe betraut wurde, einen Expertenkreis zur Erörterung wirtschaftspolitischer Fragen aufzubauen. Anfang Januar 1933 vermittelte Keppler ein Treffen Hitlers mit Franz von Papen, das ersterem den Weg ins Reichskanzleramt ebnete. Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme bekleidete Keppler zahlreiche Ämter (Beauftragter für Wirtschaftsfragen in der Reichskanzlei, Generalsachverständiger für deutsche Roh- und Werkstoffe, Staatssekretär zur besonderer Verfügung im Auswärtigen Amt u. a.), die in der Summe dazu führten, dass er 1949 im Nürnberger Wilhelmstraßenprozess vor Gericht gestellt und zu einer zehnjährigen Haftstrafe verurteilt wurde,<sup>6</sup> obwohl Eingeweihte wie der badische NS-Finanz- und Wirtschaftsminister Walter Köhler meinten, dass Keppler immer weitab der „Leitstellen“ gewesen sei, „bei denen die Entscheidungen fielen“; er „wurde zur Ablagerungsstelle für Erfinder und Außenseiter und machte den entsprechenden Dienststellen mit Wünschen und Anregungen das Leben sauer“.<sup>7</sup>

Solche Karrieren in der Reichspolitik standen den übrigen Teilnehmern der Rotenberger Versammlung nicht bevor; aber es waren doch mehrere Männer dabei, die zur regionalen Elite der NSDAP zählten, beziehungsweise bald dorthin aufsteigen sollten: Hermann Röhn gehörte seit 1930 für die NSDAP dem Heidelberger Gemeinderat an, war ab 1931 Heidelberger Kreisleiter der Partei und nach der Machtübernahme zunächst Stabsleiter der badischen Gauleitung und dann stellvertretender Gauleiter.<sup>8</sup> Reinhold Roth, Chemiker bei der I.G. Farben in Ludwigshafen, war seit 1930 NSDAP-Mitglied, profilierte sich in deren Betriebszellenorganisation und amtierte von 1933 bis 1937 als Kreisleiter in Mannheim und danach als Gauobmann der Deutschen Arbeitsfront.<sup>9</sup> Karl Pflaumer war 1929 als Oberleutnant der badischen Schutzpolizei entlassen worden wegen Betätigung für die NSDAP, gehörte seit 1930 dem Heidelberger Stadtrat an, wurde 1933 Innenminister in der nationalsozialistischen badischen Landesregierung und trug in dieser Funktion maßgebliche Mitverantwortung für die politischen Verfolgungen in der ersten Phase der Diktatur, für die Deportation der badischen Juden nach Gurs und für die Medizinverbrechen der Kriegsjahre.<sup>10</sup>

Eine Schlüsselstellung im von Pflaumer geleiteten Innenministerium sollte über mehrere Jahre ein weiterer Teilnehmer des Politischen Tees auf Schloss Rotenberg innehaben: der Heidelberger Hautarzt Theodor Pakheiser, der 1930 in die NSDAP eingetreten war, 1933 zunächst Staatskommissar für das Gesundheitswesen und dann Leiter der Gesundheitsabteilung im Innenministerium wurde. In dieser Funktion war er für die Administration der Zwangssterilisierungen verantwortlich, mit deren Quote Baden rasch in die Spitzengruppe der deutschen Länder aufrückte. 1936 wechselte Pakheiser nach München ins Hauptamt für Volksgesundheit und ein Jahr später nach Dresden als Leiter des Deutschen Hygiene-Museums.<sup>11</sup> Zu lokaler Prominenz sollte es der ebenfalls auf Schloss Rotenberg anwesende Heidelberger Oberrealschulprofessor Emil Ganter bringen, der seit 1929 der NSDAP angehörte und Anfang Februar 1933 in der Regionalpresse mit einem leidenschaftlichen Appell „An die nationalsozialistische Jugend aller Heidelberger Schulen“ Aufsehen erregte – die damals noch demokratische Aufsichtsbehörde wollte deshalb ein Dienststrafverfahren gegen ihn eröffnen, das wegen der bald folgenden Machtübernahme der Nationalsozialisten auch in Baden allerdings nicht mehr zustande kam. Ganter wurde stattdessen mit einem Schuldirektorposten in Freiburg belohnt und amtierte dort zeitweilig als Gauredner und Kreisschulungsleiter.<sup>12</sup>

Bei dem durch den Einzug der politischen Polizei in Schloss Rotenberg unterbrochenen Vortragsredner bei der Teegesellschaft handelte es sich um den aus Österreich stammenden Chemiker und engen Vertrauten Wilhelm Keplers Leopold Plaichinger, der seinen Brotberuf bei den Eberbacher Odin-Werken zugunsten seines politischen Engagements für die NSDAP zurückstellte und als Intellektueller unter den badischen Nationalsozialisten galt. „Als Versammlungsredner“, so die Einschätzung Walter Köhlers, „fiel er total aus dem Rahmen. Er stand auf der Bühne in einer unnachahmlichen Lässigkeit, rauchte während der Rede Zigaretten am laufenden Band und leerte nebenher eine Flasche Cognac. Als Mann mit dem direkten Draht zu Hitler umgab ihn ein gewisser Nymbus, den er pflegte.“ Plaichingers Verhältnis zum badischen Gauleiter Robert Wagner sei distanziert geblieben, da dieser jenem „als Wiener Intellektueller und Bohemien sicher unheimlich war“. Auch wenn er aktuell gar kein politisches Amt anstrebte, hätten Plaichinger nach der nationalsozialistischen Machtübernahme viele Türen offen gestanden; möglicherweise hätte sich sogar sein „Wunschtraum“ erfüllt, „Botschafter beim Vatikan zu werden“; allerdings starb Plaichinger bereits Ende Februar 1933 als Mittvierziger, was für Köhler angesichts seiner „Lebensführung kein Wunder war“.<sup>13</sup>

### III. Deutungen zwischen Hochverratsaffäre und Polizeiwillkür

Die Melange erklärter Gegner des bestehenden demokratischen Verfassungsstaates und kleiner und mittlerer Baumeister der künftigen Diktatur unter scharfer Beobachtung zu nehmen, war sicherlich keine überraschende Aktion des seit Juni 1931 amtierenden sozialdemokratischen Innenministers Emil Maier, der im Übrigen als langjähriger Parteisekretär und Stadtrat in Heidelberg die lokalen politischen Verhältnisse bestens kannte.<sup>14</sup> Gleichwohl blähten die nationalsozialistischen Parteijournalisten die Backen und gaben sich große Mühe, die Durchsuchungsaktion als eklatanten Fall von Polizeiwillkür zu schildern. Der „Heidelberger Beobachter“

berichtete zwei Tage nach dem Vorfall, dass sich der Rotenberger Schlossherr „in eindeutiger und unmißverständlicher Weise bei den maßgebenden Stellen über die unverständliche Polizeiaktion beschwert“ habe, und sah dunkle „Geheimnisse und Hintergründe schweben über der Rotenberger Affäre“,<sup>15</sup> und der in Karlsruhe erscheinende „Führer“ druckte eine Erklärung Franz von Reichenaus ab, in der dieser den Ablauf der Durchsuchung schilderte und betonte, dass der die Aktion leitende Karlsruher Kriminalkommissar ihm keinen schriftlichen Auftrag habe vorlegen können.<sup>16</sup>

Auf die Mitteilung der Landesregierung, dass die Durchsuchungsaktion wegen Hochverratsverdachts in Zusammenhang mit dem versandten Schreiben Eulenburg-Hertefelds veranlasst worden sei, reagierte die nationalsozialistische Presse mit einer Gegendarstellung – das fragliche Schreiben sei nur an einige Teilnehmer und auch nicht zusammen mit der Einladung, sondern vorab verschickt worden; außerdem trage Eulenburg-Hertefelds politisches Schriftstück „durchaus keinen geheimen Charakter“ – und mit Spott: Tatsächlich sei die Aktion ein „Reinfall mit Glanz und Gloria“ und hätten sich die Polizisten mangels hochverräterischer Papiere mit ganz harmlosen Funden begnügen müssen. „Vor allem ein altes Kochbuch und ein Rechnungsbuch aus dem Jahre 1854 schien dringend verdächtig, hochverräterische Ausführungen zu enthalten. Jedenfalls beschäftigte sich“, so habe der Schlossherr mitgeteilt, „einer der Kriminalbeamten fast 4 Minuten mit diesen staatsgefährlichen Dokumenten“. Ein „anderer Beamter der politischen Polizei, scheinbar Spezialist für Geheimschriften, versuchte ein mindestens ebenso hochverräterisches Dokument zu entziffern. Aber auch damit war es nichts, denn das Schreiben war nichts anderes als der Geburtstagsbrief einer siebenjährigen Verwandten in holländischer Sprache geschrieben. Wahrscheinlich hielt man dies in der hochverratsgeschwängerten Atmosphäre von Rotenberg für Geheimschrift.“ In der Gesamtbewertung des Vorfalls ließ der „Heidelberger Beobachter“ den Humor dann aber wieder beiseite und konstatierte:

„Aufgrund völlig unzureichenden Materials werden Staatsaktionen in die Wege geleitet, die in ihrem Endergebnis lediglich beweisen, daß die Nervosität der Regierungen gegenüber dem Nationalsozialismus einen Grad erreicht hat, der nicht mehr zu übertreffen ist und der jedenfalls nur noch durch den Rücktritt der Systemparteien von der Regierung ein Ende finden wird.“<sup>17</sup>

Auch die sozialdemokratische Regionalpresse focht in ihrer Berichterstattung über den Rotenberger Politischen Tee nicht immer mit feiner Klinge. Während der in Karlsruhe erscheinende „Volksfreund“ zunächst die politischen Implikationen des Vorfalls in den Mittelpunkt rückte („Großgrundbesitz und alter Adel bereiten sich fürs 3. Reich vor“, „Polizei scheint ... ein richtiges nationalsozialistisches Wespennest aufgestöbert zu haben“<sup>18</sup>), ging auch er bald zur Polemik über: In Anbetracht des beachtlichen Fuhrparks vor Schloss Rotenberg sah er dort die „Nationalsozialistische Deutsche Automobil-Partei“ versammelt, und einige der Teilnehmer und Teilnehmerinnen am Politischen Tee wurden zur Zielscheibe seiner Lästereien: Einer von ihnen soll gerichtlich bestraft und aus dem Staatsdienst entlassen worden sein, weil er „gelegentlich eines geringfügigen Streites mit seinem Onkel den alten Herren mächtig verhauen“ haben soll. Ein anderer war dadurch aufgefallen,



„daß er im Jahr 1926 in Mannheim bei einem in der Heidelberger Straße vorgenommenen Umbau seine nationalsozialistische Gesinnung dergestalt dokumentierte, daß er an den Umbau ein Hakenkreuz p . . . e. Sein Pech war nur, dabei polizeilich festgestellt worden zu sein. Herren solcher Art bilden ein ganz nettes Ornament zu diesem adeligen Teezirkel, dessen einer Teil es, wie die Chronik meldet, bestimmt nicht verschmäht, seine Adelschilder mit bürgerlichem Gold aufzupolieren und dessen in den neuen Adel eingebackener Frauen oft adelswütiger als sie selber sind. Eine andere adelige, bei dem Teezirkel zu bemerkende Dame hat vor nicht langer Zeit, wie wir erfahren, als Weinvertreterin auch den Weg zu einem sozialistischen Minister gefunden. Sie soll ein recht verwundertes Gesicht gemacht haben, als man ihr mitteilte, daß der Minister, von dem sie hoffte, eine größere Weinbestellung zu erlangen, sich wirklich keinen Weinkeller zu halten vermöge und die paar Flaschen, die gelegentlich in seinem Haushalt verbraucht würden, er meist vom Konsumverein beziehe - - - Vielleicht zeichnet jemand die Illustration weiter?“<sup>19</sup>

Zu Fortsetzungslästereien kam es im „Volksfreund“ nicht, aber die Diskussion, wer aus welchen Motiven auf Schloss Rotenberg gewesen war, setzte sich fort, als der „Heidelberger Beobachter“ kurz vor Weihnachten 1931 seine Spalten für Erlebnisberichte und Einschätzungen Anwesender öffnete: Der aus politischen Gründen entlassene Polizist Pflaumer kommentierte den Vorfall aus professioneller Sicht und monierte, dass er selbst den durchsuchenden Polizisten hinterherlaufen musste, um sie darauf aufmerksam zu machen, „daß sie eine Bescheinigung über die beschlagnahmten Papiere auszustellen hätten“. Kreisleiter Röhn gab den kampferprobten Politiker, der gewohnt sei, als Nationalsozialist



Karl Pflaumer (1896–1971), Stadtrat in Heidelberg 1930–1933, badischer Innenminister 1933–1945 (Foto: Generallandesarchiv Karlsruhe)

„vom heutigen System nicht mit Glacehandschuhen angefaßt zu werden. Daß dies aber auch den weitesten Kreisen anderer Volksgenossen passiert, beweist mir, wie große [sic!] heute schon die Kluft zwischen den Regierenden und den Regierten ist. Die Maßnahmen der Polizei tragen dazu bei, eindeutig zu beweisen, daß nicht mehr der Geist, sondern die Gewalt herrscht. Wie lange noch?“

In Märtyrerstimmung zeigte sich der Verleger Otto Winter jun., der vor allem darüber staunte, dass die Regierung die Namen der Anwesenden veröffentlichen ließ, „sodaß die Ullsteinpresse bereits von einem Hochverratsverfahren gegen uns als Teilnehmer berichten konnte“. Ein solches jedoch würde ihm selbst, „falls es wahr wäre, nur zur Ehre gereichen“. Eine vierte Einschätzung stammte von dem Juristen und Rechtsaußen unter den Heidelberger Universitätsprofessoren Friedrich Endemann, der zwar die Durchsuchungsaktion nicht miterlebt hatte, aber in den Vorjahren auf Schloss Rotenberg zu Gast gewesen war:

„Ich bin zwei Mal in Rotenberg gewesen. Es ist an beiden Tagen in höchst belehrender und wissenschaftlicher Form über die finanzielle Lage Deutschlands und über die Stellung Deutschlands zu ausländischen Staaten berichtet und gesprochen worden. Die Behauptung, daß hierbei irgendwelche hochverräterischen Pläne erörtert worden seien, ist eine Phantasie, die ich mir nur durch nervöse Überreiztheit erklären kann.“<sup>20</sup>

Mit der Mitteilung des badischen Staatsministeriums vom 19. Dezember 1931, dass nach Sichtung der auf Schloss Rotenberg beschlagnahmten Papiere Anzeige gegen Franz von Reichenau wegen Verdachts der Vorbereitung zum Hochverrat erstattet worden sei und dass es nun Aufgabe des Oberreichsanwalts in Leipzig sei zu entscheiden, ob ein Verfahren gegen ihn vor dem Reichsgericht eröffnet wird, erreichte der Fall – zumindest als innerbadisches Ereignis – einen vorläufigen Schlusspunkt. Trotzdem setzte sich der Austausch publizistischer Gehässigkeiten über die Feiertage bis hinein ins neue Jahr fort: Das Mannheimer „Hakenkreuzbanner“ beklagte die Veröffentlichung der Namen der Rotenberger Teetrinker „als eine Preisgabe und Auslieferung der Namen ehrenwerter Bürger an den Mob“, was der sozialdemokratische „Volksfreund“ mit der Frage quittierte: „Wenn in Rotenberg nichts zu verheimlichen war, wenn lediglich eine gesellschaftliche Zusammenkunft stattgefunden hätte, wozu die Entrüstung über die Bekanntgabe der Namen der Hochwohlgeborenen?“ Dass die „Helden und Heldinnen des Dritten Reiches schrecklich Au und Waih geschrien“ haben, „als die Öffentlichkeit von ihren Namen Kenntnis bekam“, sei doch gerade ein Zeichen dafür, dass es Dinge zu verheimlichen gebe. Auch könne es ja wohl kein Zufall gewesen sein, „daß der Schriftsteller Plaichinger aus München anwesend war und mit neuesten Nachrichten aus dem Hauptquartier Hitlers aufwartete“.<sup>21</sup>

#### **IV. Warten auf die Entscheidung des Oberreichsanwalts**

Diesen Nachhutscharmützeln folgten einige Wochen des Schweigens über die Durchsuchungsaktion in Schloss Rotenberg, bis Mitte Februar 1932 der badische Landtag nach längerer Sitzungspause wieder zusammentrat und die nationalsozialistische Fraktion das Thema dort zunächst mit einer kurzen Anfrage zur Sprache brachte. Diese Anfrage, die der sich sonst im Landtag häufig im Hintergrund haltende Gauleiter Robert Wagner vorbrachte, lautete:

„In letzter Zeit wurden bei zahlreichen führenden und nichtführenden Nationalsozialisten polizeiliche Haussuchungen durchgeführt, die, soweit ich unterrichtet bin, völlig ergebnislos verlaufen sind. Da die NSDAP, für die ich innerhalb des Landes Baden verantwortlich bin, eine in allen Parlamenten und einer Landesregierung vertretene Partei ist, die mit gesetzlichen Mitteln und auf gesetzlichem Wege die Macht im Staate übernehmen will, bleiben die fortgesetzten Haussuchungen völlig unverständlich. Ich frage die Regierung: 1. Wer trägt die Verantwortung für die Haussuchungen, insbesondere für die am 13. Dezember auf Schloß Rotenberg vorgenommene Haussuchung, 2. sollen diese, die Öffentlichkeit und die Betroffenen aufreizenden Haussuchungen fortgesetzt werden, 3. welches Material ist bisher gefunden worden, 4. ist die Regierung bereit, das etwa gefundene Material mir mitzuteilen, damit ich gegen die Schuldigen vorgehen kann?“



Wagners Angebot, die eigenen Reihen gegebenenfalls disziplinieren zu wollen, quittierte das Landtagsplenum dem Protokoll zufolge mit „Heiterkeit“, und der kommunistische Abgeordnete Max Bock, der selbst schon unter Hochverratsverdacht gestanden hatte, erlaubte sich den Zwischenruf: „Wenn Ihr selbst einmal Minister seid, könnt Ihr die Akten einsehen.“ Die Antworten der Regierung auf die kleine Anfrage fielen humorlos und denkbar knapp aus: Die Maßnahmen seien von zuständigen Behörden im Rahmen ihrer Zuständigkeit durchgeführt worden, die Polizei werde auch weiterhin „die ihr obliegenden Dienstpflichten wahrnehmen“, und das beschlagnahmte Material sei „Bestandteil der Akten, die der zuständigen Strafverfolgungsbehörde vorgelegt wurden“.<sup>22</sup>

Irgendetwas von der Landesregierung zu erreichen, war ohnehin nicht das Ziel Wagners gewesen. Denn sonst hätte er nicht schon gut eine Woche zuvor einen offenen Brief an den Reichsinnenminister Wilhelm Groener gerichtet, um ihm in ganz dunklen Farben die Zustände in Baden zu schildern: Die innenpolitische Lage im Lande habe sich „in den letzten Monaten in einer Art und Weise verschärft, daß man um die Weiterentwicklung ernstlich besorgt sein“ müsse. Ins Zentrum seiner Klagen stellte Wagner Berichte über Haussuchungen, die etwa im August 1931 den Leiter der Beamtenabteilung der Gauleitung der NSDAP und den Kreisleiter des nationalsozialistischen Studentenbundes in Karlsruhe getroffen hätten. Besonders charakteristisch sei die Hausdurchsuchung auf Schloss Rotenberg gewesen: „Ohne Einvernehmen mit der zuständigen Staatsanwaltschaft und ohne Wissen des zuständigen Landespolizeiamts“ habe das badische Innenministerium lediglich aufgrund des harmlosen Einladungsschreibens zu der Veranstaltung „Schloß Rotenberg mit einem Riesenaufgebot von Polizei umstellen und durchsuchen lassen“. Weitere Informationen über die „verfassungswidrige Haltung des Bad. Innenministeriums“ wollte Wagner in diesem Zusammenhang „im Interesse der öffentlichen Ordnung und Sicherheit“ nicht geben; „die Erregung des badischen Volkes müßte sonst eine gefährliche Steigerung erfahren“. Dass der Vorfall keine juristischen Konsequenzen für Franz von Reichenau haben werde, stand für den Gauleiter der NSDAP außer Frage, wie er auch überzeugt war, dass alle anderen Ermittlungsverfahren gegen Nationalsozialisten wegen Hochverratsverdachts im Sande verlaufen würden. Nicht hinnehmbar sei allerdings, dass das hiesige Innenministerium die „Nationalsozialisten in Baden“ als „Staatsbürger niederer Klasse oder verabscheuungswürdige Verbrecher“ behandle, „die man nach Gutdünken durch die Polizei verfolgen lassen könne“. Diesen Missstand sollte Groener als der „zuständige Polizei- und Verfassungsminister des Reiches“ zur Kenntnis nehmen.<sup>23</sup>

Dass Groener diesen offenen Brief in irgendeiner Form zur Kenntnis nahm, ist anzunehmen; eine Reaktion seinerseits darauf ist in den Quellen indes nicht überliefert. Gauleiter Wagner ließ sich dadurch nicht entmutigen und versuchte, das Thema weiter zu schmieden. Am 15. März 1932 brachte er im Namen der nationalsozialistischen Fraktion erneut eine kurze Anfrage in den Landtag ein, die sich dieses Mal auf das Verhalten zweier Beamter in Zusammenhang mit der Rotenberger Durchsuchungsaktion bezog, und zwar des Ministerialrats im badischen Innenministerium Lothar Barck und eines Polizeioberinspektors Schnebele, die angeblich eine Rolle gespielt hatten, „die man mit den bestehenden Gesetzen nur schlecht in Einklang bringen kann“. Näheres hierüber wollte Wagner von der

Landesregierung erfahren. Auch erkundigte er sich nach der Möglichkeit der Veröffentlichung eines Schreibens des Heidelbergers Oberstaatsanwalts an den badischen Generalstaatsanwalt – hier war das Gerücht aufgekommen, ersterer habe die Rotenberger Durchsuchungsaktion missbilligt und dies letzterem auch schriftlich mitgeteilt. Innenminister Maier, der die Regierungsantwort formuliert hatte, gab sich auch dieses Mal wortkarg und teilte in Sachen Barck und Schnebele nur mit, dass beide „im Rahmen ihrer Dienstaufgaben und der ergangenen Weisungen nach Maßgabe der gesetzlichen Vorschriften gehandelt“ hätten. Die Möglichkeit einer Veröffentlichung aus dem beim Reichsgericht anhängigen Verfahren durch die badische Landesregierung verneinte Maier.<sup>24</sup>

Gut eine Woche nach dem nochmaligen Positionsaustausch im Landtag, am 24. März 1932, teilte der Oberreichsanwalt mit, dass das Verfahren wegen Verdachts des Hochverrats gegen Franz von Reichenau eingestellt wurde; über die Begründung der Entscheidung kann an dieser Stelle leider nichts mitgeteilt werden, da sich in den Beständen des Landesarchivs Baden-Württemberg über die Kontakte zwischen der badischen und der Reichsjustiz hierüber offenkundig keine Akten erhalten haben. Da die Landesregierung kein Interesse daran hatte, die Information über den für sie enttäuschenden Ausgang des Falles von sich aus zu verbreiten, dauerte es einige Tage, bis die Nachricht an die Öffentlichkeit gelangte. Allerdings nahm sie die Tagespresse, die sich fast ausschließlich auf den zweiten Wahlgang im Kampf zwischen Hitler und Hindenburg um das Amt des Reichspräsidenten fokussierte, kaum zur Kenntnis. Lediglich das Heidelberger NS-Blatt – zwischenzeitlich in einem Relaunch vom „Beobachter“ zur „Volksgemeinschaft“ gewandelt – brachte am 8. April 1932 auf der Titelseite einen großen Bericht unter der Schlagzeile: „Neu-Deutsches ‚Recht‘ unter Maier-Brüning-Hindenburg – Das Rotenberger Hochverratsverfahren vom Oberreichsanwalt eingestellt“.

Die Verfahrenseinstellung hätte für den Verfasser des Berichts, den Heidelberger Studenten Bernhard Seeger-Kelbe, Anlass zur Zufriedenheit und vielleicht sogar für ein Lob des Rechtsstaats sein können, da sich der Oberreichsanwalt den politischen Wünschen des sozialdemokratischen badischen Innenministers nicht gebeugt hatte; allerdings wählte Seeger-Kelbe eine ganz andere Perspektive und nutzte seinen Artikel, um die Rotenberger Durchsuchungsaktion ein weiteres Mal zu skandalisieren und um die Reichsorgane in die harsche Kritik miteinzubeziehen. So rekapitulierte der Bericht den Vorfall selbst und deutete ihn als Symptom einer geradezu krankhaften „Angst vor dem Nationalsozialismus“, denn sonst hätte Innenminister Maier ja nie auf die absurde Idee kommen können, „ein deutscher Diplomat lade sich ausgerechnet zu einem geplanten Hochverrat“ auch einige „Gegner als Gäste ein“ – als Beispiel hierfür nannte er den Heidelberger Oberbürgermeister Carl Neinhaus, der ebenfalls eingeladen gewesen sei. Anschließend schilderte Seeger-Kelbe die eingeleitete Untersuchung als eine Kette von Versäumnissen und Affronts gegen Franz von Reichenau: Erst fünf Tage nach der Durchsuchung habe sich die badische Regierung zu den Gründen des Polizeieinsatzes geäußert (schließlich war Reichenau als Nationalsozialist ja ein „Staatsbürger minderen Rechts“), so dass Reichenau sich in der ernststen Sorge, „daß in Deutschland das Recht zu Grabe getragen und das Banner der Willkür aufgepflanzt“ werde, sich an den Reichspräsidenten habe wenden müssen. Dieser

Weitergeben!

Weitergeben!

# Die Volksgemeinschaft

HEIDELBERGER BEOBACHTER

Kampfblatt der Nationalsozialisten für Oberrhein und Baunland

Str. 79 / 2. Jahrgang Freitag, den 8. April 1932 Freierkauf 15 Pfg.

## Neu-Deutsches „Recht“ unter Maier-Brüning-Hindenburg Das Rotenberger Hochverratsverfahren vom Oberreichsanwalt eingestellt

Das Rotenberger Hochverratsverfahren gegen den Reichspräsidenten Hindenburg, den Reichspräsidenten Brüning und den Reichspräsidenten Maier, ist am 7. April 1932 durch den Oberreichsanwalt eingestellt worden.

Die Reichspräsidenten Maier, Brüning und Hindenburg sind im Hochverratsverfahren gegen den Reichspräsidenten Hindenburg, den Reichspräsidenten Brüning und den Reichspräsidenten Maier, am 7. April 1932 durch den Oberreichsanwalt eingestellt worden.

Die Reichspräsidenten Maier, Brüning und Hindenburg sind im Hochverratsverfahren gegen den Reichspräsidenten Hindenburg, den Reichspräsidenten Brüning und den Reichspräsidenten Maier, am 7. April 1932 durch den Oberreichsanwalt eingestellt worden.

Die Reichspräsidenten Maier, Brüning und Hindenburg sind im Hochverratsverfahren gegen den Reichspräsidenten Hindenburg, den Reichspräsidenten Brüning und den Reichspräsidenten Maier, am 7. April 1932 durch den Oberreichsanwalt eingestellt worden.

### „Es gibt überhaupt keine Gemeinheiten, deren unsere Gegner gegen uns nicht fähig sind“

Die Reichspräsidenten Maier, Brüning und Hindenburg sind im Hochverratsverfahren gegen den Reichspräsidenten Hindenburg, den Reichspräsidenten Brüning und den Reichspräsidenten Maier, am 7. April 1932 durch den Oberreichsanwalt eingestellt worden.

Die Reichspräsidenten Maier, Brüning und Hindenburg sind im Hochverratsverfahren gegen den Reichspräsidenten Hindenburg, den Reichspräsidenten Brüning und den Reichspräsidenten Maier, am 7. April 1932 durch den Oberreichsanwalt eingestellt worden.

Die Reichspräsidenten Maier, Brüning und Hindenburg sind im Hochverratsverfahren gegen den Reichspräsidenten Hindenburg, den Reichspräsidenten Brüning und den Reichspräsidenten Maier, am 7. April 1932 durch den Oberreichsanwalt eingestellt worden.



Großes Reimemeden am 10. April.

„In Baden herrschen Recht und Gerechtigkeit“

Volksgemeinschaft vom 8. April 1932 (Quelle: Universitätsbibliothek Heidelberg)

habe ihm eine unverzügliche Prüfung durch das Reichsinnenministerium zugesagt, auf deren Ergebnisse Reichenau jedoch vergebens gewartet habe. Auf ein zweites Schreiben an den Reichspräsidenten sei Reichenau Ende Januar 1932 mitgeteilt worden, dass der Abschluss der Untersuchung „in Bälde zu erwarten steht“; nur schienen sich die „untergeordneten Reichsstellen einen Kuckuck darum zu kümmern“, was der Reichspräsident anordnete, und es vergingen weitere anderthalb

Monate, in denen nicht einmal Reichenaus Rechtsbeistand Einsichtnahme in die Akten gewährt worden sei. Dadurch stelle sich die Frage: „Ist Deutschland noch ein Rechtsstaat? In voller Schärfe muß hier, obwohl das Reichsgericht, wenn auch reichlich spät, Ordnung schaffte, diese Frage mit ‚Nein‘ beantwortet werden“.<sup>25</sup>

Mit seiner wehleidig-aggressiven Deutung von Reichenaus Schicksal als Martyrium schoss Seeger-Kelbe wohl doch ein ganzes Stück über das Ziel hinaus. Dies jedenfalls sah die Heidelberger Polizei so, die in seinem Artikel mehrere Zensurstriche anbringen ließ, und die übrige regionale NS-Presse griff seine These, nach der sich nicht nur der badische Innenminister, sondern auch Reichskanzler und Reichspräsident durch Unterlassung und Verzögerung an Reichenau schuldig gemacht hätten, nicht auf. Der „Führer“ widmete sich dem Thema erst wieder am 4. Mai 1932, allerdings nicht mit eigenem Bericht, sondern mit dem Abdruck eines weiteren offenen Briefes Reichenaus an den Reichspräsidenten. In diesem versuchte er zwar, den Eindruck zu kaschieren, dass Hindenburg selbst Verantwortung für den zögerlichen Gang der Untersuchung getragen habe („in Folge der sich überstürzenden Ereignisse“ habe er „möglicherweise nicht immer von den Einzelheiten der Maßnahmen deutscher Regierungen Kenntnis erhalten“); Reichenau sparte aber nicht an deutlichen Worten über das Unrecht, das ihm widerfahren sei:

„Angesichts der Tatsache, daß der ‚Fall Rotenberg‘ nicht nur von der gesamten deutschen Presse, sondern von den Zeitungen der ganzen Welt in größter Aufmachung gebracht wurde, daß mein ehrlicher Name in Verbindung mit dem entehrenden Vorwurf des Hochverrats in allen Zeitungen breitgetreten wurde, werden Euer Exzellenz verstehen, daß ich gegenüber dem empörenden Verhalten der badischen Regierung meiner stärksten Entrüstung Ausdruck geben muß.“

Am Schluss seines Briefes wendete Reichenau den eigenen Fall noch einmal ins Allgemeine und damit auch gegen Hindenburg, dem „als höchstem Beamten des Reiches der Schutz des Rechts in Deutschland“ obliege:

„Die Notverordnungen, die leider ihren Namen tragen, werden heute gegenüber nationalsozialistischen deutschen Staatsbürgern zur unerhörtesten, jedem geschriebenen und ungeschriebenen Recht ins Gesicht schlagenden Unterdrückung seitens einseitig parteipolitisch handelnder Regierungen mißbraucht. Die Heimstädte deutscher Menschen ist vor den Übergriffen einer hemmungslosen Parteiherrschaft nicht mehr gesichert, die persönliche Freiheit ist zu einem sagenhaften Begriff geworden.“<sup>26</sup>

## V. Abschließende Wertungen

Mit diesem Lamento des Rotenberger Schlossherrn, dessen rechtsstaatliches Empfinden weniger stark ausgeprägt war, wenn es um die Freiheitsrechte anderer – zum Beispiel des Heidelberger Pazifisten Emil Julius Gumbel<sup>27</sup> – ging, hätte ein Schlusstrich unter die Affäre gezogen werden können, da inzwischen alle Argumente ausgetauscht waren und wohl auch die Gefahr bestand, dass man auf nationalsozialistischer Seite das an Reichenau angeblich verübte Unrecht ins Groteske überzeichnete und damit propagandistisch unbrauchbar machte. Gleichwohl rollte Gauleiter Wagner das Thema wenige Wochen später nochmals auf und ging in einer Rede im Landtag anlässlich der Beratungen über den Etat des Innenmi-

nisteriums auf die unstatthaften „Polizeimethoden“ Emil Maiers im Allgemeinen und den „Fall Rotenberg“ im Besonderen ein. Die Klage über das angeblich an den Nationalsozialisten begangene Unrecht verknüpfte er dabei mit dem Vorwurf der Inkompetenz des Innenministers. So schilderte Wagner den „Fall Rotenberg“ auch nicht nochmals in seinem Gesamtablauf, sondern konzentrierte sich auf die Fehlgriffe, die unter Maiers direkter Verantwortung begangen worden seien. Hier hob er die Eigenmächtigkeiten des Ministerialrats Barck hervor, der die Durchsuchungsaktion ohne Rücksicht auf Einwände auf den Weg gebracht habe, wodurch sich das Landespolizeiamt „in seinen Befugnissen und seinen Rechten beeinträchtigt“ gefühlt und dem Innenministerium „ganz erhebliche Schwierigkeiten in der weiteren Verfolgung der Angelegenheit“ entgegengesetzt habe.

„Insbesondere handelte es sich darum, ob man nach dem dürftigen Ergebnis des Überfalls auf das Schloß Rothenberg [sic!] ein Hochverratsverfahren oder überhaupt ein gerichtliches Verfahren einleiten soll oder nicht. Da, muß ich sagen, ist der seltsame Schneid des Herrn Dr. Barck bewunderungswürdig. Er hat dem Landespolizeiamt gegenüber betont, daß endlich mit der Lauheit und Schlappeheit gegenüber den Nationalsozialisten aufgeräumt werden müsse, und daß man nunmehr endgültig mit aller Rigorosität, wie das auch von oben her gefordert werden würde, vorzugehen habe.“<sup>28</sup>

Indem er sich über die berechtigten Bedenken der Landespolizei hinweggesetzt habe, so Wagner weiter, habe Innenminister Maier dann auch noch die badische Justiz in Verlegenheit gestürzt; als Beleg hierfür führte er das ominöse, bereits in der Presse erwähnte Schreiben des Heidelberger Oberstaatsanwalts an den badischen Generalstaatsanwalt an, das der Öffentlichkeit mitzuteilen dringend geboten sei. Den am Rotenberger Beispiel illustrierten politischen Verfolgungseifer, der die Pfeiler der Rechtsstaatlichkeit bedenklich ins Wanken brächte, sah Wagner als Konstante der Politik des Innenministeriums an und führte zahlreiche weitere Beispiele von Redeverböten, Versammlungsverboten, Versammlungsaufösungen, Zeitungsverboten und Aufmarschverböten gegen die NSDAP an, mit denen sich Maier für sein Amt disqualifiziert habe:

„Ich bin davon überzeugt, wenn auch im gegenwärtigen Augenblick in die dunklen Polizeimethoden des badischen Innenministeriums und der ihm unterstellten Behörden noch nicht das nötige Licht hereingebracht werden kann, daß der Zeitpunkt nahe ist, wo das ermöglicht werden kann. Ich bin davon überzeugt, daß wenn die Mehrheit im Ausschuß und zwar, wenn ich nicht irre, im Haushaltsausschuß unseren Antrag auf eine förmliche Ministerklage gegen den derzeitigen Innenminister Herrn Emil Maier ablehnen zu müssen glaubte, doch bald ein Ausschuß kommt, dessen Aufgabe es sein wird, die Polizeimethoden des derzeitigen Innenministers, des Innenministeriums und der ihm unterstellten Behörden und Organe einer gründlichen Untersuchung zu unterziehen und uns die Klarheit zu schaffen, die wir heute zweifellos noch nicht bekommen können.“<sup>29</sup>

Innenminister Maier trat Wagner in einer langen Rede – der letzten großen vor seinem Tod gut zwei Monate später – entgegen und ging dabei im Detail auch auf die Vorwürfe in Zusammenhang mit der Rotenberger Durchsuchungsaktion ein: Dass es einen Gegensatz zwischen den verantwortlichen Männern in seinem Ministerium und dem Landespolizeiamt gegeben habe, stellte er in Abrede, und auch von Dissonanzen zwischen dem Heidelberger Oberstaatsanwalt und dem badischen Generalstaatsanwalt könne nicht die Rede sein: Zwar habe dieser jenem





Emil Maier (1876–1932), Stadtrat in Heidelberg 1912–1931, badischer Innenminister 1931–1932 (Foto: Generallandesarchiv Karlsruhe)

seine Einschätzung mitgeteilt, aber ausdrücklich in einem privaten und nicht in einem amtlichen Schreiben; zu den Akten sei das Papier deshalb nicht genommen worden, und auch der Inhalt könne aus diesem Grund nicht mitgeteilt werden. Der in der nationalsozialistischen Presse von Anfang an gemachte und von Wagner vor dem Landtag bekräftigte Vorwurf, dass auf Schloss Rotenberg rein gar nichts gefunden worden sei, das eine Untersuchung wegen des Verdachts des Hochverrats gerechtfertigt hätte, wies Maier zurück: Er selbst sei „befriedigt von dem Befund“, und es spreche nicht gegen das badische Innenministerium, sondern gegen das Reichsgericht, dass das Verfahren eingestellt wurde. Maier verwies auf Material, das die preußische Polizei bei NSDAP- und SA-Stellen nach dem ersten Wahlgang der Reichspräsidentenwahl sichergestellt hatte, und konstatierte:

„wenn selbst das nicht ausreicht zur Erhebung einer Anklage wegen Hochverrats, dann gibt es überhaupt keine Tat in der Welt, die Hochverrat ist. Das wundert mich wirklich nicht, daß wir mit Dingen in Leipzig durchgefallen sind, die nicht so schwerwiegender Art sind wie das Material, das von anderen Ländern geliefert worden ist.“

Recht deutlich hob Maier auch hervor, dass die Reichsjustiz auf dem rechten Auge blind sei: „wenn wir das Material, das wir gegen Ihre Partei in Leipzig anhängig machen konnten, gegen die Kommunisten hätten anführen können, dann wäre wahrscheinlich nicht so schnell vom Reichsgericht die Entscheidung gefallen, daß

die Anklage wegen Hochverrats nicht erhoben wird“.<sup>30</sup> Die Skandalisierung des Vorfalles war für Maier nicht mehr als plumpe politische Agitation. Zur nationalsozialistischen Landtagsfraktion gewandt, sagte er: „Wenn Ihre Partei für alle Überschreitungen der heutigen Gesetze bestraft würde, müßte man Gefängnisse und Zuchthäuser in Massen bauen, so daß die ganze Arbeitslosigkeit mit einem Schlage verschwinden würde.“<sup>31</sup>

Wie nun, so ist abschließend zu fragen, ist der „Fall Rotenberg“ mit einer Distanz von 90 Jahren zu bewerten? Er fügt sich, so ist zunächst festzuhalten, in eine Reihe von Maßnahmen der badischen Landesregierung, die seit dem ersten Erscheinen der NSDAP im Landtag am Jahresende 1929, vor allem aber seit ihrem enormen Stimmenzuwachs bei der Reichstagswahl im September 1930, konsequent versuchte, die öffentliche Sicherheit und Ordnung gegen die Gefahren des Rechtsextremismus zu verteidigen.<sup>32</sup> Die Erfolge blieben insgesamt bescheiden, weil der Rechtsstaat eben auch jene schützte, die ihn beseitigen wollten, und die Landesregierung in der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus nie über rechtsstaatliche Mittel hinausgreifen wollte. Hinzu kam, dass Instanzen auf Reichsebene mehrfach badische Maßnahmen unterliefen: durch die Aussetzung von Versammlungs- und Uniformverboten durch das Reichsinnenministerium oder im „Fall Rotenberg“, der somit exemplarisch steht, durch die Nichtklageerhebung des Oberreichsanwalts.

Ob das badische Innenministerium mit der Durchsuchungsaktion auf Schloss Rotenberg und den anschließenden Ermittlungen gegen Franz von Reichenau wegen Verdachts des Hochverrats, wie die NS-Presse es nicht müde wurde zu betonen, weit übers Ziel hinausgeschossen ist, lässt sich ohne Einblick in die Untersuchungsakten kaum beantworten. Das Argument, dass man zu einem hochverräterischen Unternehmen nun nicht gerade drei Dutzend Personen eingeladen hätte, von denen ein beträchtlicher Teil gar nicht der NSDAP angehörte, ist nicht von der Hand zu weisen; allerdings könnte man dem entgegenhalten, dass die Nationalsozialisten sich zu diesem Zeitpunkt des Erfolgs ihrer Strategie, die Republik von innen heraus zu zersetzen, bereits so sicher waren, dass sie keine Scheu hatten, hochverräterische Diskussionen auch im Lichte der Halböffentlichkeit zu führen. Lässt man erneut die Teilnehmer des Politischen Tees Revue passieren, sticht doch ins Auge, dass auf Schloss Rotenberg eine stattliche Anzahl von Männern versammelt war, die gut ein Jahr später als lokal und regional verantwortliche Totengräber der demokratischen Ordnung agierten, und mit Wilhelm Keppler war ein Mann dabei, der in der Geschichte der nationalsozialistischen Machtübernahme sogar überregionale Bedeutung hatte. Ein gutes Gespür für die politische Gefährlichkeit der Männer, die am 13. Dezember 1931 von Franz von Reichenau auf sein Schloss eingeladen worden waren, wird man den Initiatoren der Durchsuchungsaktion im badischen Innenministerium also nicht absprechen dürfen.

Eine Bewertung des Vorfalles hängt natürlich auch von der Antwort auf die Frage ab, was die Initiatoren mit der Rotenberger Durchsuchungsaktion überhaupt bezwecken wollten. Dass Innenminister Maier, den Walter Köhler übrigens rückblickend als einen der „beiden besten Köpfe“ der badischen Sozialdemokratie würdigte („eine beachtliche Dickköpfigkeit und Stehqualität“<sup>33</sup>), die Chancen einer Klageerhebung durch den Oberreichsanwalt als hoch eingeschätzt hatte, wird man



wohl nicht zwangsläufig annehmen müssen. Wenn es stattdessen das Primärziel der Aktion gewesen sein sollte, das Augenmerk der Presse auf die Bemühungen der NSDAP zu lenken, politischen Rückhalt beim Adel und beim Wirtschaftsbürgertum zu gewinnen, so hätte die Durchsuchungsaktion als voller Erfolg gewertet werden können, da die von der NS-Presse aufgegriffene Empörung Franz von Reichenau eine große mediale Resonanz sicherte.

Sollte eine Nebenabsicht darin bestanden haben, die Versammlungsteilnehmer durch die Durchsuchungsaktion einzuschüchtern und dazu zu bewegen, sich künftig in ihrem politischen Verhalten größere Vorsicht aufzuerlegen, so wird man – zumindest im Falle des Gastgebers – von einer Fehlkalkulation sprechen dürfen: Franz von Reichenau, so scheint es, blieb gerne im grellen Licht der Öffentlichkeit, in das er durch die Presseberichterstattung über den Politischen Tee auf seinem Schloss geraten war, und leistete der NSDAP im weiteren Verlauf des Jahres 1932 wichtige propagandistische Dienste, den wichtigsten Anfang Oktober, als er in einem offenen Brief an Reichskanzler Franz von Papen diesem – recht vollmun-



Der Führer vom 6. Oktober 1932 (Quelle: Badische Landesbibliothek Karlsruhe)

dig für weite Adelskreise sprechend – das politische Misstrauen aussprach und mit großem Pathos für die NSDAP und ihren Führer warb:

„Bereits heute stehen Tausende von Adelsfamilien des ganzen Reiches als Gleiche unter Gleichen neben den deutschen Arbeitern, Handwerkern und Bauern, und sie alle tragen wie diese das braune Ehrenkleid der nationalsozialistischen Bewegung. Dieser kraftvolle, willensstarke Teil des Adels der deutschen Nation hat erkannt, daß nicht angemaßte Zufallsherrschaft den Menschen vorwärts und aufwärts treibt, sondern der Dienst an einer großen Idee. ... Diese Adeligen und Adelsfamilien werden Ihnen auf Ihrem Wege nicht folgen, sondern sie werden bei dem Manne stehen, der trotz Ihrer, Herr von Papen, die deutsche Zukunft gestalten wird, bei Adolf Hitler.“<sup>34</sup>

## Anmerkungen

- 1 Badische Presse und Handelszeitung vom 15.12.1931.
- 2 Vgl. Ulrich Herbert: Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903 bis 1989, Bonn 1996, S. 112–119.
- 3 Heidelberger Beobachter. Kampfblatt der Nationalsozialisten für Odenwald und Bauland vom 14.12.1931. Zu der Notverordnung, die bis zum 3.1.1932 öffentliche politische Versammlungen und Aufzüge unter freiem Himmel verbot, vgl. Akten der Reichskanzlei. Weimarer Republik. Die Kabinette Brüning I u. II, Bd. 3: 10. Oktober 1931 bis 30. Mai 1932, bearb. v. Tilman Koops, Boppard am Rhein 1990, S. 2059f. (Nr. 588).
- 4 Karlsruher Zeitung vom 15.12.1931. Zu Friedrich-Wend Graf zu Eulenburg und Hertefeld, seinem Besuch bei Hitler und seiner Werbung für die NSDAP unter den Großgrundbesitzern vgl. Stephan Malinowski: Vom König zum Führer. Sozialer Niedergang und politische Radikalisierung im deutschen Adel zwischen Kaiserreich und NS-Staat, Berlin 2003, S. 477–480.
- 5 Karlsruher Zeitung vom 17.12.1931.
- 6 Vgl. Matthias Riedel: Keppler, Wilhelm, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 11, Berlin 1977, S. 509f.
- 7 Stadtarchiv Weinheim Rep. 36 4298, Walter Köhler, Erinnerungen, S. 83.
- 8 Vgl. Joachim Lilla, Martin Döring und Andreas Schulz: Statisten in Uniform. Die Mitglieder des Reichstags 1933–1945. Ein biographisches Handbuch unter Einbeziehung der völkischen und nationalsozialistischen Reichstagsabgeordneten ab Mai 1924, Düsseldorf 2004, S. 520.
- 9 Vgl. ebd., S. 527.
- 10 Vgl. Norma Pralle: Zwischen Partei, Amt, und persönlichen Interessen. Karl Pflaumer, Badischer Innenminister, in: Michael Kißener und Joachim Scholtyseck (Hgg.): Die Führer der Provinz. NS-Biographien aus Baden und Württemberg, Konstanz 1997, S. 539–566; Robert Neisen: Das badische Innenministerium, in: Frank Engehausen, Sylvia Paletschek und Wolfram Pyta (Hgg.): Die badischen und württembergischen Landesministerien in der Zeit des Nationalsozialismus, Stuttgart 2019, S. 118–122.
- 11 Vgl. Neisen, Innenministerium (wie Anm. 10), S. 171–176.
- 12 Vgl. Generallandesarchiv Karlsruhe 235 20202 (Personalakte Emil Ganter).
- 13 Köhler, Erinnerungen (wie Anm. 7), S. 84.
- 14 Vgl. Michael Braun: Emil Maier 1876–1932. Eine politische Biographie, Heidelberg 1997.
- 15 Heidelberger Beobachter vom 15.12.1931.
- 16 Vgl. Der Führer. Das badische Kampfblatt für nationalsozialistische Politik und deutsche Kultur vom 15.12.1931.
- 17 Heidelberger Beobachter vom 16.12.1931.
- 18 Volksfreund. Tageszeitung für das werktätige Volk Mittelbadens vom 16.12.1931.
- 19 Volksfreund vom 22.12.1931.
- 20 Heidelberger Beobachter vom 23.12.1931.

- 21 Volksfreund vom 13.1.1932.
- 22 Verhandlungen des Badischen Landtags. IV. Landtagsperiode, 3. Sitzungsperiode (28. Oktober 1931 bis 10. November 1932), Bd. 2: Protokollheft, Karlsruhe 1932, Sp. 74f.
- 23 Der Führer vom 7.2.1932.
- 24 Verhandlungen, Protokollheft (wie Anm. 22), Sp. 250f. Lothar Barck wurde nach der nationalsozialistischen Machtübernahme im Mai 1933 aus seinem Amt im badischen Innenministerium entlassen. Vgl. seine Personalakte Hauptstaatsarchiv Stuttgart E 151/21 Bü 31.
- 25 Die Volksgemeinschaft vom 8.4.1932.
- 26 Der Führer vom 4.5.1932.
- 27 Franz von Reichenau zählte zu den Rednern bei einer Protestveranstaltung gegen Gumbel in der Heidelberger Stadthalle am 24.6.1932; vgl. Der Führer vom 26.6.1932.
- 28 Verhandlungen, Protokollheft (wie Anm. 22), Sp. 1713.
- 29 Ebd., Sp. 1724.
- 30 Ebd., Sp. 1726f.
- 31 Ebd., Sp. 1724.
- 32 Vgl. Frank Engehausen: Wehrhafte Demokratie? Die badische Regierungspolitik gegenüber der NSDAP 1929–1932, in: Ernst Otto Bräunche, Frank Engehausen und Jürgen Schuhladen-Krämer (Hgg.): Aufbrüche und Krisen. Karlsruhe 1918–1933, Karlsruhe 2020, S. 89–115.
- 33 Köhler, Erinnerungen (wie Anm. 7), S. 101.
- 34 Der Führer vom 6.10.1932.

Thomas Somló

## **Möbelfabrikanten, Kinobesitzer, Verfolgte des NS. Zur tragischen Geschichte der Familie Romhányi (Reich) in Heidelberg<sup>1</sup>**

„Mensch, höre meine Worte: kämpfe und vertraue!“ Blickt man auf die Geschichte der knapp ein halbes Jahrhundert in Heidelberg beheimateten und damals fest im kulturellen Erlebnisraum der Stadtgesellschaft verankerten Familie Romhányi, ist es dieser Schlussvers aus dem von Goethes „Faust“ beeinflussten und berühmten Werk „Die Tragödie des Menschen“ des ungarischen Dichters und Dramatikers Imre Madách (1823–1864), welches sich als mögliches Credo dieser Familie betrachten ließe. Es war die Liebe zu den Künsten, welche den Juden Jenő Reich und die Christin Erna Sauer, zwei Menschen ungleicher nationaler, ethnischer, sprachlicher sowie religiöser Zugehörigkeit, zusammenführte. Ihre Verbindung sollte durch die Vermählung 1910 und die damit verbundene Konversion Jenős bekräftigt werden. Es folgten Jahre der familiären Harmonie und des beruflichen Erfolgs an ihrem neugewählten Lebensmittelpunkt in der Universitätsstadt am Neckar. Über 23 Jahre hinweg konsolidierte die Familie in Heidelberg ihre auf viel Geschick und Fleiß beruhende Stellung als erfolgreiche Unternehmer – zunächst in der Möbelfabrikation, später in der Kino-Branche – bis sie schließlich 1933 nach der „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten im Zuge der systematischen Zwangsenteignungen und Verdrängung jüdischer Bürger aus dem deutschen Wirtschaftsleben sowie des gezielten Boykotts ihrer Geschäfte („Arisierung“) schlagartig der gewohnten Lebenswelt entrissen wurden. Knapp ein ganzes Jahrzehnt war die kleine, zwischenzeitlich auseinandergerissene und sich erst 1935 in Romhányi umbenannte Familie den nicht enden wollenden Verfolgungen und Repressalien des NS-Regimes ausgesetzt. Diesem Druck konnte sie letzten Endes nicht mehr standhalten. Es folgte die unwiderrufliche Ausweisung nach Ungarn im Frühjahr 1943, welche im tragischen Höhepunkt jener verhängnisvollen Jahre endete, dem durch das Zwangsexil verursachten, gewaltsamen Verlust der beiden Söhne Rudolf und Ludo. Doch auch der Lebensabend des Ehepaares Romhányi, welches das Kriegsende in Budapest erlebte, sollte im Deutschland der Nachkriegszeit von abermaligen Schwierigkeiten und Konflikten nicht verschont bleiben.

### **Vorgeschichte**

Jenő Romhányi wurde am 9. Februar 1880 als Jenő Reich in der im Nordosten des Königreichs Ungarn gelegenen Kleinstadt Szikszó im historischen Komitat (ungar. Verwaltungsbezirk) Abaúj-Torna geboren. Von den insgesamt 3586 Einwohnern der Gemeinde bekannten sich bei der Volkszählung von 1881 708 (19,74%) zur israelitischen Glaubensgemeinschaft.<sup>2</sup> Über Jenős Familie ist bisher nur sehr wenig bekannt: Er war der Sohn des jüdischen Schuhmachermeisters Bernát Reich und der jüdischen Hausfrau Róza, geb. Goldstein. Diese heiratete nach dem frühen Tod Bernáts in zweiter Ehe einen ebenso aus Szikszó stammenden Schuhmacher

namens Sámuel Weisz. Jenős zwei Jahre älterer Bruder Albert, mit dem Rufnamen Berczi, übte den Beruf des Schneiders aus und lebte spätestens seit 1901 mit seiner Gattin Julia Waldman im benachbarten Dorf Boldva.<sup>3</sup>

Den ungarischen Vornamen „Jenő“ ersetzte er während seiner Jahre in Deutschland für gewöhnlich mit dessen deutschem Pendant „Eugen“, wobei er diese Angewohnheit in der Nachkriegszeit nicht immer beibehielt und gelegentlich auch in dem Zweiklang „Jenő Eugen“ bzw. „Eugen Jenő“ zu unterschreiben pflegte. Darüber hinaus ist in einigen frühen deutschen Amtsdokumenten auch die Variante „Jakob Hirsch genannt Eugen“ zu finden – ein Namenszusatz, den er anscheinend nur gelegentlich angab. Den magyarisierten Nachnamen „Romhányi“ erhielt er, nach eigenen Angaben, „[ehrenhalber] durch das Königl. Ungar. Ministerium des Innern,



Jenő Reich auf einem Bild des Fotografen Max Herzberg, ca. 1930 (Quelle: Stadtarchiv Heidelberg)

lt. Verfügung vom 26. November 1935“ aufgrund seiner Auszeichnung im Ersten Weltkrieg, wodurch das erwähnte „Jakob Hirsch“ gleichfalls erlosch.<sup>4</sup> Durchaus lässt sich im Königreich Ungarn Mitte der 1930er-Jahre ein verstärktes Magyarisierungsbestreben auch in Bezug auf die freiwillige Änderung von vermeintlich „ausländisch“ klingenden Nachnamen erkennen. Diese Anfragen wurden jedoch Juden nur in sehr seltenen Fällen genehmigt, da man auf politischer Ebene ein Hineindrängen „nationalfremder Elemente“ in den ungarischen „Volkskörper“ befürchtete. Ab 1938 war den Juden Ungarns diese Möglichkeit schließlich komplett verboten. Es lässt sich vermuten, dass Jenő als Konvertit sowie dekoriertes Kriegsveteran während seiner Exiljahre in Budapest diesbezüglich generell bessere Chancen hatte – sicherlich spielten zudem seine politischen Kontakte hierbei eine Rolle.<sup>5</sup> Jedenfalls trugen auch Erna und die beiden Söhne von diesem Zeitpunkt an in der Öffentlichkeit den neuen Familiennamen, der in Deutschland, in Kombination mit dem Vornamen „Eugen“, in der Einbürgerungsurkunde des Paares vom 9. Februar 1960 als finale Version amtlich besiegelt werden sollte.<sup>6</sup>

Von 1886 bis 1892 besuchte Jenő die Volksschule in seiner Geburtsstadt Szikszó und von 1892 bis 1894 die Mittelschule im achtzehn Kilometer entfernten Komitatssitz Miskolc. Als junger Lehrling von 15 Jahren verschlug es ihn 1895 in die blühende Metropole Budapest, den kulturellen Schmelztiegel der ungarischen Monarchie, wo er nach drei Jahren die Ausbildung zum Holzbildhauer abschloss. Als Geselle zog er von da an durch mehrere Länder Mitteleuropas und sammelte Erfahrungen in Österreich (1898–1899), Deutschland (1899–1900), den Niederlanden (1900), Belgien (1900) und der Schweiz (1901), bis er sich letztlich für einige

Jahre wieder in Österreich niederließ – knapp zwei Jahre in Dornbirn in Vorarlberg und weitere fünfzehn Monate in Wien, wo er die „Volksuniversität“ besuchte. Die Zeit zwischen 1905 und 1908 verbrachte er mit Bildhauertätigkeiten in Berlin, u.a. bei Carl Taubert, Professor für Holzbildhauerei, in dessen Atelier im Kunstgewerbemuseum. Es war wahrscheinlich diese Bildungsstätte der Künste, wo er das erste Mal seiner künftigen Lebenspartnerin begegnete, denn auch Erna besuchte zu jener Zeit das Institut. Nach Aufenthalten in Hamburg und Lübeck lebte Jenő ab dem Sommer 1910 in Frankfurt am Main, wo er, nach seiner erfolgreichen Holzbildhauerprüfung in Budapest, nun als Meister arbeitete und am 22. September 1910 Erna Sauer heiratete. Zuvor konvertierte er hierfür vom Juden- zum Christentum, indem er sich in der Berliner Emmauskirche taufen ließ – er trat damit der evangelisch-lutherischen Kirche bei, der Erna und ihre Familie angehörten.<sup>7</sup>



Erna Reich auf einem Bild des Fotografen Max Herzberg, ca. 1930 (Quelle: Stadtarchiv Heidelberg)

Das Wissen über Ernas Familie ist leider so lückenhaft wie über das ihres Gatten: Sie kam am 12. Juni 1890 in Berlin als Tochter des Schneidermeisters Carl August Sauer aus Sollschwitz (Sachsen) und seiner Frau Wilhelmine, geb. Grau aus Sobiechen (Ostpreußen) zur Welt. Ihr um dreizehn Jahre älterer Bruder Oskar arbeitete zeitweise als Gürtler in einer Fabrik.<sup>8</sup> In der Hauptstadt des Deutschen Kaiserreiches ging sie von 1896 bis 1904 zur Volksschule und danach von 1904 bis 1905 zur Handelsschule. Anschließend folgte der Besuch der Kunstschule und Unterrichtsanstalt des königlichen Kunstgewerbemuseums bis 1910, die sie als Kunstgewerblerin und Kunstmalerin abschloss. Sie soll Englisch fließend in Wort und Schrift beherrscht haben und besaß durch ihre spätere Vermählung ebenfalls ei-

nige Kenntnisse des Ungarischen – diese waren allerdings, wie sie selbst in ihrer IRO-Akte (International Refugee Organization) angab, „geringfügig“. Mit zwanzig Jahren heiratete sie den zehn Jahre älteren Jenő und führte von da an den Nachnamen „Reich“. In einer 1935 in Ungarn beglaubigten Kopie der Heiratsurkunde wurde ihr Vorname nachträglich zu „Ernesztina“ geändert, wohingegen diese lange ungarische Schreibweise in den deutschen amtlichen Schriftstücken nicht zu finden ist. Darüber hinaus verlor sie mit der Eheschließung ihre deutsche Staatsangehörigkeit und erhielt stattdessen die ungarische des Ehemannes.<sup>9</sup> Gleiches galt später für die Söhne, was die gesamte Familie zu Bürgern des Königreichs Ungarn erklärte, obwohl sie fast alle nahezu das gesamte Leben innerhalb der deutschen Reichsgrenzen verbringen sollten.



## Von Möbelfabrikanten zu Kino-Eigentümern (1910–1933)

Im Oktober 1910 übersiedelten die Eheleute Reich nach Heidelberg in die Hauptstraße 54. Grund hierfür war eine „Veranlassung von Herrn Atzler, Möbelfabrik und Innenarchitektur in Heidelberg, welcher einen modernen Bildhauer suchte und erfuhr, dass [Jenő] bei Professor Taubert in Berlin tätig“ gewesen war und ihm „für eine Existenz ausreichende Beschäftigung garantierte“.<sup>10</sup> Mithilfe eines Darlehens der Atzlers von 300 Mark<sup>11</sup> eröffnete und führte das Paar zwei Jahre später gemeinsam eine Kunst- und Altertümerhandlung in der Steingasse 4, woraus ab 1915 zunächst eine kleine Schreinerei mit 8 Arbeitern und anschließend eine beachtliche



Blick in die Pfaffengasse um ca. 1919. An der rechten Häuserfassade zu erkennen ein Schild mit der Aufschrift: „Möbelfabrik Eugen Reich“. (Quelle: Friedrich-Ebert-Gedenkstätte)

Möbelfabrik mit 100 Angestellten sowie 45 modernen Maschinen in der Hauptstraße 144 entstand, in der die beiden ihre Idee von Möbeln im Stil des „Biedermeier“ realisierten. Als Lagerplatz und Herstellungsort dienten weitere Anmietungen sowohl in der Lauerstraße 3 als auch der Pfaffengasse 13a. Wie es der Zufall so will, lag letztere Immobilie vis-à-vis dem Geburtshaus des zum Zeitpunkt der Anmietung womöglich schon amtierenden Reichspräsidenten Friedrich Ebert (1919–1925), des ersten demokratisch gewählten Staatsoberhauptes in Deutschland und Weichenstellers für die Weimarer Republik.<sup>12</sup>

Einige Monate nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges trat Jenő am 15. März 1915 in den Heeresdienst

der österreichisch-ungarischen Streitkräfte ein und diente im 34. k. u. k. Infanterieregiment aus Kaschau im Rang eines Korporals. Hier erhielt er für seine „28 monatliche vorzügliche Dienstleistung“ in der „k. u. k. Eisenbahn-Verköstigungsstation“ im westukrainischen Chyriw das „Eiserne Verdienstkreuz mit der Krone am Band der Tapferkeitsmedaille“. Anschließend war er dem Österreichisch-Ungarischen Konsulat in Mannheim als Dolmetscher zugeteilt, wo er höchstwahrscheinlich die guten Kontakte zu denjenigen ungarischen Botschaftern knüpfen konnte, die der Familie während der Verfolgungen in der NS-Zeit abermals existenzielle Hilfestellung boten. Laut Krankenbuch des Reserve-Lazarets III Heidelberg (Mönchhofschule) weilte er hier im August 1918 für vier Tage wegen eines Nervenleidens, bis man ihn anschließend nach Hause entließ. Ob das Möbel-Unter-



Bescheinigung über die Krankmeldung Eugen Reichs, 19. August 1918 (Quelle: Wehrwissenschaftliches Archiv, Budapest)



nehmen während der dreieinhalb jährigen Abwesenheit Jenős unter der alleinigen Führung Ernas stand, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen, doch wäre diese Annahme, mit Blick auf ihre zwischen 1933 und 1943 erzwungene Selbstadministration des Lichtspielhauses, nicht abwegig.<sup>13</sup>

Kurz nach seiner Rückkehr aus dem Militärdienst erwarb der Fabrikant Reich im November 1918 das Anwesen in der Bergheimer Straße 59 mit dem Hinterhaus (Nr. 61) und verlagerte somit das Familienunternehmen nach Bergheim. Hier wurden hochwertige Möbel produziert, von „Prima Qualität! Langjährige[r] Garantie!“, wie eine Werbeanzeige in der „Volkszeitung“ dem interessierten Heidelberger Leser verriet.<sup>14</sup> Generell lassen sich in der regionalen Presse für diese Zeit zahlreiche Werbeanzeigen und Stellenausschreibungen des Familienbetriebs finden, jedoch ebenso Belege für dessen Spendenbereitschaft, beispielsweise an das Hilfswerk Oppau, oder Hinweise, aus denen ersichtlich wird, dass auch die Reichs mit den Folgen der deutschen Inflation, die in jenen Nachkriegsjahren wütete, zu kämpfen hatten – dazu zählen beispielsweise die kurzzeitige Schließung der Möbelfabrik, aber auch die unsachgemäße Auszahlung von Arbeitslöhnen.<sup>15</sup>

Nichtsdestotrotz wuchs das Grundstück um eine weitere Immobilie, diesmal das Vorderhaus (Nr. 61), allerdings nicht zum Zwecke des Ausbaus der Möbelfabrikanlage, diese gaben Jenő und Erna 1926 auf, sondern vielmehr um das „schönste Theater Süddeutschlands“ und erste Großkino Heidelbergs erbauen zu können: Das am 6. Oktober 1927 eröffnete „Capitol“-Lichtspieltheater, welches „mit 1305 polizeilich genehmigten Sitzplätzen, ferner mit einer Bühne, einer Orgel und allem sonstigen Komfort einschließlich Fahr-

stuhl, Artisten- und Künstler-Garderoben für Varieté-Aufführungen“ ausgestattet gewesen war und dem Publikum die „modernsten Errungenschaften der Filmtechnik“ darbot.<sup>16</sup> Die beiden erfahrenen und künstlerisch versierten Geschäftsleute glaubten das wirtschaftliche Potential erkannt zu haben, welches das Kinogeschäft jener Jahre in sich trug. Fortan hieß die Firma nicht mehr „Eugen Reich“, sondern „Capitol-Lichtspieltheater Eugen Reich“. <sup>17</sup> Als dessen Eigentümer und mehrerer im gleichen Komplex gelegener Appartements sowie Mietflächen, die beispielsweise als Vereinsdruckerei („Pfälzer Bote“ bzw. „Heidelberger Volksblatt“), Gasthof („Zum Capitol“) oder Gewerbeschule der Stadt Heidelberg verpachtet waren, mochten die Reichs auf den ersten Blick eine wohlhabende und gut etablierte kleine Unternehmerfamilie verkörpern. Dass die Eröffnung des neuen Kinos und dessen Bestehen jedoch nicht ausschließlich von Erfolg gekrönt waren, verdeutlicht eine Aussage Ernas vom 28. Januar 1948, in der sie die damit verbundenen wirtschaftlichen Schwierigkeiten schildert:



Werbeanzeige des „Capitol“-Kinos, 1936  
(Quelle: Adressbuch der Stadt Heidelberg)

„Vor dem Bau des Capitol-Lichtspieltheaters [...] war unsere wirtschaftliche Lage durch gemeinsame fleißige Arbeit gesichert. Beim Bau (Rohbau stand bis auf Kleinigkeiten) kam der Bauunternehmer in Schwierigkeiten, er hatte unsern ganzen Besitz den Banken, oder der Bank (Schwetzingen) als Sicherheit übereignet und wir mussten plötzlich anderweitig Geld beschaffen. Dieses Geld bekamen wir, aber der Zinssatz war wirtschaftlich untragbar (lt. Vertrag 10 % Zinsen und 10 % vom Umsatz). Wir arbeiteten gemeinsam fleißig, aber da nun noch die Umstellung zum Tonfilm mit teuersten Anschaffungen kam, und die Umstellung der Filmwirtschaft von Stummfilmfestpreisen auf prozentual-Abgaben, die sich stetig erhöhten, war Vertragserfüllung unmöglich, praktisch waren wir wohl die Arbeitenden, aber uns gehörte nichts mehr: da jeder Tag, wenn der Kreditgeber zu der Ansicht gekommen wäre, Leistungsfähigere an unsere Stelle zu setzen, uns umgeworfen hätte: da neben den Grundwerten auch unser gesamter Privatbesitz als Sicherheit mit übereignet war.“<sup>18</sup>

Womöglich ist mit dem Bauunternehmen das von den Reichs engagierte Mannheimer „Baugeschäft Anton Langlotz“ gemeint, zumindest legen einige Mahnschreiben unter anderem in Bezug auf ausbleibende Zahlungen diese Vermutung nahe.<sup>19</sup> Tatsächlich führten nachfolgend auch die ungünstigen Vertragskonditionen mit dem Gläubiger, der „Fa. Ledebor & van de Held's Textielhandel“ in Rotterdam und dessen Teilhaber, dem Heidelberger Baumwollfabrikanten und Großaktionär Karl Strauss, zu andauernden finanziellen Spannungen. Zusammen mit der steigenden Arbeitslosigkeit und der durch die damalige Wirtschaftslage eingetretenen „Verschlechterung des Kinobesuches“ beschwor das eine angespannte Lage herauf, der das Ehepaar nur schwer gerecht werden konnte. Um dem etwas entgegenzuwirken, stellten die beiden in jener Zeit ihr Filmtheater – nach der Stadthalle der damals zweitgrößte Veranstaltungsort Heidelbergs – verschiedenen Vereinen, Organisationen und Parteien für politische und nichtpolitische Veranstaltungen mietweise zur Verfügung.<sup>20</sup>

Bis zum 13. Juli 1933 führte Jenő Reich als Inhaber und Geschäftsführer das „Capitol“ und bot seinem Heidelberger Publikum ein „erstklassiges Großstadtprogramm“ sowie eine zu „Deutschlands besten“ zählende Tonwiedergabe von „befriedigendem Genuß“.<sup>21</sup> Vor allem dieser letztgenannte Aspekt entwickelte sich mit dem seit 1907 im Filmtheaterfach tätigen und späteren Eigentümer der beiden Heidelberger Lichtspielhäuser „Schloss“ und „Gloria“ Artur Kusch zu einem erbitterten Wettbewerb, welcher sich wie ein roter Faden noch bis in die frühen Nachkriegsjahre hineinziehen sollte. Es war diese jahrelang anhaltende Affäre um den besagten Konkurrenten und dessen regelmäßige Anfeindungen sowie Schmähungen, die Erna 1948 als ein prägendes und destruktives Element ihrer Verfolgungszeit beschrieb:

„Kusch verfolgte uns vom ersten bis zum letzten Tage, ab Eröffnung des Theaters (6. Oktober 1927) und wird es wohl auch heute noch tun. Wir haben ihn als einen gefährlichen Menschen kennengelernt. Wenn ich bei meinen zwei verlorenen Kindern an die Schuldigen denke, und bei dem zerstörten Leben meines Mannes, dann ist der Name Kusch dabei.“<sup>22</sup>

Doch woher rührte diese erbitterte Fehde, die bereits 1927 ihren Anfang nahm? Laut zweier persönlicher Aussagen Ernas und Jenós von 1948 bzw. 1949, die sich mit einem Polizeibericht vom 14. November 1935 decken, liegt die Wurzel jener

Rivalität vermutlich in der kurzzeitigen Anstellung Kuschs als Geschäftsführer des jungen „Capitol“-Kinos. Kein halbes Jahr soll dieser die genannte Stelle 1927/1928 als Nachfolger von Ludwig Landau, den er angeblich aufgrund von dessen „Ungeeignetheit“ bei den Reichs angeschwärzt haben soll, bekleidet haben, bis diese Entscheidung seitens des Ehepaares als „ein großer Fehler“ empfunden wurde und eine erneute Entlassung folgte – dieses Mal von Artur Kusch. Was genau im Hintergrund vorgefallen war, lässt sich nicht mehr rekonstruieren. Jedenfalls initiierte das Geschehene einen gnadenlosen, gar perfiden Konkurrenzkampf, der in seinen diametralen Tönen noch mindestens zwanzig Jahre toben sollte. Allein im Mai 1928 machte der gescholtene Kusch dem bereits erwähnten Gläubiger Strauss

Avancen einen fähigeren Geschäftsführer für das „Capitol“ abzugeben als Jenő, welcher nämlich fortan das Kino leitete, und warnte den Unternehmer, „er solle betreff seines Geldes vorsichtig sein“. Darüber hinaus folgte ein erfolgreicher Prozess gegen die Reichs wegen vermeintlicher Beleidigung des Kontrahenten Kusch, den dieser zu seinen Gunsten publik machte. Zudem verbrüdete er sich mit anderen Geschäftskonkurrenten, um gemeinsam die Person Jenő Reich bzw. dessen Filmtheater sowohl öffentlich als auch im Privaten zu verunglimpfen.<sup>23</sup>

Die Klimax dieser ersten Phase der Auseinandersetzung bildete ein „Inseratenkampf“, welcher sich im Sommer 1931 in einem weiteren Rechtsstreit vor dem Landgericht und einstweiligen Verfügungen manifestierte. Diesem lagen zwei Inserate der „Schloss-Lichtspiele“ zugrunde, in denen das Etablissement mit den Formulierungen „besser als alle anderen in der Tonwiedergabe“ und „neueste und technisch vollendetste Klangfilm-Apparatur“ beworben wurde, zum Missfallen des „Capitol“-Betreibers Reich. Denn dieser witterte einen Verstoß gegen das „Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb“ und strebte mit Erfolg eine einstweilige Verfügung an, woraufhin dem Beschuldigten „unter Androhung einer Geldstrafe von RM 1000.– für jeden Fall der Zuwiderhandlung verboten [wurde], in den Zeitungen oder sonsti-

Annonce des Artur Kusch zum Ergebnis des Rechtsstreits mit Eugen Reich, 31. Dezember 1931 (Quelle: Heidelberger Beobachter)

gen öffentlichen Bekanntmachungen“ jene Aussagen zu wiederholen. Kusch holte zum Gegenschlag aus und reagierte mit einem Widerspruch, der mit der richterlichen Begründung: „Was das Inserat tatsächlich behauptet, ist richtig und unstrittig“ zur Aufhebung des ersten Urteils führte und dem Inhaber der Schloss-Lichtspiele damit eine „bessere Rehabilitierung“ nicht hätte geben können. „Eine Klage, im Konkurrenzneid geboren, ist somit zusammengebrochen“, schlussfolgerte er triumphierend in seiner am Silvestertage 1931 inserierten Annonce über das Tonwiedergabe-Intermezzo zwischen den beiden sich dauerduellierenden Heidelberger Kino-Größen.<sup>24</sup> Um Jenő davor zu warnen, diese Kontroverse ein weiteres Mal auszufechten und sich durch die Prozesse in noch mehr Unkosten zu stürzen, „an denen kein Mensch irgendein Interesse hat, außer vielleicht die Anwälte“, meldete sich selbst Gläubiger Karl Strauss mit dem Ratschlag zu Worte: „Herr Kusch ruhig bellen oder kuschen [zu lassen], wie er will“ und den „eigenen Weg [zu gehen], ohne links oder rechts zu sehen, was andere Leute tun“.<sup>25</sup> Allerdings sollten damit die Zwistigkeiten nicht verstummen und dem herben Rückschlag der Reichs noch weitere folgen.

### **Denunziationen, Zwangsexil und Ausweisung auf Lebenszeit (1933–1945)**

Die ab 1933 zunehmenden antisemitischen Restriktionen in Deutschland trafen die Familie mit voller Wucht: Den Heidelberger Kinobetrieb boykottierte man als „Judenbetrieb“ und es folgten anhaltende Diskriminierungen. So kam es vor dem „Capitol“ zu Plakatanschlägen mit der Aufschrift „Kein Boykott, ist ungarischer Jude“, „Tod dem Schund“ oder „Deutsche wegbleiben“ sowie Schmierereien mit Totenkopf-Motiven. Die reguläre Weiterführung des Kinos machte die Heidelberger Kreisleitung der NSDAP durch allerlei Störungen unmöglich, etwa durch die Anweisung an Langemarck-Studenten die Vorstellungen zu sabotieren oder das Vorenthalten der Zuteilung von Filmen, mit der Begründung, dass Jenő aufgrund seiner jüdischen Abstammung kein Kulturunternehmen betreiben dürfe.<sup>26</sup> Der politische Umschwung verlieh nun auch der Hetzkampagne Artur Kuschs einen offen antijüdischen Ton, der diesen als willkommenes neues Mittel seiner beständigen Agitation verstand, beispielsweise im Juli 1933 auf einer Hauptversammlung des Vereins der Lichtspieltheaterbesitzer Badens und der Pfalz im Karlsruher Hotel „Reichshof“: Auf die Frage des in SS-Uniform erschienenen Vorsitzenden, „ob Juden zugegen seien“, schrie Kusch die Worte: „Jawohl, Reich aus Heidelberg!“ in das Publikum, woraufhin der Denunzierte, seinen ungarischen Pass in die Höhe streckend und auf die „ungarische Staatsbürgerschaft und evangelische Konfession“ hinweisend, gewaltsam des Saals verwiesen wurde.<sup>27</sup> Zudem folgten Beschwerden und Beschimpfungen Kuschs und seiner Miteiferer bei dem Anzeigenleiter der „Volksgemeinschaft“, wie er es denn nur wagen könne, die Platzierungswünsche bzw. die Anzeigen eines „jüdischen Kinos“ zu berücksichtigen, hätten doch solche nichts in einer Tageszeitung zu suchen. Gleichzeitig griff die „Heidelberger Bürgerzeitung“ die „Affaire Reich“ mit ihren Artikeln auf und stellte in einem ihrer Beiträge die plakative Frage: „Ist das ein Jud oder ein Christ?“, wodurch das Thema stets im Blickfeld der Öffentlichkeit blieb:

„Seine Mannheimer so gut wie seine Heidelberger Konkurrenten behaupten, dass er [...] Jude sei. [...] Es ist wirklich interessant diesem Versteckspiel zuzusehen, aber für die Heidelberger Bevölkerung war das schon längst kein Geheimnis. Jetzt wird [...] Herr Kusch [...] eine neue Propaganda vom Stapel lassen, da gibt's wieder was zu lachen, denn Kusch versteht das Geschäft aus dem ff und propagandistisch ist er auch nicht auf den Kopf gefallen. Und Rücksicht nehmen, gibt es heute nicht mehr.“<sup>28</sup>

Die Schikanen ließen nicht nach, selbst nachdem Jenő die Leitung des Unternehmens auf Anraten des Badischen Finanz- und Wirtschaftsministeriums an seine nach den Rassegesetzen „arische“ Ehefrau übergab und zugleich auf sämtliche Rechte am Eigentum sowie Vermögen verzichtete. Obwohl Erna sich vehement weigerte, in eine „von deutschen Parteistellen nahegelegte“ Scheidung einzuwilligen und Jenő aus dem Grundbuch zu streichen, legte sich jedoch im September 1933, zumindest von staatlicher Seite, geringfügig der Druck, als sich ihr Ehemann einer weiteren Forderung beugte und sich gezwungenermaßen für die Emigration nach Ungarn entschied.<sup>29</sup> Mit Genugtuung bezog sich hierauf die Kreisleitung in ihrem Schreiben an das ungarische Konsulat in Mannheim: „Von der endgültigen Abreise des Herrn Reich nach Ungarn haben wir mit Befriedigung Kenntnis genommen. Gegen den Besuch der Capitol-Lichtspiele bestehen unsererseits keine Bedenken“.<sup>30</sup> Gleichwohl blieb – von eben dieser Kreisleitung toleriert – die öffentliche Hetze gegen den nun angeblich als „arisch“ anerkannten Betrieb durch einige Heidelberger Kinobesitzer, die Studentenschaft und die hiesige Deutsche Arbeitsfront präsent, was sich weiterhin zunehmend geschäftsschädigend auswirkte.<sup>31</sup> Selbst eine Verbalnote der ungarischen Gesandtschaft an das Auswärtige Amt mochte in Bezug auf die ununterbrochenen Belästigungen und den drohenden wirtschaftlichen Ruin keine nennenswerte Entspannung herbeiführen, bestand doch laut Bericht der Heidelberger Polizei auch kein offizieller Boykott mehr, sondern lediglich ein „unerfreuliches Konkurrenzverhältnis“. Seitens der Polizei herrschte die Auffassung, dass die in „weiten Kreisen“ vorhandene generelle Ablehnung in Jenős jüdischer Herkunft und der öffentlichen Wahrnehmung des Kinos als jüdisches Unternehmen begründet gewesen sei, so dass diese „Tatsache auch nicht dadurch aus der Welt geschafft“ wurde, als dieser sich von der Ehefrau trennte. Dieses Bild vermochte allem voran der mit den Reichs in „erbitterter Feindschaft“ lebende Kusch für seine Zwecke geschickt auszunutzen und immer wieder in Erinnerung zu rufen. Hierfür griff er als „langjähriges Parteimitglied“ vollständig auf seine „weitreichenden Beziehungen“ zurück, „um der von ihm gehassten Familie Reich zu schaden“.<sup>32</sup>

Um nach außen hin jeden weiteren Angriffspunkt zu vermeiden, führte Erna, welche seit 1935 wie ihre Söhne Romhányi hieß<sup>33</sup>, in Abwesenheit Jenős das „Capitol“ zum Schein gemeinsam mit ihrem Bruder Oskar Sauer. „Zwecks Tarnung“ ließen die Geschwister das Kino bereits am 13. Juli 1934 in eine offene Handelsgesellschaft umwandeln, die fortan offiziell von der Firma „Oskar Sauer & Co. Heidelberg“, aber insgeheim nach wie vor von Erna und nun auch Sohn Rudolf betrieben wurde. Oskar Sauer fingierte dabei lediglich als „arischer“ Namensgeber und Strohmann ohne irgendwelche Rechte oder Verpflichtungen.<sup>34</sup> Die ununterbrochenen Sticheleien gegen das Kino und dessen Boykott wirkten allerdings wie ein Katalysator auf die ohnehin schon angespannte wirtschaftliche Situation, so dass

1937 aufgrund von Zinsrückständen die drohende Zwangsverwaltung sich letztlich nur durch einen Vergleich und die Versteigerung der persönlichen Kunst- und Antiquitätensammlung weit unter ihrem eigentlichen Wert verhindern ließ.<sup>35</sup> Während das „Capitol“ laut einer Statistik in seinem ersten Geschäftsjahr 1928/1929 eine Besucherzahl von 261.603 zu verzeichnen hatte, war diese in der Periode 1934/35 bereits auf 162.386 eingebrochen.<sup>36</sup> Auch der verzweifelte Versuch ein „Gastspielunternehmen für auswärtige Veranstaltungen“ ins Leben zu rufen, um somit den sich anbahnenden Ruin abzuwenden, scheiterte, trotz erster bestätigter Veranstaltungsreihen im Mannheimer „Rosengarten“, an der Intervention des Reichspropagandaministeriums.<sup>37</sup>

Von 1933 bis 1939 weilte Jenő in Budapest, wo er aufgrund seines fortgeschrittenen Alters keinerlei Erwerbstätigkeit nachgehen konnte und von den Geldbeträgen lebte, die ihm Erna regelmäßig überwies. Den Wunsch dort ein Kino zu eröffnen, verwarf er wieder mangels Kapital.<sup>38</sup> Im Sommer 1939 kehrte er nach Deutschland zurück, „um in der Nähe seiner Familie [...] leben zu können“. Dies gelang ihm mithilfe seines ungarischen Passes, der ihn konform zum „Ersten Jugendgesetz“ in Ungarn (1938) nicht als konvertierten Juden, sondern als evangelischen Christen auswies und auf den Namen Jenő Romhányi ausgestellt war. Aller Wahrscheinlichkeit nach vertraute er darauf, dass der nichtjüdisch klingende Nachname und der Pass ihm eine effektive „Tarnung“ vor den Behörden boten. Zum Schutz seiner Angehörigen bewohnte er, räumlich immer noch von ihnen getrennt, bis 1943 „eine ganz abseits gelegene alte Mühle (Hellersmühle)“ in Schweinshaupten (Mainfranken), welche Erna „unter getarntem Namen“ erworben hatte. Hier besuchten ihn Ludo sowie die Gattin im Herbst 1939 bzw. Frühjahr 1940 für einige Wochen, unter anderem um mit ihm „notwendige geschäftliche Fragen“ zu besprechen.<sup>39</sup> Doch auch hier geriet Jenő ins Visier der Gestapo, die 1942 seinen Pass beschlagnahmte, ihn unter Hausarrest stellte und im April 1943 endgültig des Landes verwies.

Die Folgen des wachsenden Radikalismus und des omnipräsenten Antisemitismus des NS-Regimes sind den zwei Söhnen der Romhányis ebenfalls nicht erspart geblieben: Zwar waren beide evangelisch getauft, doch galten sie, ungeachtet der Konversion ihres Vaters, seit den Nürnberger Rassegesetzen (1935) als „Mischlinge 1. Grades“. Der älteste Sohn Rudolf Romhányi wurde am 5. Juni 1911 in Heidelberg geboren, wo er das Gymnasium mit der Primareife abschloss und anschließend an der staatlichen höheren Handelsschule den kaufmännischen Beruf erlernte. Hierauf folgte die Ausbildung zum Kinovorführer, die er 1933 erfolgreich beendete. Der berufliche Plan war es, den elterlichen Betrieb einmal zu übernehmen, wofür er zunächst, nach der Vertreibung des Vaters, mit der selbstständigen Geschäftsführung des seit September 1932 gepachteten und auf eigene Kosten renovierten „Palasttheaters“ in Ludwigshafen betraut worden ist. Angesichts seit April 1933 anhaltender Boykottmaßnahmen schrieb dieses nur noch rote Zahlen. Allerlei Schikanen traten in diesem Kontext auf: Vom Bürgermeisteramt in Ludwigshafen wurden mit der Begründung, der Betrieb sei „nichtarisch“, Eintrittskarten verweigert, die der Stadt zur Entrichtung der einschlägigen Steuer vorgelegt werden mussten. Lediglich durch Intervenieren des ungarischen Konsulats ließ sich das Problem beheben. Andere Male riss die SA die Außenreklame des Kinos



ab, brachte antijüdische Hetzschriften in den Toiletten oder an den Fußwegen vor dem Gebäude an, durchstach Autoreifen oder man lauerte Rudolf auf dessen Heimfahrt in Seckenheim auf, wo man ihn „lebensgefährlich“ niederschlug.<sup>40</sup> Der hieraus resultierende, nicht zu stoppende wirtschaftliche Verfall der Ludwigshafener Dependence gab letztlich den Anlass, die Pachtverhältnisse zu lösen und somit das Kino im August 1934 aufzugeben. Der Fokus lag nunmehr auf dem „Capitol“ und es folgte Rudolfs symbolische „Beförderung“ zum stellvertretenden Direktor im Betrieb der umgetauften Firma, wodurch er nun für das gesamte Familienunternehmen bevollmächtigt war, eigenständig Abschlüsse zu tätigen. Er „führte“, laut eines Berichts an den Chef der Sicherheitspolizei und des SD von 1942, „praktisch die Geschäfte, verpflichtete Künstler und Kapellen, schloss Leihverträge ab und unternahm in dieser Eigenschaft längere Reisen nach Berlin usw.“<sup>41</sup> Aus seiner Ehe mit der Nichtjüdin Ingeborg Hoppe ging bereits 1940 das Töchterchen Ilona hervor, mit der das junge Ehepaar zuletzt in der Neuenheimer Gutenbergstraße 3 lebte, wo seit diesem Jahr auch Erna gemeldet zu sein schien.<sup>42</sup>

Aufgrund einer „besonderen Widerspenstigkeit“ und Respektlosigkeit, die Rudolf bei einer Vernehmung durch die Geheime Staatspolizei (Außendienststelle Heidelberg) „zwecks Klarstellung der Abstammungsverhältnisse und der Namensführung“ sowie Besitzverhältnisse seiner Eltern angeblich „an den Tag gelegt“ haben soll, ließ man ihn am 15. März 1943 in „Schutzhaft“ nehmen und am 30. April 1943 aus dem Heidelberger Amtsgefängnis in das KZ Dachau überführen.<sup>43</sup> Der Verhaftung Rudolfs als „aufsässiger Judenlümmler“ ging eine Unterredung in der Zentrale der Reichsfilmkammer in Berlin am Tag davor voraus, die in einer „sachlich ergebnislosen Auseinandersetzung“ endete, in welcher man ihn mit der mehr als rhetorischen Frage verabschiedete: „Wissen sie, was wir mit ihnen tun würden, wenn sie kein Ausländer wären?“<sup>44</sup> Zu den Vorfällen hieß es in einem dem Chef der Sicherheitspolizei und des SD vorgelegten und von Adolf Eichmann unterzeichneten Bericht vom 2. Februar 1943 an das Auswärtige Amt:

„Das Verhalten des Rudy Romhanyi ist umso mehr zu verurteilen, als es sich bei ihm um einen ungarischen Staatsangehörigen handelt, der nach aller Wahrscheinlichkeit jüdischer Mischling I. Grades ist. [...] Rudy Romhanyi wird auf Grund seines unglaublichen Verhaltens, durch das er die ihm bisher von deutscher Seite entgegengebrachte Gastfreundschaft gröblichst verletzt hat, in ein Konzentrationslager eingewiesen. Bevor ich diese Maßnahme jedoch durchführen lasse, wäre ich für eine baldige Stellungnahme dankbar, ob hiergegen aus außenpolitischen Gründen Bedenken bestehen.“<sup>45</sup>

Doch Vorbehalte seitens des Auswärtigen Amtes bestanden diesbezüglich keine, anscheinend, so die Auffassung, rührte von der zu erwartenden Intervention durch die diplomatische Vertretung Ungarns keine außenpolitische Brisanz. Eine Besucherlaubnis im Gefängnis oder Ernas wiederholtes Bemühen „um eigene Verköstigung [des] Sohnes wegen seines [laut ärztlichem Attest] pflegebedürftigen ernstesten Gesundheitszustandes“ lehnte man von offizieller Seite vehement ab. Erst nach wiederholten Bittgesuchen der Eltern an die ungarische Gesandtschaft in Berlin und deren Einschreiten ist Rudolf am 17. Juni 1943 wieder in die Haftanstalt nach Heidelberg überstellt worden, von wo er tags darauf nach Ungarn abgeschoben wurde. Zusammen mit seiner Mutter, die man gleichfalls zur Ausreise

zwang, ließ man die beiden durch Kriminalbeamte bis an die ungarische Grenze begleiten.<sup>46</sup>

In Budapest lebte Rudolf mit Frau und Tochter – beide folgten ihm im Dezember – zuletzt in einer Wohnung im Stadtteil Csillaghegy direkt am Donauufer. Mithilfe einer jüdischen Organisation fand er als Ingenieur Anstellung bei der „Elektrotechnischen Fabrik AG Hajós & Szántó“, die darüber hinaus bereit war, seine ausgearbeiteten Patente in Lizenz zu übernehmen. Bereits nach seiner Schulentlassung befasste er sich nebenher mit dem Studium der Physik,

besuchte als Gasthörer Vorlesungen an der Heidelberger Universität und spezialisierte sich auf ein Elektronenreaktionsverfahren. Er entwickelte hierfür mehrere Erfindungen, die vom Leiter des physikalischen Instituts, „Herrn Prof. Dr. Becker, sehr günstig beurteilt“ wurden.<sup>47</sup> Mit dem Elektrotechnikkonzern „Brown, Boveri & Cie.“ (BBC) aus Mannheim stand er zu jener Zeit in Verhandlungen bezüglich Ankaufs seines Patents. Vorausschauend wie er war, ließ er seine Erfindungen nicht nur in Deutschland, sondern später auch in Ungarn bei den zuständigen Ämtern zur Patentierung anmelden. Auf dem Heimweg von der Arbeit, unmittelbar vor der eigenen Wohnung, erlitt er am 3. November 1944 einen Bauchschuss, abgefeuert von marodierenden Schergen des ungarischen Pfeilkreuzler-Regimes und deutschen Soldaten, die in der Nähe von Rudolfs Appartement ihr Quartier bezogen hatten. Laut Zeugenaussagen soll er angeblich auf der Straße angehalten und nach dem Namen gefragt worden sein, woraufhin er die Flucht zu ergreifen versuchte und dabei niedergestreckt wurde. An jenem späten Herbstabend erlag er im Budaer Krankenhaus des Ordens der Barmherzigen Brüder (Zsigmond-király-Straße 19) seinen Verletzungen.<sup>48</sup>

Der neun Jahre jüngere Bruder Lajos, dessen Rufname „Ludo“ lautete, erblickte am 13. Juli 1920 in Heidelberg das Licht der Welt. Er besuchte von 1927 bis 1931 die Volksschule in der Vangerowstraße (Wilkensschule) und von 1931 bis 1939 die Philipp-Lenard-Schule in der Kettengasse, wo er seine Reifeprüfung ablegte. Danach arbeitete er für einige Monate in der Landwirtschaft und war grundsätzlich als Aushilfe in den familieneigenen Kino-Betrieb eingesponnen. Zudem bereitete er sich für das Chemiestudium vor, indem er als Studienanwärter am chemischen Institut praktische Arbeiten absolvierte. Diese sollten ihm im Falle einer Immatrikulation angerechnet werden, denn die Universität Heidelberg hielt für das Wintersemester 1939 ihre Pforten geschlossen. Sein angegebenes Studienziel war die Erlangung des Doktorgrades, von dem er sich im Anschluss eine Stelle in der Chemieindustrie erhoffte. Die Auswahl seiner Nebenfächer variierte zwischen Physik, Mathematik und Geologie. Allerdings stellte sich die ungarische Staatsangehörigkeit als problematisch dar, war Ludo, trotz einer von der Polizei-



Ausschnitt aus einer Patentschrift Rudolf Romhányis, angemeldet am 10. August 1935 (Quelle: Patentschrift Nr. 674177)

direktion ausgestellten gültigen Aufenthaltsgenehmigung, als vermeintlich „aktiver Angehöriger einer ausländischen Wehrmacht“ die Anwesenheit im Sperrgebiet Baden verboten, so dass er notgedrungen den Besuch der Vorlesungen bis zur Klärung dieser Angelegenheit pausieren musste. Allein auf Fürsprache der ungarischen Konsulats in Mannheim, allem voran Konsul Otto Volkers, der den Romhányis mehrmals sein Wohlwollen in ihrer schwierigen Situation bewiesen hatte, und den ständigen Bemühungen Ernas, gelang die „ausnahmsweise“ Zulassung zur Hochschule. Zusätzlich erschwerte der „Verdacht“ der Universitätsleitungen in Heidelberg sowie später in München, dass er „Halbjude“ sei, die dauerhafte Aufnahme des Studiums und führte zu einer Reihe erzwungener Unterbrechungen während seiner insgesamt sieben Studiensemester zwischen Januar 1940 und März 1943.<sup>49</sup> Die jüdischen Wurzeln Ludos blieben ebenso in seinem studentischen Alltag nicht verborgen, so war sein Schreibtisch in den Seminaren von Professor Robert Juza im Chemischen Institut in Heidelberg mit Ausdrücken wie „Saujude“ oder „Drecksjude“ beschmiert gewesen.<sup>50</sup> Die in Ludos Angelegenheit intensiv geführten und jahrelangen Bemühungen der Familie sowie ihrer Unterstützer konnten die Umstände letztendlich nicht auf Dauer verbessern. Sie waren vergebens, scheiterten sie doch vor dem Staatsexamen Ludos mit der Nichtverlängerung der Aufenthaltserlaubnis und der unmittelbaren Ausweisung der gesamten Familie „auf Lebenszeit“ im Frühjahr 1943. „Damit dürfte die Angelegenheit in der gewünschten Form bereinigt worden sein“, lautete die zynische Abschlussbemerkung des zuständigen Bereichsleiters im Amt Kulturpolitisches Archiv. Nach einem Nervenzusammenbruch ob der aussichtslosen Zukunft nahm sich Ludo am 13. April 1943, drei Monate vor seinem 23. Geburtstag, in der Bergheimer Straße 61 das Leben. Er hinterließ eine Verlobte namens Anna Fischer, die er als Kommilitonin in München kennengelernt hatte. Ludos Grab befand sich auf dem Bergfriedhof, wo er am 16. April beigesetzt wurde.<sup>51</sup>



Erkennungskarte Ludo Romhányis als Student der Universität Heidelberg, 1940 (Quelle: Universitätsarchiv Heidelberg)

Von dem Tod des jungen Sohnes bzw. Bruders zutiefst erschüttert und durch das lebenslängliche Aufenthaltsverbot des Zuhauses und Lebensmittelpunktes endgültig beraubt, verließen Jenő im April und Erna sowie Rudolf im Juli 1943 unter Zwang das deutsche Reichsgebiet. Das als „fast durchweg verjudet“ deklarierte Lichtspielunternehmen mussten sie zwangsweise an die „Deutsche-Film-

Theater Gesellschaft mbH“ in Berlin verpachten und ihr privates Eigentum zurücklassen, so dass das Ehepaar mit lediglich zwanzig Reichsmark in der Tasche nach Budapest kam. Hier bewohnte es für zwei Jahre ein Appartement in der Bezerédj-Straße 10 im achten Bezirk, wo es ein „vollkommen mittelloses“ sowie tristes Leben zu führen hatte und an Fleckfieber erkrankte – die vertraglich festgesetzten monatlichen Zahlungen seitens der Pächterin wurden nicht geleistet. Anfragen des ungarischen Außenministeriums an die deutsche Regierung zwecks Unterhaltszahlungen erwiderte diese mit dem Bescheid: „An Juden wird nichts bezahlt“. <sup>52</sup> Erst nach Kriegsende gelang es den beiden „auf eigene Faust“ die ungarische Grenze illegal zu überqueren und am 26. Oktober 1945 wieder nach Heidelberg zurückzukehren.

### **Nach dem Krieg (1945–1961)**

Kaum waren die Romhányis zurück in Heidelberg, mobilisierten sich schon alte und neue Stimmen, allen voran die des Erzrivalen und in einem Spruchkammerverfahren verurteilten „Schloss“-Betreibers Artur Kusch, der seit geraumer Zeit ein Auge auf das „Capitol“ geworfen und dessen Übernahme bereits in den Jahren zuvor angestrebt hatte. Die Intention war es, das zermürbte Ehepaar als Sympathisanten und Profiteure des Nationalsozialismus zu diffamieren. Mit diesem Vorwurf sollte eine Spruchkammer die Romhányis als „Belastete“ einstufen, wodurch ihre parallel verlaufenden Verhandlungen um Wiedergutmachung und Entschädigung torpediert und ihr Anspruch auf Rückerstattung des „Capitol“ sowie des restlichen Eigentums angefochten werden sollten:

„Unser Leid, unsere zwei Kinder verloren zu haben, reichte noch nicht aus, es hagelte an Anzeigen, Beschuldigungen und politischen Treibereien [...]. Jetzt seit wir hier sind, haben wir keinen friedlichen Augenblick mehr im Leben, wir sind Verfolgte nach wie vor, nur früher denunzierte man uns bei den Nazis, und heute bei der Militärregierung.“ <sup>53</sup>

Die zahlreichen Beweise gegen die fast schon absurden Anschuldigungen waren jedoch eindeutig, so dass man 1949 beide von der Anklage freisprach. <sup>54</sup> Es sollte letzten Endes noch vier Jahre dauern, bis man das von den US-Besatzungsbehörden beschlagnahmte „Capitol“ der Familie wieder freigab. „Wegen [ihres] Alters und [des] Verlust[s ihrer] Söhne“ überließen sie das Kino allerdings zwei Pächtern, die am 7. August 1953 dessen Wiederöffnung feierten. Wirtschaftlich bis zum „Lebensende“ mit einem „sorgenfreien Auskommen“ abgesichert, erwarb das seit Kriegsende als „heimatlose Ausländer“ geltende Ehepaar 1960 die deutsche Staatsangehörigkeit. <sup>55</sup> Den kurzen Gedanken einer möglichen Auswanderung nach Israel oder in die USA verwarfen Jenő und Erna Romhányi. Sie verbrachten ab Januar 1960 die letzten Monate ihres Lebens in ihrem zweiten Wohnsitz in München (Scharfreiterplatz 49a). Hier verstarben beide am 21. September 1961 und wurden auf dem Ostfriedhof beigesetzt. <sup>56</sup> Nach den Erinnerungen von Dietrich Flamme, einem ehemaligen Freund von Rudolf und früheren Angestellten im „Capitol“, und mit Blick auf das gemeinsame Todesdatum, liegt die Vermutung nahe, dass das Ehepaar Romhányi den Freitod wählte. <sup>57</sup>

## Anmerkungen

- 1 Bei dem hier vorliegenden Beitrag handelt es sich um die in ihrem Umfang stark erweiterte und mit neuem Quellen- und Fotomaterial ergänzte Fassung eines Aufsatzes, der bereits im Rahmen einer Broschüre der Initiative Heidelberger Stolpersteine für die 10. Stolpersteinverlegung in Heidelberg (1.7.2021) publiziert worden ist.
- 2 Vgl. Königl. Ungarische Landesbehörde für Statistik (Hg.): Die Ergebnisse der zu Beginn des Jahres 1881 vollzogenen Volkszählung in den Ländereien der ungarischen Krone nach Bezirken und Gemeinden spezifiziert, Bd. II, Budapest 1882, S. 7 [Übers. durch den Verf.].
- 3 Vgl. Eheregister Budapest u. Boldva, Auskunft von Anikó Udvarhelyi (MZSML, Budapest) am 1.1. u. 11.1.2021.
- 4 Stadtarchiv Heidelberg (StAH) Einbürgerungsakte der Eheleute Jenő und Erna Romhányi, Dok. v. 15. u. 16.9.1959, pag. 2, 7 und 33. Zwecks Einheitlichkeit und um den Lesefluss nicht zu stören, wird fortan der ungarische Vorname „Jenő“ verwendet.
- 5 Auskunft von Ferenc Lenkefi (HM HIM HL, Budapest) am 21.2.2021.
- 6 Vgl. „Volksgemeinschaft“ v. 3.10.1936, S. 18; StAH Einbürgerungsakte, Dok. v. 9.2.1960, o. S.
- 7 Vgl. ebd., Dok. v. 15.9.1959, pag. 9, StAH Gewerbeakte 1326 Capitol-Filmtheater GmbH, Dok. v. 23.1.1946 und GLA 480 Nr. 2063/1, Akte Wiedergutmachung Ehepaar Romhányi, Dok. v. 7.6.1950, pag. 13.
- 8 Vgl. GLA 465q Nr. 16990, Akte Spruchkammerverfahren Erna Romhányi, Dok. v. 8.7.1949, pag. 125 und GLA 465q Nr. 16991, Akte Spruchkammerverfahren Jenő Romhányi, Dok. v. 21.9.1947, pag. 133 u. 135.
- 9 Vgl. Arolsen Archives 3.2.1.1/79679546, Application for IRO Assistance, Romhányi, Dok. v. 11.10.1949, unpag., StAH Gewerbeakte 1326, Dok. v. 23.1.1946, unpag. und Eheregister Budapest, Auskunft von Anikó Udvarhelyi am 1.1.2021.
- 10 StAH Einbürgerungsakte, Dok. v. 15.9.1949, pag. 9. Die Rede ist hier vermutlich von Ernst oder Adolf Atzler, Hof-Lieferant, Möbelfabrik und Dekorationsgeschäft, Hauptstraße 16.
- 11 Vgl. GLA 465q Nr. 16991, Dok. v. 15.15.1912, pag. 160.
- 12 StAH Einbürgerungsakte, Dok. v. 15.9.1949, pag. 10; vgl. Adressbücher der Stadt Heidelberg 1910–1920.
- 13 Vgl. HM HIM HL „Verzeichnis über beantragte Auszeichnungen“, I. Weltkrieg, Nr. 70425 (Eugen Reich), Dok. v. 23.7.1917, o. S.; BArch B 578/21386, Krankenbuch Reserve-Lazarett III Heidelberg, Mönchhofschule, Lfz.: 12.03.1918–6.1.1919, pag. 171.
- 14 „Volkszeitung“ (Bezirke Heidelberg bis Wertheim) vom 4.10.1921, S. 6.
- 15 Vgl. ebd. vom 7.11.1919, S. 4, 17.4.1920, S. 6 u. 19.12.1921, S. 6 (Inserate), 10. u. 15.10.1921, S. 4 u. 5 (Hilfswerk Oppau), 10.7.1920, S. 3 u. 4.5.1923, S. 2 (Inflation).
- 16 „Heidelberger Bürger-Zeitung“ vom 16.11.1930, S. 3; StAH Einbürgerungsakte, Dok. v. 15.9.1949, pag. 11; GLA 276-1 Nr. 25161, Akte der Schlichter für Wiedergutmachungssachen bei dem Amtsgericht Mannheim, Dok. v. 31.8.1949, unpag.
- 17 Vgl. „Karlsruher Zeitung“ vom 12.12.1927 (Beilage). Für eine ausführliche Geschichte dieses Heidelberger Kinos siehe Jo-Hannes Bauer: „Sündig und süß“. Das Bergheimer „Capitol“-Kino und seine „Eucalyptus“-Orgel (1927–1970), in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 2010/14, S. 37–45.
- 18 GLA 465q Nr. 16991, Dok. v. 28.1.1948, pag. 140.
- 19 Vgl. GLA 465q Nr. 16990, Dok. v. ?6.–5.7.1927, unpag.
- 20 Zur wirtschaftlichen Lage der Familie vgl. ebd., pag. 153–195, 203–219 u. 237–241.
- 21 „Heidelberger Beobachter“ vom 2.5.1931, S. 8, 1.7.1931, S. 8 u. 6.2.1932, S. 6.
- 22 GLA 465q Nr. 16991, Dok. v. 28.1.1948, pag. 142.
- 23 Ebd. pag. 142f. u. 256f.; vgl. GLA 237 Nr. 1967-19/817, Akte „Arisierung“ Erna Reich, Dok. v. 14.11.1935, pag. 14 u. „Heidelberger Bürger-Zeitung“ vom 16.11.1930.
- 24 „Heidelberger Beobachter“ vom 1.9. u. 31.12.1931.
- 25 Vgl. GLA 465q Nr. 16991, Dok. v. 8.1.1932, unpag.
- 26 GLA 465q Nr. 16990, Dok. v. 1.4.1933, pag. 35; vgl. GLA 465q Nr. 16991, Dok. v.

- 18.5.1934, pag. 49 und GLA 276-1 Nr. 25161, Dok. v. 31.8.1949, unpag.
- 27 GLA 465q Nr. 16990, Dok. v. 15.9.1949, pag. 53.
- 28 „Heidelberger Bürgerzeitung“ v. 9.7.1933, unpag. (s. a. 30.4.1933 u. 24.9.1933); vgl. GLA 465q Nr. 16990, Dok. v. 25.7.1949, pag. 133.
- 29 StAH Gewerbeakte 1326, Dok. v. 23.1.1946, unpag.; vgl. GLA 465q Nr. 16990, Dok. v. 11. u. 12.7.1933, pag. 87 u. 111.
- 30 Ebd., Dok. v. 2.10.1933, pag. 101.
- 31 Vgl. GLA 465q Nr. 16991, Dok. v. 23.8.1935, pag. 152f.
- 32 GLA 237 Nr. 1967-19/817, Dok. v. 1.9.1935, pag. 3 und Dok. v. 14.11.1935, pag. 13ff.
- 33 Vgl. Adressbücher der Stadt Heidelberg 1937–1943.
- 34 StAH Gewerbeakte 1326, Dok. v. 21.04.1938 u. 23.1.1946; vgl. GLA 480 Nr. 2063/1, Dok. v. 29.2.1959, pag. 83f.
- 35 Vgl. „Der Führer“ vom 27.9.1937, S. 12; s. a. Anm. 20.
- 36 Vgl. GLA 465q Nr. 16990, Dok. o. D., unpag.
- 37 GLA 480 Nr. 2063/1, Dok. v. 20.6.1950, pag. 20.
- 38 Vgl. GLA 465q Nr. 16991, Dok. v. 28.4.1946, pag. 15 und GLA 480 Nr. 2063/2, Dok. v. 25.3.1952, pag. 144.
- 39 StAH Einbürgerungsakte, Dok. v. 15.9.1959, pag. 13; vgl. Arolsen Archives 3.2.1.1/796 9546 u. 2.1.1.1/69951595, Aufenthaltslisten Schweinshaupten, Dok. v. 14.7.1947, unpag.
- 40 GLA 480 Nr. 2063/1, Dok. v. 20.6.1950, pag. 24–26 und GLA 480 Nr. 2063/2, Dok. v. 4.2.1953, pag. 81–85.
- 41 BArch NS 15/63, Schreiben des Amts Kulturpolitisches Archiv, Dok. v. 13.8.1942, pag. 34; vgl. GLA 243 Nr. 1999-80/812, Akte Antrag auf Entschädigung für Ingeborg Romhányi, Dok. v. 9.7. u. 1.8.1956, pag. 85 u. 101f.
- 42 Auskunft von Diana Weber (StAH) am 12.1.2021.
- 43 BArch NS 15/33, Schreiben des Amts Kulturpolitisches Archiv, Dok. v. 9.3.1943, pag. 110; vgl. AGFI S.5.87.7.248, Zugangsbücher des KZ Dachau, Dok. o. D., unpag.
- 44 GLA 276-1 Nr. 25161, Dok. v. 31.8.1949, pag. o. S.
- 45 PA AA RZ 214/R 99372, Bericht des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD, Dok. v. 2.2.1943, pag. 176f; s. a. Jochen von Lang: Das Eichmann-Protokoll. Tonbandaufzeichnungen der israelischen Verhöre, Wien 1991, S. 172f.
- 46 GLA 465q Nr. 16990, Dok. v. 28.3.1943, pag. 49; vgl. GLA 243 Nr. 1999-80/812, Dok. v. 1.8.1956, pag. 3 u. 84–86.
- 47 Wahrscheinlich ist hier der Physiker August Becker gemeint, seit 1935 Direktor des Physikalischen und Radiologischen Instituts der Universität Heidelberg, vgl. ebd., pag. 101f.
- 48 Vgl. Sterberegister Budapest, Auskunft von Anikó Udvarhelyi am 1.1.2021 und GLA 243 Nr. 1999-80/812, Dok. v. 1.8.1956, pag. 87f.
- 49 UAH StudA Romhányi, Ludo, unpag. und UAM Studienkartei II Romhányi, Ludo, unpag.
- 50 GLA 465q Nr. 16990, Dok. v. 14.12.1949, pag. 223.
- 51 BArch NS 15/33, Schreiben des Amts Kulturpolitisches Archiv, Dok. v. 9.3.1943, pag. 110; vgl. Arolsen Archives 2.2.2.2/76850710, Sterbeurkunde Nr. 774/1943, Dok. v. 29.7.1949, unpag.
- 52 PA AA RZ 214/R 99372, Dok. v. 2.2.1943, pag. 176f u. GLA 276-1 Nr. 25161, Dok. v. 31.8.1949, unpag.
- 53 GLA 465q Nr. 16991, Dok. v. 28.1.1948, pag. 147.
- 54 Vgl. GLA 465q Nr. 16990, Dok. v. 14.12.1948, pag. 227 u. Nr. 16991, Dok. v. 14.12.1949, pag. 263.
- 55 StAH Einbürgerungsakte, Dok. v. 15.9.1959, pag. 15–17, 67 und StAH Gewerbeakte 1326, Dok. v. 23.1.1946, unpag.
- 56 Vgl. Arolsen Archives 3.1.1.1./68819114, A.E.F.D.P. Registr. Record, Romhányi, Dok. v. 10.1945, unpag., Stadtarchiv München (StAM) STANM II C 1961/2638 u. 2639, Dok. v. 21.9.1961, unpag. und Auskunft von Maximilian Strnad (StAM) am 19.1.2021.
- 57 Nach persönlichen Aufzeichnungen von Dietrich Flamme.



Hans-Martin Mumm

## Die letzten jüdischen Mieterinnen und Mieter der GGH bis 1945

### Zur Rolle der Stadt im Novemberpogrom 1938

Die Ereignisse vom 9. und 10. November 1938 sind für Heidelberg grundsätzlich gut erforscht und wurden oft dargestellt: die Brandstiftungen in den Synagogen der Altstadt und in Rohrbach, die Verschleppung der erwachsenen Männer nach Dachau oder in andere Konzentrationslager und die marodierenden Aktionen der SA-Trupps gegen Geschäfte und Wohnungen in den Stadtteilen.<sup>1</sup>

Die hier vorgestellte Studie setzt sich damit auseinander, ob das Novemberpogrom über die massiven Angriffe auf die Unverletzlichkeit der Wohnungen hinaus auch Entmietungen einschloss und welche Rolle dabei die städtische Wohnungsbaugesellschaft für Grund- und Hausbesitz (GGH) einnahm. Ausgangspunkt dieser Fragestellung ist die Beobachtung, dass von den sechs 1938 noch in GGH-Häusern lebenden jüdischen Mietparteien im Folgejahr alle ihre Wohnung dort verloren hatten. Diese Beobachtung wirft die weitere Frage auf, ob die Stadtverwaltung unter Oberbürgermeister Carl Neinhaus nicht doch tiefer in das Novemberpogrom eingebunden war. Bisher war nur bekannt, dass Neinhaus am Morgen des 10. November vom Dienstwagen aus das Brandgeschehen in der Großen Mantelgasse in Augenschein nahm.<sup>2</sup>

Seit 1933 waren die Lebensverhältnisse der jüdischen Bevölkerung von Jahr zu Jahr durch Boykotte, Verordnungen, Gesetze und Pressehetze immer unerträglicher geworden. Die Zwangsverkäufe jüdischer Geschäfte und Unternehmen sowie die Enteignungen des Hausbesitzes sind im Grundsatz dargestellt,<sup>3</sup> auch wenn noch viele Einzelfragen offen sind. Als unmittelbare Folge des Novemberpogroms erließ die Reichsregierung am 3. Dezember 1938 eine „Verordnung über den Einsatz des jüdischen Vermögens“, um die Enteignung jüdischen Grundvermögens erleichtern zu können.<sup>4</sup>

Die Lage am Mietwohnungsmarkt ist dagegen bislang allenfalls gestreift worden. Im April 1939 wurde das „Gesetz über Mietverhältnisse mit Juden“ erlassen, das den Kündigungsschutz aufhob und die Grundlage schuf für die Zwangseinweisung in Judenhäuser. In der Folge kam es zu „wahre[n] Umzugsorgien“.<sup>5</sup> Aber noch im Januar 1940 beklagte der Heidelberger NSDAP-Kreisleiter Wilhelm Seiler, dass dieses Gesetz immer noch nicht vollständig umgesetzt sei.<sup>6</sup> Schon vor 1939 muss jedoch der Druck auf dem Wohnungsmarkt spürbar gewesen sein, ohne dass es dafür bislang Belege gibt.<sup>7</sup> Dieser Aufsatz geht der Frage nach, ob nicht unmittelbar im Zusammenhang mit dem Novemberpogrom bereits Entmietungen stattfanden. Aus Sicht der NS-Behörden, zu denen auch die Stadtverwaltung gehörte, wäre die Lage günstig gewesen: Recht und Moral waren außer Kraft gesetzt, die Männer in Konzentrationslager deportiert, die Restfamilien extrem eingeschüchtert.

Auch wenn hier die Frage der Entmietung im Zug des Novemberpogroms nicht mit letzter Sicherheit aufgeklärt werden kann, bleibt es immer noch angemessen,

aus Anlass des 100-jährigen Bestehens der GGH an deren letzte jüdischen Bewohnerinnen und Bewohner bis zum Ende der Terrorherrschaft zu erinnern und ihre Schicksale zu erzählen.

Die wichtigste Quelle dieser Studie sind die Heidelberger Adressbücher.<sup>8</sup> Sie erschienen im Verlag Hörning und wurden in enger Zusammenarbeit mit der städtischen Meldebehörde erstellt. Der jährliche Redaktionsschluss dürfte für den November anzunehmen sein. Da sie doppelte Listen enthalten – sowohl nach Hausnummern als auch alphabetisch nach Namen – treten in Einzelfällen redaktionelle Unstimmigkeiten auf. Ab 1940 enthalten sie gelegentlich falsche Angaben über enteignete Judenhäuser.<sup>9</sup> Abgesehen davon können sie im Allgemeinen Genauigkeit beanspruchen. Gelegentlich wurde auch das gedruckte Adressbuch 1957/58 herangezogen.<sup>10</sup> Die nächstwichtigste Quelle ist die von Norbert Giovannini, Claudia Rink und Frank Moraw erarbeitete lexikalische Erfassung der in der Verfolgungszeit in Heidelberg lebenden jüdischen Bevölkerung und deren Schicksale.<sup>11</sup>

## 1. Die jüdischen GGH-Mieterinnen und Mieter 1938

1938 waren nur noch sechs Mietparteien der GGH jüdisch. Ermittelt wurden sie in einem Abgleich der Angaben in dem soeben genannten biografischen Lexikon mit den Adressbucheinträgen. Die Erfassung des Wohnungsbestands der GGH fußt ebenfalls auf den Adressbüchern. Im Einzelnen geht es in alphabetischer Reihe um folgende Schicksale:

a) Der Patentanwalt Dr. phil. Ernst Basch (1877–1960) wohnte mit seiner Frau Margarete Christina, geb. Beißer (1878–1961) in einer „Mischehe“ 1930–1938 in der Handschuhsheimer Landstraße 55.<sup>12</sup> Ab 1939 lebten die Baschs in der Quinckestraße 36, deren Eigentümer der Fabrikant Peter Groß war. Sie wohnten dort noch 1957.

b) Die Krankenschwester Emma Braunschild (1869–1957) wohnte 1929–1938 in der Rottmannstraße 36, ab 1939 zur Untermiete in der Nadlerstraße 1. Die dortige Wohnungsinhaberin Berta Wolff nahm neben Braunschild noch zwei weitere Jüdinnen bei sich auf. Als Hausbesitzer ist angegeben „Rönick Edm. Erben (i. Bern)“. Die vier Frauen wurden 1940 und 1942 deportiert. Nur Braunschild überlebte das Lager Gurs und wohnte zuletzt im Jüdischen Altersheim in Heidelberg.<sup>13</sup>

c) Der Bankier Leo Levi (1873–1952) und seine Frau Rosa, geb. Katz (geb. 1883) wohnten 1934–1938 in der Haydnstraße 2a. Das Adressbuch 1939 enthält eine redaktionelle Ungenauigkeit: In der Häuserliste steht sein Name noch, in der Namensliste fehlt er dagegen. Das lässt darauf schließen, dass der Wohnungswechsel zur Zeit der Adressbuchredaktion stattfand, also im November in großer zeitlicher Nähe zum Pogrom. In der Volkszählung 1939 gaben die Levis als ihre Adresse die Neue Schlossstraße 5 an. Diese Villa gehörte bis 1938 dem jüdischen Juristen Hugo Marx und wurde 1939 vom Reichsfiskus beschlagnahmt. Das dort betriebene Fremdenheim von Gertr. Fauth überdauerte diesen Eigentümerwechsel. Die Levis wohnten also nach dem Verlust ihrer Wohnung mehr als ein halbes Jahr in einer Pension. Im August 1939 gelang die Flucht aus Deutschland. Leo Levi starb 1952 in Kuba. Rosa Levi war 1960 wieder in Heidelberg und wohnte in

der Blumenthalstraße 23.<sup>14</sup> Bei dieser Adresse handelt es sich wiederum um ein Fremdenheim; es ist also zu vermuten, dass sie sich 1960 nur besuchsweise in Heidelberg aufhielt.

d) Der Kaufmann Eduard Emanuel Mayer Maier (1893–1953) und seine Frau Sofie Else, geb. Kirschbaum (1902–1966) wohnten 1933–1938 mit ihrer Tochter in der Haydnstraße 2. Am 7. Januar 1939 begann die Flucht über Panama in die USA. In der Familie hat sich eine Erinnerung an die Ereignisse des Novemberpogroms erhalten, die im Kern zwei Aussagen enthält: Ein Freund Eduard Maiers, jetzt ein SS-Offizier, versteckt die Familie in seiner Wohnung und nimmt sich auch des Hausrats an.<sup>15</sup> Die Erzählung von dem Versteck kann erklären, warum Maier nicht nach Dachau verschleppt wurde. Die Angaben zum Hausrat und das Fehlen einer zeitlichen Abfolge lassen allerdings keine genaueren Schlüsse zu: Mit dem Hausrat ist vielleicht das Gepäck für die geplante Ausreise gemeint; zu denken wäre aber auch an die Wohnungseinrichtung nach einer etwaigen Räumungsanordnung.

e) Kamilla Schulz (geb. 1866 in San Francisco) wohnte 1934–1940 im Erdgeschoss der Grahamstraße 23.<sup>16</sup> Ihr Name ist über die Adressbücher seit 1916 in Heidelberg nachweisbar. Stets wird sie dort als „Frll.“ ohne nähere Berufsangabe aufgeführt. Auf ihr weiteres Schicksal geht das folgende Kapitel ein.

f) Der Handelsvertreter Julius Strauß (geb. 1893) und Karoline Strauß, geb. Wolf (1871–1943), vermutlich dessen Mutter, wohnten seit 1934, resp. seit 1936 in der Rottmannstraße 36. 1939 zogen beide in die Landfriedstraße 14. Ihm gelang im Mai 1939 die Flucht nach Großbritannien; sie wurde 1940 nach Gurs deportiert und starb 1943 in Frankreich.<sup>17</sup>

## 2. Erste Auswertung

Die sechs geschilderten Vorgänge haben zwei Merkmale gemeinsam: Sie fanden statt zwischen 1938 und 1939 und sie betrafen sämtliche jüdischen Mietparteien der GGH. Ansonsten ist das Bild uneinheitlich. Zwei Fälle lassen eine zeitliche Nähe zum Novemberpogrom erkennen: Leo Levi und Eduard Maier. Bei letzterem ist zu vermuten, dass er im Blick auf die geplante Ausreise selbst gekündigt hatte, sich aber offenbar Sorgen machen musste um seinen Hausrat.

Neben Leo Levis Schicksal, der sein gemietetes Haus mehr als ein halbes Jahr lang gegen den Aufenthalt in einer Pension vertauschte, lassen zwei weitere Vorgänge alle Merkmale der Freiwilligkeit des Wohnungswechsels vermissen: Emma Braunschild ging als Untermieterin in eine bereits überbelegte Wohnung. Julius Strauß zog in die Landfriedstraße 14, die eigentlich dem Arzt Ernst Mendel in Essen gehörte, aber im weiteren Verlauf des Jahres 1939 zu einem vom städtischen Wohnungsamt bewirtschafteten „Judenhaus“ wurde; auch hier entstand eine qualvoll enge Belegung.<sup>18</sup>

Insoweit besteht der Anfangsverdacht, die Stadt Heidelberg und ihre Wohnungsbaugesellschaft könnten die Gesetzlosigkeit des Novemberpogroms dazu genutzt haben, bislang rechtlich nicht zulässige Kündigungen doch durchzusetzen. Im Folgenden sollen zunächst die Jahre 1941 bis 1945 dargestellt werden, bevor abschließend der Einfluss des Oberbürgermeisters Carl Neinhaus auf die GGH untersucht wird.

### 3. Die Jahre 1940 bis 1945

1939 wohnten zunächst keine Jüdinnen oder Juden in Häusern der GGH. 1940 kam es zu zwei Ausnahmen. 1945 schließlich wurde eine GGH-Wohnung zu einem lebensrettenden Versteck, von dem weder die Eigentümerin noch die Hausgemeinschaft etwas bemerkten.

a) Im Adressbuch von 1940 taucht überraschenderweise der Name Camilla Schulz unter der Adresse von 1938 wieder auf; der Vorname ist nun mit C geschrieben. In den Folgejahren fehlt ihr Name. Dieser Befund ist nicht leicht zu deuten. Ein Redaktionsfehler des Adressbuchs ist schon im Blick auf den Wechsel der Schreibweise des Vornamens unwahrscheinlich. Eher ist denkbar, dass sie, noch bevor das Gesetz über die „Mietverhältnisse mit Juden“ im April 1939 Geltung erlangte, eine Kündigungsschutzklage gewann; vielleicht reichte aber auch die Drohung mit einer Klage im Blick auf ihre US-amerikanische Staatsbürgerschaft. Im Oktober 1940 stand ihr Name nicht auf der Liste derer, die nach Gurs deportiert wurden. Da das Adressbuch von 1940 das Melderegister vom November des Vorjahrs wiedergibt, also nach Beginn des Zweiten Weltkriegs, ist es eher unwahrscheinlich, dass sie Deutschland noch im letzten Moment verlassen konnte. 1938–1941 lebte Anna Huber, die keine Jüdin war, auf derselben Etage der Grahamstraße 23, für die es danach ebenfalls keine Hinweise auf einen Aufenthalt in Heidelberg gibt. Seit 2017 gibt es in Wien an der Westbahnstraße 27, Tür 56, eine Gedenktafel mit der Inschrift: „Kamilla Schulz, geb. 28.4.1890, deportiert 11.1.1943, Westerbork, ermordet 14.1.1943, Auschwitz“.<sup>19</sup> Schulz ist als jüdischer Name eher selten, hier stimmen aber die Geburtsdaten nicht überein. Vielleicht sind aber auch die Angaben auf der Tafel in Wien fehlerhaft. Jedenfalls sind zum Schicksal von Camilla Schulz weitere Forschungen erforderlich.

b) 1939/40 wohnte die Witwe Helene Polack, geb. Fries (1856–1950), als Untermieterin von Anna Ebhardt im Dachgeschoss der Mönchhofstraße 16. Das genaue Datum ihres Einzugs dort ist nicht überliefert. Sie war die letzte jüdische Mieterin in einer GGH-Wohnung vor 1945. Es handelte sich auch nicht um ein Versteck, denn im Oktober 1940 fand sie hier die Polizei und deportierte sie nach Gurs. Helene Polack war die älteste der aus Heidelberg deportierten Frauen und überlebte das Lager in einem französischen Altersheim.<sup>20</sup>

c) Der Jurist Fritz Cahn-Garnier (1889–1949) war der letzte jüdische Bewohner einer GGH-Wohnung vor der Befreiung 1945; aber er war kein Mieter. Cahn-Garnier war Sozialdemokrat und ab 1922 Stadtsyndikus in Mannheim gewesen. 1933 entlassen, wurde er aufgrund seiner „Mischehe“ 1940 nicht deportiert. 1943 zogen Wera und Fritz Cahn-Garnier nach Heidelberg in die Bunsenstraße 18. Nach den Nürnberger Rassegesetzen bedeutete die Einstufung als Mischehe keinen Schutz, sondern nur einen Vorbehalt gegen eine Deportation in ein Vernichtungslager. Im Februar 1945 drohte Cahn-Garnier die Deportation nach Theresienstadt. Sein Netzwerk beschloss, ihn zu verstecken. Ottilie Winteroll, der SPD nahe stehend, nahm ihn in ihre Dreizimmerwohnung in der Rottmannstraße 12a auf. Dort wohnten bereits zwei Freundinnen, die in Mannheim ausgebombt waren. Niemand im Haus und erst recht nicht die GGH als Hauseigentümerin durften etwas von dem neuen Bewohner erfahren. Das Versteck blieb bis zur Befreiung am

30. März 1945 unentdeckt. Cahn-Garnier wurde umgehend auf verschiedene Positionen der neuen Verwaltungen berufen, bevor er zuletzt Oberbürgermeister von Mannheim wurde.<sup>21</sup>



Im Februar 1945 versteckte Otilie Winteroll den Juristen Fritz Cahn-Garnier in ihrer Wohnung und schützte ihn bis zur Befreiung am 31. März vor der Deportation nach Theresienstadt. Sie wohnte im Dachgeschoss der Rottmannstraße 12a, eines Hauses der städtischen Wohnungsbaugesellschaft GGH. (Foto: privat)

#### 4. Carl Neinhaus und die GGH

Carl Neinhaus war in der Zeit des Nationalsozialismus der Chef der Heidelberger Stadtverwaltung. 1929 als parteiloser Verwaltungsfachmann Oberbürgermeister geworden, trat er am 1. Mai 1933 in die NSDAP ein.<sup>22</sup> Auch ohne das nun geltende Führerprinzip hatte er als Stadtoberhaupt erheblichen Einfluss auf die stadteigenen Gesellschaften. In der GGH war Neinhaus Vorsitzender des Verwaltungsausschusses, bei ihm liefen alle Fäden zusammen.

1996 gab die GGH aus Anlass ihres 75-jährigen Bestehens eine Festschrift heraus, in der einzelne Hinweise auf die NS-Zeit genannt werden. Dort heißt es, dass Neinhaus „rassistisch bzw. politisch gefärbte Mietermaßnahmen vertrat, sie aber später dann doch nie einforderte.“<sup>23</sup> Mit zwei wörtlichen Zitaten aus den Niederschriften des Verwaltungsausschusses wird diese Einschätzung belegt. 1934 forderte Neinhaus, „eine allgemeine Auswechslung der Mieter [...] unter dem Gesichtspunkte der Erbgesundheit [...] und vor allen Dingen auch in politischer Hinsicht zu erwägen.“<sup>24</sup> 1936 beklagte Neinhaus das geltende Mieterschutzgesetz. Belege für die genannten „rassistisch“ begründeten Maßnahmen werden

nicht aufgeführt. Dabei wären die Kenntnis des genauen Inhalts und die Datierung derartiger Äußerungen von hoher Wichtigkeit. Der Freispruch für Neinhaus in der Festschrift, dass dieser die vorgeschlagenen Maßnahmen „nie einforderte“, ist allerdings voreilig.

1935/36 war Neinhaus federführend in einer Kampagne zur Vertreibung von Sintifamilien aus Heidelberg. Von Anfang an versicherte er, dafür „das Erforderliche“ veranlasst zu haben.<sup>25</sup> Der Oberfürsorger Hofmann steigerte sich in einem Bericht über das Rohrbacher Armenhaus am Bierhelder Weg 7 zu einer rassistischen Grotteske: Er habe die Familie des Musikers Bernhard Birkenfelder, die „durch ihre sehr dunkle Hautfarbe und durch allgemeines Verhalten“ aufgefallen war, „bei meinem Hausbesuch an Ort und Stelle ganz gehörig zurechtgewiesen“.<sup>26</sup> Das Armenhaus gehörte der GGH. Den Adressbüchern von 1937ff. zufolge hatte Bernhard Birkenfelder mit seiner Familie Heidelberg verlassen.

Der Verdacht liegt nahe, das Muster von 1936 – Stadtverwaltung setzt ihre Wohnungsbaugesellschaft zu rassistischer Verfolgung ein – auch für 1938 zu unterstellen. Damit würde sich der beschriebene Anfangsverdacht bestätigen, es habe im Zug des Novemberpogroms Kündigungen oder gar Räumungsbefehle gegeben. Definitive Beweise für diesen Verdacht stehen damit allerdings weiterhin aus. Leider greift die aktuelle Festschrift zum 100-Jährigen den Faden der historischen Untersuchung nicht auf. Stattdessen wird ein langjähriger Mieter der GGH als Zeitzeuge aufgeführt, der auch einen jüdischen Mitschüler hatte.<sup>27</sup> So lässt sich die Erinnerung an die jüdischen Mieterinnen und Mieter vor 1945 journalistisch elegant überspielen. Die GGH wäre gut beraten, ihr Archiv für unabhängige Forschung zu öffnen.

## Anmerkungen

- 1 Grundlegend ist Frank Moraw: Die nationalsozialistische Diktatur (1933–1945), in: Peter Blum (Hg.): Geschichte der Juden in Heidelberg (Buchreihe der Stadt Heidelberg 6), Heidelberg 1996, S. 440–555, hier S. 501–519.
- 2 Ebd., S. 505.
- 3 Siehe Arnold Weckbecker: Die Judenverfolgung in Heidelberg 1933–1945 (Motive, Texte, Materialien 29), Heidelberg 1985, S. 129–132.
- 4 Norbert Giovannini, Claudia Rink: Ghetto ohne Ghetto. Hinweise zu den „Judenhäusern“ in Heidelberg 1938–1945, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 14, 2010, S. 75–99, hier S. 76.
- 5 Ebd., S. 79.
- 6 Siehe Moraw: Diktatur (wie Anm. 1), S. 526.
- 7 Das Archiv des Heidelberger Mietervereins – 1933 gleichgeschaltet – enthält keine Akten über Kündigungsschutzfälle im fraglichen Zeitraum; siehe Hansjoachim Räther: „Isch hätt gern emol e Froog ...“ 90 Jahre Mieterverein Heidelberg. Chronik der Vereinsgeschichte 1910–2000, Heidelberg 2000, S. 15–21.
- 8 Einsehbar sind die Adressbücher bis 1943 unter: UB Heidelberg: Heidelberger Adreßbücher - digital (uni-heidelberg.de). Da die Bände nach Jahrgängen erfasst vorliegen, wird im Folgenden auf Einzelbelege verzichtet.
- 9 Bei der Eigentümerangabe zur Unteren Straße 31 handelte es sich 1940 beispielsweise um eine offensichtliche Falschmeldung zur Täuschung der Öffentlichkeit: „Rubinstein Bernh. Isr. (in London)“. Tatsächlich war Bernhard Rubinstein schon 1938 nach Polen ausgewiesen worden.



- 10 Adressbuch der Stadt Heidelberg und Umgebung 1957/58, Heidelberg 1957.
- 11 Norbert Giovannini, Claudia Rink, Frank Moraw: *Erinnern, Bewahren, Gedenken. Die jüdischen Einwohner Heidelbergs und ihre Angehörigen 1933–1945. Biographisches Lexikon mit Texten*, hg. vom Förderkreis Begegnung, Heidelberg 2011. Zur Erstellung dieses Lexikons sind nicht nur die Adressbücher, sondern auch die Angaben der Volkszählung vom 17. Mai 1939 herangezogen worden.
- 12 Siehe ebd., S. 40.
- 13 Siehe ebd., S. 65 und 447.
- 14 Siehe ebd., S. 247f.
- 15 Siehe ebd., S. 267f.
- 16 Siehe ebd., S. 378.
- 17 Siehe ebd., S. 408.
- 18 Siehe ebd., S. 476f.
- 19 <http://steinedererinnerung.weebly.com/liste-der-opfer.html> (Aufruf 19.1.2021).
- 20 Siehe Giovannini, Rink, Moraw: *Erinnern* (wie Anm. 11), S. 333f.; vgl. auch Norbert Giovannini, Frank Moraw (Hgg.): *Erinnertes Leben. Autobiographische Texte zur jüdischen Geschichte Heidelbergs*, Heidelberg 1998, S. 227–229.
- 21 Siehe Norbert Giovannini: *Auf der Spurensuche nach den stillen Helfern. Kleine Gesten, wirksame Maßnahmen, hilfreiche Netzwerke*, in: ders. (Hg.): *Stille Helfer. Eine Spurensuche in Heidelberg 1933–1945*, S. 301–327, hier S. 321–323; vgl. auch Giovannini, Rink, Moraw: *Erinnern* (wie Anm. 11), S. 72.
- 22 Siehe Reinhard Riese: *Dr. Carl Neinhaus: Ein Mann, „der mitgetan hat, ohne innerlich dabei zu sein“?* in: Wolfgang Proske (Hg.): *Täter, Helfer, Trittbrettfahrer (NS-Belastete aus Nordbaden und Nordschwarzwald 7)*, Gerstetten 2017, S. 235–256, hier S. 236, 240.
- 23 Peter Blum (Hg.): *Bauen als soziale Verantwortung. 75 Jahre Gesellschaft für Grund- und Hausbesitz (GGH)*, Mannheim 1996, S. 47.
- 24 Ebd.
- 25 Hans-Martin Mumm: *„XXII Polizei. Nr. 2 Sicherheit. Massnahmen. gegen Zigeuner“*. Carl Neinhaus und die Heidelberger Sinti 1935/36, in: *Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt* 8. 2003/04, S. 89–95, hier S. 91.
- 26 Ebd., S. 93; vgl. Daniela Gress: *Der Verein „Alt-Heidelberg e.V.“ und die Vertreibung der Heidelberger Sinti. Bürgerlicher Antiziganismus und lokale Handlungsspielräume unter dem NS-Regime*, in: *Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt* 21, 2017, S. 171–187, hier S. 174f.
- 27 *100 Jahre GGH – 100 Jahre soziale Verantwortung*, hg. von der Gesellschaft für Grund- und Hausbesitz mbH Heidelberg, Texte: Ina Siebert, Kerstin Zyber-Bayer, Susanne Gerdom, Sarah Kestel-Leitz, Heidelberg 2021, S. 29–31; vgl. die Rezension von Christoph Nestor im vorliegenden Band S. 294f.



Kurpfälzisches  
Museum  
**Heidelberg**



# Entdecken macht Freude

Dienstag – Sonntag, 10.00 – 18.00 Uhr  
Hauptstraße 97, 69117 Heidelberg  
Telefon 06221 58-34020  
[www.museum.heidelberg.de](http://www.museum.heidelberg.de)

Norbert Giovannini

## Die staatliche Raubaktion 1939 am Vermögen der jüdischen Bevölkerung

Die erzwungene Ablieferung von Gold, Silber und anderen Wertgegenständen nach der Pogromnacht

### Frau Prof. Samuely muss ihre Wertsachen abliefern

Am 20. Juni 1939 erhielt die 81-jährige Professorenwitwe Anna Samuely<sup>1</sup> eine Mitteilung der Heidelberger Stadtverwaltung, in der sie aufgefordert wurde, unverzüglich alle Gegenstände aus Gold und Silber sowie Brillantschmuck, Uhren, Bestecke, Vasen und Münzen von erkennbarem Wert beim städtischen Leihamt abzuliefern. Ihre Wertsachen würden dort amtlich geschätzt werden. Sie erhalte den Taxpreis abzüglich einer Bearbeitungsgebühr. Frau Samuely wusste, was das bedeutete. Die Aktion hatte im Februar begonnen, ein Großteil ihrer jüdischen Bekannten war schon zur Ablieferung vorgeladen worden. Sie wusste auch, dass mittlerweile die taxierten Beträge nicht mehr ausgezahlt, sondern auf ein Sperrkonto gelegt wurden. Sie hatte erfahren, dass Heidelberger Schmuck- und Uhrenhändler, zu deren Kundschaft sie auch gehört hatte, sich im Rathaus zu Auktionen versammelten, um die abgelieferten Wertsachen günstig zu ersteigern. Frau Samuely wurde Opfer einer dreisten staatlichen Raubaktion.

Seit sie 1883 als 25-jährige junge Frau Witwe geworden war, lebte sie in Heidelberg, wo ihre Eltern wohnten und ihr Sohn aufwachsen sollte. Der Vater, Dr. Zacharias Oppenheimer, der als Student in der Revolution von 1848/49 aktiv war, hatte seit 1855 eine Praxis, war außerordentlicher Professor und stellvertretender Leiter der Luisenheilanstalt. Bis Anfang 1939 wohnte sie in der Blumenthalstraße 9. Der Sohn hatte Karriere als Bankier gemacht, war aber schon 1919 gestorben. Zeit ihres Lebens hatte Anna Samuely als Professorentochter und Professorenwitwe im gehobenen bürgerlichen Wohlstandsmilieu gelebt. Die Gegenstände, die sie abzuliefern hatte, bedeuteten für sie mehr als der Nutzwert, den sie hatten. Es waren Erbstücke, Erinnerungen an die Familie, an die Ehe, an ein langes Leben in gesicherten Verhältnissen. Es waren Gegenstände, die sie liebevoll gepflegt hatte und die buchstäblich ihre eigene Wertewelt verkörperten.

Anna Samuely verstaute die Wertsachen, die sie in der Wohnung eingesammelt und sorgfältig gereinigt hatte, in eine große Tasche. Vier Schalen, zwei Saucieren, einiges an Besteck, darunter 12 Kaffee- und 18 Eislöffel und zwei Tortenschaufeln, ein 16-teiliges Fischbesteck, zwei Leuchter sowie Becher, Serviettenringe, Salzbehälter und 19 Silbermünzen. Sie ging zu Fuß zum städtischen Leihamt im Rathaus, wo sie einige Zeit in der Schlange warten musste. Alle Wertsachen waren persönlich abzuliefern. Nur die Eheringe durfte man behalten.

Die Bestände von Anna Samuely wurden von Amtsleiter Fritz Oeldorf und Taxator Heinrich Thomas entgegengenommen. Einer der beiden Sekretäre des Leihamts notierte akribisch Stück für Stück und fügte in der zweiten Spalte des Formulars die jeweiligen Taxwerte hinzu. Taxator Thomas schätzte den Wert der

Gegenstände auf bescheidene 244,30 Reichsmark (RM), von denen nach Abzug von 10 % Bearbeitungsgebühr für das Leihamt 219,90 RM ausgezahlt werden sollten. Das werde etwas dauern, denn man müsse erst die nächste Versteigerung abwarten, wurde Frau Samuely mitgeteilt. Leihämter sind traditionell keine Fürsorgeämter; sie setzten deshalb eher die Untergrenzen der Werte an. Und in diesem Fall war ja auch ausgeschlossen, dass die Gegenstände jemals wieder von ihren Eigentümern ausgelöst werden konnten. Wir können nicht mehr klären, ob Frau Samuely diesen Betrag auch wirklich erhalten hat; ihr Konto war angeblich schon im April 1939 gesperrt worden.

Nachfragen bei der Ablieferung ergaben, dass sie noch einige Gegenstände abzuliefern hatte. Diese brachte sie unverzüglich ins Leihamt, deren Wert wurde auf 83 RM, nach anderer Quelle auf 66,15 RM taxiert. Oeldorf machte ihr klar, dass dieser Betrag ganz gewiss auf ihr Sperrkonto überwiesen werde. Anna Samuely, inzwischen in die Leopoldstraße 55 zur Witwe Hermine Fisch umgezogen, betrieb unverzüglich ihre Flucht. Im Juli 1939 gelang ihr die Ausreise in die Schweiz, wo sie am 22. Oktober 1941 gestorben ist.

Ver- und Zusage: Frau Anna Samuely,.....  
Wohnung: Heidelberg, Blauenpalestr. 9

№	Bezeichnung des Gegenstandes	Schätzungs- wert RM	4. Versteigerungs- versteigert am	Erwerber	Bezahl- t
1	2 gr. Schalen	40,--		Fa. Th. u. Fr. Rothfuss, Pforzheim, Hohenollernstr. 50	
2	2 runde "	33,--		Edm. v. König, Heidelberg, Universitätsplatz	
3	2 Saucieren	28,--		Fa. Th. u. Fr. Rothfuss, Pforzheim, Hohenollernstr. 50	
4	2 Leuchter (1 Leuchter alt)	20,--		Eifert, Heidelberg, Kornmarkt 9	
5	1 Becher alt	4,--		Gold- u. Silberscheideanstalt Dr. Th. Wieland, Pforzheim	
6	2 Serviettenringe alt	7,--			
7	1 Salzbehälter				
8	3 Esslöffel				
9	1 Salzbehälter mit Löffeln	14,--		Fa. Th. u. Fr. Rothfuss, Pforzheim, Hohenollernstr. 50	
10	1 Eisschaufel				
11	12 Kaffee- löffel	40,--		Edm. v. König, Heidelberg, Universitätsplatz	
12	18 Eislöffel				
13	2 Tortenschaufeln	29,--		Fa. Th. u. Fr. Rothfuss, Pforzheim, Hohenollernstr. 50	
14	2 Tortenschaufeln				
15	6 Fischmesser				
16	5 Fischschalen				
17	4 Fischschalen	30,--		Fa. Th. u. Fr. Rothfuss, Pforzheim, Hohenollernstr. 50	
18	2 Kompottlöffel				
19	2 versch. Gegenstände	7,--		Stegmayer	
20	19 Silbermünzen	5,30		Städt. Pfandleihanstalt Centralstelle Berlin	
		244,30			
./. 10% Gebühr		24,43			
		219,90 RM			

219,90 RM wurden am 28.6.1939 überwiesen.

Verbleib der Gegenstände aus dem Besitz von Anna Samuely, Leihamt der Stadt Heidelberg 1939 o.D. (Quelle: Stadtarchiv Heidelberg AA 407, Fasc. 1, Nr. 330)

Bei der nächsten Versteigerung des Leihamts fanden auch Anna Samuelys Wertsachen neue Eigentümer. Zwei große Schalen ersteigerte die Fa. Rothfuss aus Pforzheim, ebenso zwei Saucieren, ein Schöpflöffelchen, einige Salzbecher mit Löffeln und eine Eisschaufel, außerdem 12 Kaffee-  
löffel, 18 Eislöffel und 2 Tortenschaufeln, 16 Teile Fischbesteck und zwei Kompottlöffel. Edmund von König (Universitätsplatz) erwarb zwei runde Schalen und 30 Besteckteile, Konrad Eifert, Altertümerhändler und Versteigerer am Kornmarkt 9, ersteigerte zwei Leuchter. Die Gold- und Silberscheideanstalt Dr. Th. Wieland in Pforzheim erwarb einen Becher, 2 Serviettenringe und einen Salzbehälter. Diese Gegenstände sollten eingeschmolzen werden.

19 Silbermünzen wurden an die Städtische Pfandleihanstalt in Berlin weiterge-  
reicht, denn dorthin mussten Gegenstände von besonderem Wert geliefert werden. Ob der dort taxierte Wert ausbezahlt wurde, ist nirgends verzeichnet.<sup>2</sup>

Die Versteigerung des Besitzes von Anna Samuely im Heidelberger Leihamt ergab indes nur einen bescheidenen Ertrag. 2,45 RM Überschuss erbrachte die erste Anlieferung, 9 RM die zweite. Diese beiden Beträge, zusammen 11,45 RM, wurden an die Pfandleihanstalt in Berlin überwiesen.

## Die Raubaktion an jüdischem Besitz 1939 und ihre Systematik

Unmittelbar nach der „Kristallnacht“ vom 9. auf den 10. November 1938 und noch während der unmittelbar darauf folgenden Inhaftierung von 30.000 jüdischen Männern in den Lagern Dachau, Buchenwald und Sachsenhausen forcierten die NS-Machthaber Raub, Enteignung und Ausplünderung der jüdischen Bevölkerung. Das erklärte Ziel war der vollständige Ausschluss der jüdischen Bevölkerung aus dem gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Leben. Nach einer ersten Phase wilden Boykotts und Terrors ab 1933 wurden alsbald gesetzliche und verfahrensmäßige Standards der gezielten Enteignung der jüdischen Bevölkerung etabliert. Nach dem 9. November 1938 galten verschärfte Regelungen.

Am 12. November 1938 wurde verordnet, dass Juden keine Betriebe mehr leiten durften und ihre Stellen als Eigentümer oder als leitende Angestellte aufgeben mussten. Zugleich wurde die „Arisierung“ jüdischer Betriebe, Immobilien und Grundstücken, also der Zwangsverkauf an „arische Eigentümer“ systematisch und kontrolliert vorangetrieben. Die „Arisierungen“ waren in allen Fällen mit enormen Wertverlusten verbunden, nicht zuletzt, weil ihre Besitzer durch Boykottverluste seit 1933 kaum mehr Mittel hatten, um in Geschäfte und Immobilien zu investieren. Geschickt führten die „Arisierer“ eben diese Wertverluste ins Feld, wenn sie den Ankaufspreis drücken wollten.

Jüdischer Besitz sollte zu „Volkseigentum“ werden. Die Vertreibung der jüdischen Bevölkerung wurde deshalb verbunden mit dem erbarmungslosen Griff nach ihrem Vermögen. Seit April 1938 war eine Erhebung des jüdischen Vermögens durchgeführt worden, in der alles Vermögen über 5000 RM deklariert werden musste. Damit verfügten die Finanzämter über eine Berechnungsbasis für alle künftigen Raubaktionen.<sup>3</sup>

Unmittelbar auf den 9. November folgte die Eintreibung einer Entschädigung von einer Milliarde Reichsmark als „Sühneleistung“ für „die feindliche Haltung des Judentums gegenüber dem deutschen Volk“ (Hermann Göring). Zu zahlen waren 20 % des 5000 RM übersteigenden Privatvermögens in vier (ab Sommer 1939 fünf) Raten. Zusätzlich hatte die jüdische Bevölkerung für die selbst erlittenen Schäden aus eigenen Mitteln aufzukommen. Mit zynischer Konsequenz wurden die bestehenden Versicherungsansprüche jüdischer Einwohner zeitgleich zu Gunsten des Deutschen Reichs beschlagnahmt, so dass sie ihre Versicherungen nicht mehr in Anspruch nehmen konnten. Der pervertierten Logik des Systems entsprechend waren natürlich auch die Kosten von Abriss und Bauschuttbeseitigung der niedergebrannten Synagogen von den jüdischen Gemeinden zu tragen.<sup>4</sup>

Die Enteignungs- und Beraubungsmaßnahmen steigerten sich in den folgenden Monaten durch zwei Maßnahmen.

Eine Fülle von Abgaben – von denen die „Reichsfluchtsteuer“ schon in der Weimarer Republik zur Verhinderung von Kapitalflucht eingeführt worden war – bewirkte, dass Ausreise und Flucht die noch vorhandenen Vermögenswerte dezimierte. (Die ursprüngliche Freigrenze der Reichsfluchtsteuer von 200.000 RM war auf 50.000 RM herabgesetzt worden.) Hinzu kam eine Abgabe auf nach 1932 angeschafftes Umzugsgut und eine verpflichtende Geld- oder Sachspende an die Reichsvereinigung der Juden.

Geld- und Wertpapiervermögen bei beabsichtigter oder vollzogener Ausreise (Flucht) wurden auf Sperrkonten geleitet und damit faktisch in staatliche Verwaltung übernommen, wobei die Banken als Ausführungsorgane für die Depotverwaltung im Auftrag der von der NS-Partei kontrollierten Wirtschaftsämter tätig wurden. Wie alle Freiberuflichen hatten die jüdischen Selbstständigen zeitlebens Aktien und andere Wertpapiere als Alterssicherung erworben. Dieses Vermögen war nun blockiert und wurde seitens der sog. „Devisenstellen“ nur in kleinen Portionen gegen hohe Gebühren ausbezahlt, bzw. ins Ausland überwiesen.

Ausdruck besonderer „Entwertung“ und Demütigung stellte jedoch die zwangsweise Ablieferung der gesamten privaten Bestände an Schmuck, Gold, Silber dar, bald darauf ergänzt um die Beschlagnahmung von Gemälden und kunstgewerblichen Gegenständen.<sup>5</sup>

Die Aktion signalisierte den Betroffenen unmissverständlich, dass sie unwert waren, Werte zu besitzen. Sie entzog ihnen nicht nur wertvolle Gegenstände, sondern Objekte mit hohem materiellem, biografischem und persönlichem Erinnerungswert. Schmuck, Ringe, Vasen, Geschirr und Besteck, Leuchter und Statuen – diese waren immer auch Bausteine eines persönlich definierten Lebensumfelds, Ausdruck von Status, Bildung und Wohlstand.

Nun mussten alle diese Bestände unter Zwang bei den Leihämtern abgeliefert werden. Leihämter, seit jeher Institutionen der Not, der Armut und des Elends, waren die letzten Orte, an denen man sein Eigentum noch zu Geld machen konnte, ohne es ganz und endgültig aus der Hand geben zu müssen. Zwei Jahre später, im Oktober 1940, wurde dieser Modus von Raub und Enteignung auf die Spitze getrieben, als die ins Lager Gurs Deportierten gezwungen wurden, am Vormittag der Deportation ihr gesamtes Vermögen dem Deutschen Reich zu überschreiben. In Verbindung damit wurde ihr persönliches Eigentum beschlagnahmt, vorrangig an staatliche und parteiamtliche Stellen verteilt oder öffentlich versteigert. Erklärtermaßen sollten alle diese requirierten Vermögenswerte auch dazu dienen, den Transport und den Lageraufenthalt der deportierten jüdischen Bevölkerung zu finanzieren.

## **Das Geschehen vor Ort**

Die Raubaktion 1939 wurde in allen deutschen Städten von den Stadtverwaltungen mit amtlicher Gründlichkeit durchgeführt und dokumentiert. Anders als es die Städte nach dem Krieg darstellten, waren sie 1939 durchaus interessiert, an der Raubaktion beteiligt zu werden und boten nachdrücklich die städtischen Pfandleihämter zu deren sachkundiger Durchführung an.<sup>6</sup>

Für Heidelberg sind die gesamten Akten der Raubaktion von 1939 vollständig vorhanden und die Aktion kann so bis ins Detail nachverfolgt werden.<sup>7</sup>

In der Region Mannheim-Heidelberg war zunächst das Leihamt Mannheim als Anlaufstelle vorgesehen. Da es dort zu einem regelrechten Stau bei der Ablieferung kam, wurde alsbald auch dem Heidelberger Leihamt, einer im Rathaus angesiedelten Dienststelle der Stadtverwaltung, diese Aufgabe übertragen. Ein amtlicher Taxator schätzte den Wert der abgelieferten Objekte. Das Leihamt rechnete 10 % des angesetzten Wertes als Bearbeitungsgebühr ab, die somit faktisch von



den zur Zwangsabgabe Verpflichteten zu tragen war. Ein Teil der Gegenstände wurde vor Ort versteigert, besonders wertvolle Teile mussten an eine Zentralstelle nach Berlin zu dem dortigen Pfandleihamt, geschickt werden. Silber und Bruchgold wurde an Schmelzanstalten in der Region geliefert.

Details über die angewendeten Verfahren erfahren wir durch Aussagen des Amtsleiters Oeldorf und des Taxators Thomas in einer von der Stadt Heidelberg 1951/52 vorgenommenen Untersuchung des Geschehens.

„Die Verwertung der Gegenstände geschah nach den gesetzlichen Vorschriften. Dieselben waren z.T. den Mitgliedern der einzelnen Fachorganisationen im Wege der Versteigerung anzubieten, zum anderen an die Gold- und Silberscheideanstalten in Pforzheim und an die Zentralstelle, Städt. Pfandleihanstalt Berlin, abzuliefern.“

Erst nach den ersten Versteigerungen im Rathaus sei Geld vorhanden gewesen, um die zuvor taxierten Beträge an die jüdischen Einwohner auszubezahlen. Bis zum Spätjahr 1939 seien alle in Heidelberg angelieferten Gegenstände verwertet, bzw. versteigert worden und die Ankaufswerte in bar ausbezahlt oder auf Konten überwiesen worden.<sup>8</sup>

Im Juni 1952 schilderte Taxator Thomas die Aufteilung der abgelieferten Gegenstände und den Ablauf der Versteigerungen. Er erklärte, dass anfangs auch Silber vom Leihamt versteigert wurde, dann aber alles Silber an die Schmelzanstalt in Pforzheim abgegeben wurde. Brillantschmuck im Wert von über 500 RM pro Stück sei an das Leihamt II in Berlin geschickt worden. Ebenso sei „später“ mit abgelieferten Uhren und Schmuck verfahren worden. Bei Versteigerungen im Leihamt wurden die Gegenstände anhand der Ankaufslisten aufgerufen und meistbietend versteigert. Zugelassen waren nur Gold- und Silberwarenhändler und Uhrmacher aus der Stadt und der Region. Die Auktionsergebnisse wurden in zwei Listen – die eine von Amtsleiter Oeldorf, die andere von den zwei Angestellten – eingetragen. Der Amtsleiter habe in seine Liste auch die Namen der Ersteigerer eingetragen. Geldbeträge wurden sofort nach der Ersteigerung ohne Quittung kassiert. Antiquitätenhändler waren auch zugelassen, durften aber angeblich nur Münzen, Becher und antike Gegenstände ersteigern.<sup>9</sup>

Im Stadtarchiv lagern tatsächlich über 700 dieser „Nachweisbogen“ über die Ablieferung. In diesen sind auch die Erwerber der jeweiligen Gegenstände eingetragen. Nach Abschluss der jeweiligen Versteigerung wurde noch eine weitere, aufwändige Abrechnung durchgeführt, eine sog. „Endgiltige Abrechnung“, in der Ankaufspreis, Gebühr, Nettoauszahlung und Erlös bei den Versteigerungen verzeichnet wurden. Diese „Entzifferung“ wurde ausdifferenziert, indem die Verwendung der Ankäufe nochmals separat entziffert wurde. Dies zeigen die beiden Anrechnungen für Bernhard Levy aus der Zähringerstraße 4. Nur ein kleiner Teil seiner ersten Ablieferung kam in die Versteigerung, das meiste wurde nach Berlin geschickt.

Die Mitarbeiter der Leihämter bekundeten im Rahmen ihrer Entlastungsbemühungen nach dem Krieg oft, sie hätten aus Solidarität deutlich überhöhte Ankaufspreise ausbezahlt. An konkreten Beispielen lässt sich zeigen, dass Taxwerte vor oder nach den Versteigerungen nach unten korrigiert wurden, um bei Verkauf und Versteigerung einen höheren Betrag zu erzielen. Auch scheinen es manche Äm-

Ankauf No 133

Name des Ablieferungs-pflichtigen: Bernhard Levy, Metz, Bismarckstr. 4

Positive Abrechnung  
( aufgrund des abgeschlossenen Mietvertrages über den Verkauf der abgelieferten Schmuckgegenstände )

Ankaufspreis	Gebühr für das Leihamt	Netto-Zahlung		Erlöse		Gegenüber dem Ankaufspreis	
		in	Pfg.	in	Pfg.	mehr	weniger
414	44.70	377.10		213.44		16.44	-

Zusammenfassung

Tg. der Zahlung	Betr. oder Oberw.	Ankaufspreis		Gebühr für Leihamt		Netto-Zahlung	
		in	Pfg.	in	Pfg.	in	Pfg.
3.6.33	g	219	-	21.90	-	197.10	

Zusammen

Angabe, ob Versteig. Liste oder Überseng. nach Pforzheim, Frankfurt, Berlin	Ankaufspreis	Erlöse	Mehr / Minder Erlöse		es hätte entfallen werden sollen	
			in	Pfg.	in	Pfg.
41	41.50	20.50	11.50	-		
41	41	19.11	2.41	-		
41	1.10	1.10		-		
41	3.30	3.30		-		
41	3.00	3.00		-		
41	4.11	11.01	6.90			

Ankauf No 133

Name des Ablieferungs-pflichtigen: Bernhard Levy, Metz, Bismarckstr. 4

Positive Abrechnung  
( aufgrund des abgeschlossenen Mietvertrages über den Verkauf der abgelieferten Schmuckgegenstände )

Ankaufspreis	Gebühr für das Leihamt	Netto-Zahlung		Erlöse		Gegenüber dem Ankaufspreis	
		in	Pfg.	in	Pfg.	mehr	weniger
410.10	48	402.20		278		24.88	-

Zusammenfassung

Tg. der Zahlung	Betr. oder Oberw.	Ankaufspreis		Gebühr für Leihamt		Netto-Zahlung	
		in	Pfg.	in	Pfg.	in	Pfg.
3.5.33	g	400.20		48		432.20	

Zusammen

Angabe, ob Versteig. Liste oder Überseng. nach Pforzheim, Frankfurt, Berlin	Ankaufspreis	Erlöse	Mehr / Minder Erlöse		es hätte entfallen werden sollen	
			in	Pfg.	in	Pfg.
41	28.34	48.20	48.20	-	1.90	-
41	15.9	20	20	-	1	-

Entgeltige Abrechnung für Bernhard Levy für seine Ablieferung am 28. April 1939, 5. Mai 1939 und 12. Mai 1939. Leihamt der Stadt Heidelberg, Ankaufsnummern 132 und 133 (Quelle: Stadtarchiv Heidelberg AA 407, Fasc. 1)

ter vor Ort mit der geforderten Ablieferung höherwertiger Objekte an die Berliner Zentrale nicht so genau genommen zu haben. Die positive Deutung dazu lieferte der Leiter des Mannheimer Leihamts nach dem Krieg. Man habe erhebliche Verkäufe gleich vor Ort und ohne Bearbeitungsgebühr vorgenommen und deren Erträge zügig an jüdische Ausreisewillige ausgezahlt. Glaubwürdig sind diese Entlastungserzählungen nicht.<sup>10</sup>

Andererseits gab es auch das Gerücht, dass sich die Beschäftigten der Leihämter gelegentlich bereichert hätten. Diese Vermutung traf den Heidelberger Leihamtschef offenbar in seiner Berufsehre.

„Der nach den neuerlichen Entscheidungen erhobene Vorwurf, dass Pfandleihanstalten, die von ehemaligen Pg. betrieben oder kontrolliert wurden, abgelieferte Gegenstände selbst erworben oder unterschlagen oder absichtlich minderbewertet hätten, trifft auf die Beamten des Städt. Leihamts Heidelberg nicht zu. Obwohl wir zwangsläufig als Pg. mit der Entgegennahme der Gegenstände beauftragt waren, wurden jedoch die von den Juden abgelieferten Silber- und Schmuckgegenstände genau nach den entsprechenden gesetzlichen Vorschriften behandelt, denn in erster Linie waren wir Beamten und haben nur unsere Pflicht getan.“<sup>11</sup>

Bemerkenswert am gesamten Vorgang ist auch die Akribie, mit der die Aktion rechnungsmäßig dokumentiert wurde. Das Leihamt muss über Monate hinweg mit Registrierungen, Berechnungen und den Ausfertigungen der Formulare beschäftigt gewesen sein, für die teilweise zunächst handschriftliche Vorlagen erstellt wurden. Dies war indes mehr als der übliche Verwaltungsaufwand eines Leihamts, denn nun wurden Verkauf/Versteigerung und Weitergabe der Einnahmen noch

zusätzlich für jeden Ablieferungsfall dokumentiert. Und dies, obgleich von vornherein ausgeschlossen war, dass die zwangsenteigneten Eigentümer jemals ihre Wertsachen zurückbekommen würden. Das verweist einmal auf die vollständige Abwesenheit jedes auch nur minimalen Schuldgefühls, das die staatlichen Stellen hätte veranlassen können, ihre Handlungen zu vertuschen. Im Gegenteil können wir daraus schließen, dass es gerade die aufwendige bürokratische Akribie war, die der Aktion den Stempel des Legalen und Korrekten aufdrückte. Korrektes Verwaltungshandeln kann jede noch so amoralische Handlung, jedes nach legitimen Maßstäben verbrecherische Verhalten in sich selbst legitimieren, wenn es nur den Vollzug selbst korrekt vornimmt und dokumentiert. Damit verweist die „kleine“ Aktion des Wertsachenraubs 1939 auf das grundsätzliche Muster diktatorischer Regime, sich durch überbürokratische Korrektheit einen Legitimationsrahmen zu schaffen, der die einzelnen Akteure moralisch entlastet und – im Nachhinein – ihnen die Chance gibt, sich als bloße Befehlsempfänger aus jeder Verantwortung für ihr Tun zu stehlen. Die Floskel „wir waren Beamte und haben nur unsere Pflicht getan“ steht für die damals gängige Berufung auf einen Befehlsnotstand, eine Mentalität, die von jeder Verantwortung entlastet.

### **Die Nutznießer**

Nutznießer der Raubaktion 1939 waren der NS-Staat, der die Versteigerungsgewinne kassierte und enorme Sachvermögen überwiegend entschädigungslos einzog. Nutznießer waren auch die Kommunen, die von den jüdischen Besitzern eine pauschale Bearbeitungsgebühr von 10 % abzweigten. Die unmittelbaren Nutznießer in Städten und Gemeinden waren aber die ortsansässigen Juweliere, Gold- und Antiquitätenhändler sowie Uhrengeschäfte, die sich skrupellos der dargebotenen „Schnäppchen“ bedienen konnten. Zu ihnen gesellten sich von den NS-Wirtschaftsämtern ausgewählte Großhandelsbetriebe aus der weiteren Region, die ebenfalls zu Versteigerungen im Leihamt eingeladen wurden. Diktaturen leben von der Bindungswirkung des Mitmachens und der Nutznießerschaft. Sie ruhen auf einem Belohnungssystem, das alle moralischen Bedenken, allen persönlichen Anstand und die noch vorhandenen Gewissensbisse wegschwemmt, wenn sich nur die Chance bietet, einen kleinen persönlichen Vorteil zu erwerben.

Auffällig ist, dass die Erlöse dieser Versteigerungen eher moderat waren und meist nur geringfügig über den taxierten Ankaufspreisen lagen. Wirkliche Bieterschlachten scheinen sich in den Leihämtern nicht abgespielt zu haben. In gegenseitigem Interesse hielten die zur Auktion geladenen Betriebe die Angebote niedrig, um möglichst viel Gewinn durch den anschließenden Verkauf im eigenen Betrieb zu machen. Mit der Ersteigerung erhielten die neuen Eigentümer die uneingeschränkte Verfügung über die erworbenen Objekte. Es überrascht auch nicht, dass nach dem Krieg kein einziger dieser erworbenen Gegenstände noch vorhanden war, bzw. zurückgegeben werden konnte. Alles war offenbar wirtschaftlich erfolgreich, d.h. mit Gewinn, verwertet worden. Durch keine einzige Quelle ist verbürgt, dass auch nur einer der Erwerber nach dem Krieg die Bereitschaft zu Rückerstattung oder Entschädigung der erworbenen Gegenstände erkennen ließ. Gegen Ansprüche von Geschädigten und ihrer Wiedergutmachungs-

anwälte verwiesen sie geschickt auf die Kommunen, die das damalige Vorgehen schließlich zu verantworten hatten. Diese wiederum beharrten darauf, dass ihnen die Raubaktion vom Reich aufgezwungen und im Übrigen nach geltendem Recht durchgeführt worden sei.

Dank der akribisch geführten und vollständig archivierten Unterlagen, lassen sich Durchführung und Ertrag der Raubaktion von Heidelberg im Detail rekonstruieren. Insbesondere können die Teilnehmer der Auktionen und die dreiste Bereicherung am Eigentum der jüdischen Einwohner wertmäßig dokumentiert werden.

Nach Berechnungen des Städtischen Leihamts, die nach dem Krieg erneut anhand der Einkaufslisten überprüft wurden, sind in Heidelberg insgesamt Gegenstände für 91.285 RM „eingezogen“ worden.

Von diesen wurden Gegenstände im Wert von 39.196 RM unmittelbar nach Berlin oder in Silberscheideanstalten geliefert. In den örtlichen Versteigerungen wurden Gegenstände im Wert von 52.088 RM angeboten, d.i. 57 % des Wertbetrags gegen 43 %, der nach Berlin oder an Scheideanstalten abgeliefert wurde. Hierbei gab es allerdings lokale Unterschiede, denn nicht alle Leihämter schickten Stücke mit taxiertem Einzelwert über 300 RM, später 150 RM nach Berlin. Vieles wurde vor Ort zunächst gesammelt und zum Teil wohl auch den Versteigerungen zugeführt.

Der tatsächliche Verwertungserlös der requirierten Gegenstände habe insgesamt 97.243 RM betragen, wovon das Leihamt und die Berliner Zentralstelle angeblich insgesamt 82.153 RM an die vormaligen jüdischen Besitzer ausgezahlt oder (im Regelfall ab April 1939) auf Sperrkonten gelegt haben. 9132 RM wurden von der Stadt Heidelberg und der Berliner Zentralstelle als Bearbeitungsgebühr einbehalten.<sup>12</sup>

In Heidelberg fanden 17 Versteigerungen statt, bei denen ca. 727 Ablieferungen jeweils meist mehrere Gegenstände von 245 Personen angeboten wurden. Rechnen wir Ehepartner und Kinder dazu, sind damit nahezu alle 1938/39 noch in Heidelberg lebenden Personen, die nach den Nürnberger Gesetzen als jüdisch klassifiziert wurden, von dieser Raubaktion erfasst worden.

Die folgende Übersicht listet die Ankäufe, die Auszahlungen und den Erlös der in Heidelberg stattgefundenen Versteigerungen auf.

Versteigerung am ...	Ankauf durch Leihamt	tatsächliche Auszahlung	Versteigerungsertrag	Erlös
28.03.1939	1472,35	1325,10	1930,45	458,10
05.04.1939	5,70	5,15	7,20	1,50
18.04.1939	2466	2219,40	2848	383,55
21.04.1939	1483	1335,10	1584,20	100,80
25.04.1939	3270,50	2932,45	3603	332,50
28.04.1939	2701,70	2431,55	2870,30	168,60
05.05.1939	3540,90	3186,80	3765	224,10

Versteigerung am ...	Ankauf durch Leihamt	tatsächliche Auszahlung	Versteigerungsertrag	Erlös
10.05.1939	389	350,60	400,80	11,20
12.05.1939	4640,10	4175,90	5045	404,90
26.05.1939	5951	5356,30	6409,50	458
02.06.1939	4508,50	4057,60	5058,50	550
07.06.1939	153,40	138,10	154,50	1,10
09.06.1939	5193,30	4673,97	5592,40	399,10
23.06.1939	7512,80	6761,60	8332	819,20
07.07.1939	7398	6658,20	7540	142
21.07.1939	2662	2396	2870,50	208,50
	51875,90	48003,82	58011,35	4663,15
14.11.1939	213	191,70	213	0
	52088,90	48195,52	58224,35	4663,15

Stadtarchiv Heidelberg AA 407, Fasc. 13, Zusammenstellungen über die von Juden abgelieferten und versteigerten Gold- und Silbergegenstände, zusammengestellt von Leihamtsleiter Oeldorf. Insgesamt 17 Versteigerungen. Die Liste wurde durch handschriftliche Einträge mehrfach modifiziert.

Erhebliche Werte wurden als sogenanntes Schmelzsilber an die Gold- und Silberscheideanstalt Dr. Th. Wieland in Pforzheim geliefert. Dies waren aus Heidelberg 83 Einzelablieferungen von ca. 36 kg Silber. Dafür erhielt das Leihamt 623,70 RM zur Auszahlung an die Ablieferer und 69,30 RM als Bearbeitungsgebühr. Fa. Wieland erlöste durch Verkauf der eingeschmolzenen Metalle 874,72 RM und überwies den Überschussbetrag von ca. 180 RM offenbar nach Berlin.<sup>13</sup>

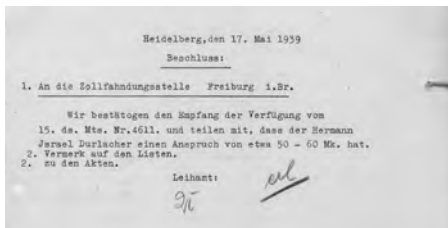
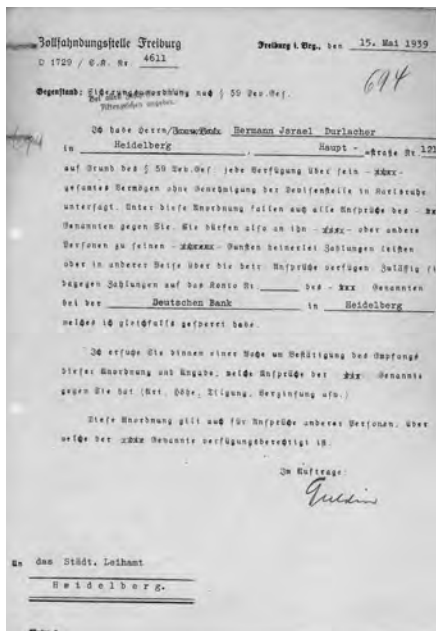
Die Ablieferungen nach Berlin wurden offenbar eher zögerlich vorgenommen. Das ergibt sich daraus, dass das städtische Leihamt im September 1939 bei der örtlichen Nebenstelle der Deutschen Reichsbank anfragte, wie man mit weiteren „von den Juden [...] abgelieferten Juwelen und Edelmetallen“ umgehen solle. Vorhanden waren noch Juwelen, Brillantringe und Platinobjekte im Schätzwert von 35.990 RM, Alt- und Bruchgold im Schätzwert von 4.767 RM, sowie Gold- und Silbermünzen (585 RM), 400 g Schmelzsilber und eine Münzsammlung von „Frau Leontine Sarah Goldschmidt“.<sup>14</sup>

Für alle nach Berlin geschickten Bestände wurde ein Taxwert von 39.196,75 RM errechnet. Nach Abzug von 10 % Bearbeitungsgebühr, die auch die Berliner Behörde erhob, wäre den ehemaligen Eigentümern also ein weiterer Betrag von 33.958,3 RM zugestanden. Unterlagen dazu, ob die Berliner Behörde diese Beträge jemals ausgezahlt hat, sind nicht aufzufinden. Ebenso wenig wissen wir, wie mit den im Schreiben an die Reichsbank bezeichneten Restbeständen umgegangen wurde.

Für den Zeitraum ab Ende April 1939 sind 24 Fälle dokumentiert, in denen das Leihamt angewiesen wurde, Beträge nur noch auf Sperrkonten einzuzahlen. Die

gesperrten Beträge schwanken zwischen wenigen RM und – im Fall der Professorin Violetta von Waldberg – stattlichen 3019 RM.<sup>15</sup>

Am 15. Mai 1939 teilte z. B. die Zollfahndungsstelle Freiburg dem Städtischen Leihamt in Heidelberg mit, dass dem Lehrer Hermann Durlacher „jede Verfügung über sein gesamtes Vermögen ohne Genehmigung der Devisenstelle in Karlsruhe“ untersagt wurde. Zahlungen an ihn müssten auf sein Sperrkonto bei der Deutschen Bank erfolgen. Das Leihamt antwortete prompt, dass Durlacher noch „einen Anspruch von etwa 50–60 Mk.“ habe, was ziemlich genau dem taxierten Wert seiner Ablieferung entsprach.<sup>16</sup>



Zollfahndungsstelle Freiburg an Städtisches Leihamt Heidelberg, 15. Mai 1939 betr. Hermann Durlacher (Quelle: Stadtarchiv Heidelberg AA 407 Fasc. 3)

In dieser Größenordnung bewegen sich fast alle Überweisungen auf Sperrkonten, was den Eindruck bestätigt, dass unnachlässig auch kleinste Wertbeträge einkassiert und eingefroren wurden. Von Ludwig Goldstrom wurden beispielsweise 112,70 RM gesperrt, von

Wilhelm Seligmann, Neckarstadt 20, am 17. Mai 1939 110 RM. Die Mannheimer Zweigstelle der Zollfahndung verlangte die Sperrung von 668,20 RM, die dem Unternehmer Julius Koppel zustanden (Blumenstraße 15, dann Häusserstraße 4). Von Heinrich (Hugo) Kaufmann (Kaiserstraße 11) wurden 28,80 RM, von Paula Grünbaum (Hauptstraße 165) 220 RM und von Louis Kaufmann aus der Häusserstraße 39b 33,50 RM blockiert.

Die fortgeschrittene Verarmung der überwiegend mittelständischen jüdischen Einwohnerschaft Heidelbergs lässt sich auch daran ablesen, dass selbst vormals wohlhabende Einwohner nur noch sehr überschaubare Bestände an Wertsachen anliefern konnten. In den taxierten Werten spiegeln sich auch auf vermindertem Niveau die Vermögensunterschiede der jüdischen Bevölkerung wider. Außerdem ist zu berücksichtigen, dass in der Pogromnacht im November 1938 und den damit verbundenen Plünderungsaktionen zahlreiche Wertgegenstände entwendet oder zerstört wurden, darunter Mobiliar, Kunstwerke, Teppiche und Geschirr sowie Haushaltsgegenstände aller Art.



So wurden die abgelieferten Gegenstände von Eugenie Schwed aus der Plöck auf 4,70 RM, von Elise Dosenheimer aus der Blumenthalstraße auf 4 RM, von Lina Kaufmann aus der Rohrbacher Straße auf 1,40 RM taxiert. Die Anwälte Hans Zucker und Arthur Strauß erhielten 149 RM und 10,40 RM. Die Ablieferung des 1935 entlassenen Landgerichtsrats Alfred Baer wurde auf 519 RM taxiert, die nach England geflüchtete Ehefrau des Germanisten Gundolf, Elisabeth Gundolf, sollte 331 RM, der Arzt Dr. Siegfried Bettmann 991 RM erhalten. Die Wertsachen des Lyrikers Alfred Mombert wurden insgesamt mit 648 RM taxiert. Die Ablieferung von Malli Liebhold aus der Bergstraße wurde mit 1520,90 RM veranschlagt, die des Handelsrechtlers Max Hachenburg auf 2018 RM. Von Leontine Goldschmidt, Edle von Portheim, der Gründerin der Portheimstiftung, wurden 4 Fächerschränken mit verschiedenen Münzsammlungen und Gegenstände im Wert von 2378 RM eingezogen, der Gemeindevorsitzende Sally Goldscheider, dessen Wohnung in der Weststadt in der „Kristallnacht“ demoliert worden war, lieferte Schmuck und Metall im Taxwert von 1085 RM ab, Frauenarzt Maximilian Neu aus der Zähringerstraße 1883 RM.

Der letzte Schritt der Raubaktion erfolgte dann im Verlauf des Krieges, als das Rechnungsamt der Stadt feststellte, dass von den 1939 überwiesenen Ankaufsbeträgen bei der Bezirkssparkasse noch 7769,29 RM vorhanden waren. Dieser Umstand musste eine korrekte Finanzverwaltung tief beunruhigen, denn „diese Beträge sind Juden zuzuordnen, die 1939 zwar Gegenstände abgeliefert haben, deren Entgelt aber damals beschlagnahmt und unter Vorbehalt gestellt worden sei“. Flugs wurden diese Beträge „kassentechnisch eingegliedert“ und „an die Polizeidirektion abgegeben“. Dieser Vorgang verdeutlicht das Ausmaß der auf Sperrkonten „gebunkerten“ Beträge, die von den Kontoinhabern nicht mehr abgerufen werden konnten, weil sie geflohen, deportiert und/oder getötet worden waren. Die damals erstellte Liste spricht von „dem Reich verfallenen Entschädigungsansprüchen“. Zu diesen gehören die Ablieferungen von Leontine Goldschmidt von Portheim, Freifrau von Waldberg, Prof. Dr. Siegfried Bettmann sowie von 11 deportierten und ausgewanderten/geflohenen jüdischen Einwohnern (z.B. Salomon Goldscheider, dem letzten Vorsitzenden der jüdischen Gemeinde, der aus Gurs in die Schweiz fliehen konnte).<sup>17</sup>

### **Wer beteiligte sich an den Versteigerungen? Bilanz der Ankäufe**

Dank der für Heidelberg günstigen Dokumentenlage sind wir imstande festzustellen, welche Heidelberger Betriebe sich bei der Raubaktion im Frühjahr und Sommer 1939 beteiligt haben, indem sie an den Versteigerungen teilnahmen und Gegenstände ersteigerten. Jedem Juwelier, Uhren-, Gold- und Silberhändler war bestens bekannt, woher die Versteigerungsstücke stammten. Vermutlich hat der eine oder andere auch Gegenstände auf diesem Weg wieder erworben, die er zuvor an seine jüdischen Kunden verkauft hatte. Es lässt sich aber auch feststellen, welche Betriebe an den Versteigerungen nicht teilgenommen haben, sei es, weil sie dazu nicht eingeladen wurden, über keine Mittel zur Ersteigerung verfügten oder es ablehnten, an der Verwertung des geraubten Eigentums der jüdischen Einwohner teilzunehmen. Ob darin auch eine ablehnende Grundhal-

tung gegenüber der Raubaktion an jüdischem Besitz zu erkennen ist, wissen wir nicht. Zumindest steht fest, dass keinesfalls alle Betriebe und deren Eigentümer als Nutznießer aufgetreten sind. Die Liste der Betriebe wurde erstellt aus den Gewerbelisten des Städtischen Einwohnerverzeichnisses von 1938 und 1939 und den 1951 von Amtsleiter Oeldorf aus den Unterlagen rekonstruierten Teilnehmern der Versteigerung. Die Berechnung der Summe der Einzelankäufe erfolgte aufgrund der Listen des Städtischen Leihamts<sup>18</sup>, die zugleich die Basis der späteren Entschädigungsforderungen waren.

Die nicht beteiligten 12 Betriebe waren:

Beckmann	Wilhelm	Uhrmacher	Anlage 31
Bleck	Wilhelm	Uhrmacher	Hauptstr. 56
Bowe	Franz	Uhrmacher	Grahamstr. 6
Feigel	Anton	Uhrmacher	Rohrbacher Str. 10
Greiß	Heinrich	Juwelier	Hhm. Ldstr. 85a
Keilhauer	Robert	Uhrmacher	Bahnhofstr. 33
Kuhse	Otto	Uhrmacher	Hauptstr. 102
Mayr	Ludwig	Uhrmacher	Hauptstr. 134
Platz	Karl	Uhrmacher	Gaisbergstr. 19
Rademacher	Karl	Uhrmacher	Ladenburger Str. 2a
Walch	Heinrich	Uhrmacher	Goethestr. 1
Werner	Theodor	Uhrmacher	Hauptstr. 98

Zu diesen Betrieben zählen auch der Rohrbacher Uhrmacher Hugo Zumrode aus der Karlsruher Straße 89 und die Goldfedernfabrik Georg Rupp in der Handschuheimer Biethstraße 1.

Von den Heidelberger Kunsthandlungen und Antiquitätenbetrieben haben neun an den Auktionen nicht teilgenommen:

Broosch	Max	Antiquitäten	Bergheimerstr. 81
Eid	Jakob	Antiquitäten	Schloßberg 9
Henn	Heinrich	Antiquitäten	Zwingerstr. 7
Huber	Franz	Antiquitäten	Bahnhofstr. 29
Scholten	Gerhard	Antiquitäten	Kornmarkt 2
Vogel	Friedrich	Kunsthandlung	Hauptstr. 25
Kerle	F.H.	Kunsthandlung	Theaterstr. 18
Pülz-Pflug	?	Kunsthandlung	Zähringerstr. 56
Welcker	Wendelin	Kunsthandlung	Hauptstr. 106

Betrachten wir die gewerblichen Sparten, so haben von den 34 Betrieben, die in den Einwohnermeldebüchern von 1939 und 1940 als Uhrmacher, Juweliere, Gold-

und Silberwarenhändler verzeichnet sind, 19 Betriebe an den Versteigerungen teilgenommen und davon 17 Betriebe Gegenstände ersteigert. Der Betrag nach der Adresse ist aus den Entschädigungsforderungen des amerikanischen Council of Restitution Appeals (CORA) errechnet, die den 20-fachen Wert der geraubten Wertsachen ansetzte. Die Rückrechnung ergibt den jeweiligen Ersteigerungsbeitrag des einzelnen Betriebs. (Betrag gerundet)

Emil Burger, Uhrmacher und Juwelier, Sofienstraße 7a.	1807 RM
Philipp Bürgy, Silberwaren, Kleinschmidtstraße 56	53 RM
Theodor Fritz, Uhrmacher, Bergheimer Straße 19	236 RM
J. Geiger (Inhaber Otto Göttel), Uhrmacher, Hauptstraße 152	68 RM
Oskar Gellesch, Uhrmacher und Goldwaren, Plöck 56a	1105 RM
Julius Graf, Uhrmacher, Hauptstraße 90	1049 RM
August Jäger, Uhrmacher, Steingasse 14	151 RM
Jakob Kesselbach, Juwelier, Hauptstraße 110	345 RM
Nikolaus Knarr, Goldschmied, Neugasse 12	653 RM
Hugo Mack, Goldschmied, Brunnengasse 12	968 RM
Johann Nissen, Uhrmacher, Sophienstr 9 & Bergheimer Straße 77	30 RM
Wilhelm Schaaff, Uhren-, Gold- und Silberhandl., Hauptstraße 34	187 RM
Georg Schmuch, Uhrmacher, St. Annagasse 1	868 RM
Hubert Thien, Uhrmacher, Hauptstraße 64	27 RM
Nikolaus Trübner, Inh. F. & R. Huber, Juwelier, Hauptstraße 139	642 RM
August Wagner, Uhrenhandel & Juwelier, Hauptstraße 78	603 RM
Franz Wiegelmann, Uhrmacher, Hauptstraße 215	358 RM

Teilgenommen ohne Erwerb von Versteigerungsgut haben Hermann Hamsch, Juwelier, Bergheimer Straße 25 und Hans Merkel, Uhrmacher, Bergheimer Straße 1/ Arkaden

Aus den Bereichen der Kunst- Antiquitäten- und „Alterthümer“-handlungen haben von 14 Betrieben fünf an den Versteigerungen teilgenommen.

König, von	Edmund	Kunst	Hauptstr. 124	1438,30 RM
Winnikes	Heinrich	Antiquitäten	Ingrimstr. 20a	98,80 RM
Elfert	Konrad	Antiquitäten	Kornmarkt 9	1406,40 RM
Faust	Christian	Antiq./Kunst	Leopoldstr. 48	586,70 RM
Korn	Georg	Antiq./Kunst	Kornmarkt 5	120,00 RM

Insgesamt sind also die Eigentümer von 22 Heidelberger mittelständischen Gewerbe- und Handwerksbetrieben Nutznießer dieser Zwangsversteigerungen gewesen. In den Akten finden sich jedoch noch weitere 15 Betriebe, darunter einige aus Pforzheim, die erhebliche Bestände ersteigert haben. Andere „Steigerer“ sind nur mit Namen aufgelistet oder ohne Namensbezeichnung. Nach dem Krieg konnten diese offenbar nicht mehr ermittelt werden. Im Ganzen waren also 37 Betriebe bei dieser Aktion beteiligt.

Es waren zwei der Pforzheimer Betriebe und einige alteingesessene Heidelberger Betriebe, die man mit Fug und Recht als besonders erfolgreiche Nutznießer bezeichnen kann. Firma Rothfuß aus Pforzheim hat Objekte für 2815,70 RM er-

steigert, die Füllfederfabrik Pforzheim für 2310 RM. Besonders ertragreich waren diese Aktionen für die Juweliere Emil Burger, Julius Graf, Oskar Gellesch und Hugo Mack. Wirkliche „Schnäppchen“ erwerben konnten der Kunsthändler und Verleger Edmund von König und der Antiquitätenhändler Konrad Elfert.

Die Summe der genannten Beträge sowie alle anderen Erträge der Ersteigerungen liegen allerdings deutlich unter den Beträgen, die in der Tabelle des Leihamts aufgelistet sind. Dieser „Schwund“ ist mit den vorhandenen Dokumenten nicht aufklärbar.

Diese Ersteigerungsbeträge mögen unspektakulär erscheinen. Wenn wir aber die Gegenrechnung aufmachen und die abgelieferten Gegenstände betrachten, die bei einem freien Verkauf das Vielfache eingebracht hätten, so zeigen sich zwei wechselwirkende Faktoren: Die niedrige Taxierung durch das Leihamt und die gezielte Angebotssteuerung der Bieter, die sich nicht übermäßig gegenseitig Konkurrenz machten, sondern den Erwerbspreis niedrig halten wollten. Leidtragende waren in jedem Fall die zur Ablieferung Gezwungenen, die diesem hinterhältigen Zusammenwirken hilflos gegenüberstanden und denen zudem noch 10 % des taxierten Preises vom städtischen Leihamt als Bearbeitungsgebühr aufgebürdet wurde.

Schwierig zu ermitteln ist es, in welcher Relation die 1939 in Reichsmark erworbenen Gegenstände zum späteren DM-Wert und heutigen Euro-Wert stehen, bzw. stehen würden. Unmittelbare numerische Umrechnungen sind politisch und fiskalisch bestimmt und daher kaum aussagekräftig. Bei der Währungsreform 1948 wurde z.B. ein Verhältnis von 10:1 bei der Umrechnung von Reichsmark in DM angesetzt, bei Entschädigungsverfahren in den späten 1950er-Jahren zeitweilig ein Verhältnis von 10 RM:2 DM. Dieser offenkundige Wertverlust der Reichsmark ist unverkennbar Folge der Geldentwertung in den Kriegsjahren. Die Bundesbank berechnet daher seit 2016 die Geldwerte von RM und DM in Relation zur tatsächlichen Kaufkraft der jeweiligen Währung. Dies setzt allerdings voraus, dass die Realwerte der Währungen wirklich stabil vergleichbar sind (also keine Inflation und Geldentwertung stattfindet) und keine Verzerrungen durch staatliche Preisvorgaben (wie in den Phasen der Kriegswirtschaft im 1. und 2. Weltkrieg) bestehen. Für 1939 ist die Reichsmark im Vergleich zur Kaufkraft des Euro 2020 auf 1:4,1 berechnet, so dass wir bei den 1939 erworbenen Gegenständen von einem nach heutigem Maßstab vierfach höheren Kaufkraftwert ausgehen müssen.<sup>19</sup>

## **Rückerstattung und Entschädigung**

Die Rückerstattung der geraubten Güter nach 1945, die auch als Entschädigung und Wiedergutmachung firmierte, war eine sich jahrelang hinziehende administrativjuristische Großaktion, die durch und durch bestimmt war von dem Versuch, jede Verantwortung und jede Schuldanerkennung der beteiligten Akteure vor Ort zu leugnen. Kein Juwelier, kein Bürgermeister, keine Amtsperson und kein Unternehmen, das Gold, Silber und Platin durch Einschmelzen „verwertete“, wurde zur Rechenschaft gezogen. Gegenständlich war vom gesamten Raubgut ohnehin nichts mehr vorhanden. Die ersteigerten Objekte und Materialien waren verkauft worden. In großer Einmütigkeit betonten die städtischen Leihämter nunmehr,

dass sie nicht „im eigenen Namen und für eigene Rechnung gehandelt [hatten], sondern als eine besonders beauftragte Stelle des Reichswirtschaftsministeriums, bzw. der Reichsbank“ tätig geworden sind, dass sie also eigentlich nur Durchgangsstationen gewesen seien.<sup>20</sup>

Mit eben diesem Argument lehnte auch die Stadt Heidelberg in einem Standardschriftsatz jahrelang alle Entschädigungsansprüche ab.

Dem standen die Rückerstattungsforderungen des in der amerikanischen Zone maßgeblichen Council of Restitution Appeals (CORA) gegenüber, der 1950 gegen die Stadt Nürnberg entschied, dass diese schadensersatzpflichtig für die 1939 zwangsweise abgelieferten Wertsachen sei.<sup>21</sup> Da CORA zudem das 20-fache des ursprünglich taxierten Werts in DM einforderte, wurden die Städte mit einer Sturzflut von – wie es aus deren Sicht schien – überdimensionierten Entschädigungsforderungen überzogen. In dieser zugespitzten Situation wirkte auch die deutsche Bundesregierung mit, die mit Bedacht die Kommunen entlasten wollte und die Strategie wählte, sich selbst, bzw. ihre Oberfinanzdirektionen als Antragsgegner bei Entschädigungsverfahren zu etablieren. Die Erwartung war, dass dadurch die Entschädigungsverfahren konzentriert würden, die Kläger dank der langwierigen Verfahren eher zu Vergleichen geneigt wären und man letztlich eine abschließende Einmalentschädigung mit den Regierungen der „Siegermächte“ vereinbaren könnte.

Wer Entschädigungen einklagen wollte, musste gegen den deutschen Staat prozessieren und sich mit Vergleichen vor Gericht einverstanden erklären. Zugleich wurden – und darin lag das entscheidende gesellschaftspolitische Signal – alle anderen Beteiligten entlastet. Die aktive Beteiligung so vieler Personen, Ämter und Verantwortlichen geriet damit aus dem Fokus. Letztlich war niemand mehr ursächlich verantwortlich.

Nahezu parallel mit dem Abbau der sog. Spruchkammern und der forcierten Einbindung der Bundesrepublik in die westliche Allianz revidierte CORA 1955 seine ursprüngliche Position einer 20-fachen Entschädigungsforderung. Zeitgleich verpflichtete sich die Bundesregierung, für alle Schadensersatzansprüche der geraubten Wertsachen aufzukommen und dies in einem Bundesgesetz zu regeln. Alle Rückerstattungsansprüche wurden von da an dem aus damaliger wie heutiger Sicht schwer erträglichen Prozedere der Wiedergutmachungs- und Entschädigungsverfahren überantwortet. Über Jahrzehnte waren die „Opfer“ von NS-Raub- und Enteignungsaktionen einem juristischen Milieu ausgesetzt, das vielfach kaltschnäuzig, abweisend und unterschwellig antisemitisch Entschädigungsforderungen abwehrte. Wenn nicht dies, so wurde den klagenden Geschädigten und ihren Nachkommen die Beweislast aufgebürdet, was zu jahrelangen Verzögerungen der Verfahren beitrug. Hinsichtlich der Verantwortung der Leihämter und der Kommunen hatte sich das Konzept der Durchgangsstation durchgesetzt.

Sofern die NS-Opfer nicht als Privatpersonen klagten oder keine Kläger vorhanden waren (die in Lagern getöteten jüdischen Einwohner ohne Angehörige, nicht mehr auffindbare Personen) übernahm die Jewish Restitution Successor Organization (JRSO) deren Interessenvertretung vor Gericht. Die vor Gericht erstrittenen Entschädigungen wurden u.a. an die Jewish Agency for Israel und weltweit aktive Selbsthilfeorganisationen von Verfolgten transferiert.<sup>22</sup>

Vollständige Daten über die Entschädigung für die 1939 in Heidelberg eingezogenen und versteigerten Wertsachen sind nicht vorhanden. Die Stadt beauftragte 1951 den städtischen Amtsrat Unholtz damit, die schon gestellten Rückerstattungs- und Entschädigungsansprüche mit den vorhandenen Unterlagen abzugleichen und vorsorglich alle noch ausstehenden Forderungen zu kalkulieren. Unholtz bestätigte im Wesentlichen die Berechnungen des städtischen Leihamts von 1939, in denen ca. 91.000 RM Ankauf, ca. 9.000 RM städtischer Gebühren und ca. 82.000 RM Nettoauszahlung an die jüdischen Eigentümer errechnet worden waren. Diesen Beträgen standen Ende 1939 ca. 97.000 RM Verkaufserlös gegenüber, so dass Heidelberg nach Verrechnung von Mehr- und Mindererlös knapp 6000 RM in den Gesamtbetrag der reichsweiten Raubaktion eingebracht hat.

Von den 727 Ablieferungen in Heidelberg waren zu diesem Zeitpunkt in 521 Fällen von der JRSO Schadensersatzansprüche angemeldet worden. Diese erfassen von den 1939 ausgezahlten Beträgen jedoch nur 28.689,35 RM. Stünde bei der Entschädigung noch das 20-fache an, so wären von der Stadt allein durch diese Forderungen 573.787 DM zu zahlen gewesen.

Es bleiben jedoch noch 206 Ablieferungsfälle, von denen 22 von Privatpersonen eingeklagt wurden. Diese Klagen verlangten ebenfalls das 20-fache der 1939 taxierten 13.786,51 RM. Überraschenderweise sind 15 dieser Fälle „erledigt“ und von der Stadt angeblich mit 262.433 DM entschädigt worden. In weiteren sieben Fällen sieht die Stadt Entschädigungsansprüche von 252.300 DM auf sich zurollen. Trotz seiner rechnerischen Nüchternheit verhehlt das städtische Gutachten nicht die Sorge vor weiteren, gigantischen Forderungen, denn es stehen noch 184 „Fälle“ aus, in denen bisher niemand geklagt habe. Also drohen weitere Forderungen im Bereich des 20-fachen Gegenwerts der dafür 1939 gezahlten, wenn auch nie vollständig bei den vormaligen Eigentümern angekommenen 38.454,99 RM. Rechnerisch nicht ganz nachvollziehbar errechnet Amtsrat Unholtz weitere Forderungen an die Stadt von über 180.000 DM.

Gegen alle diese Ansprüche hat die Stadt Heidelberg daher vorsorglich Widerspruch erhoben.

Die Frage, welche Entschädigungen für Vermögensverluste für jüdische Einwohner Heidelbergs insgesamt und in Bezug auf die Raubaktion 1939 bis in die Gegenwart vor Gericht erstritten wurden, bedarf noch einer weiteren Untersuchung.<sup>23</sup>

## Anmerkungen

- 1 Eintrag Anna Samuely, geb. Oppenheimer in Norbert Giovannini, Claudia Rink, Frank Moraw (Hgg.): *Erinnern, Bewahren, Gedenken. Die jüdischen Einwohner Heidelbergs und ihre Angehörigen 1933–1945. Biographisches Lexikon mit Texten.* Hg. vom Förderkreis Begegnung, Heidelberg 2011, S. 369; zum Vater Dr. Zacharias Oppenheimer siehe Hans Martin Mumm: *Freiheit ist das, was wir nicht haben*, in: Norbert Giovannini, Jo-Hannes Bauer, Hans-Martin Mumm (Hgg.): *Jüdisches Leben in Heidelberg*, Heidelberg 1992, S. 95.
- 2 Nachweis über Verbleib der Gegenstände aus jüdischem Besitz von Frau Anna Samuely, Blumenthalstraße 9, StAH (Stadtarchiv Heidelberg) AA 407, Fasc. 33.
- 3 Reichsgesetzblatt (RGBl) I 1938, 1, S. 414.
- 4 Verordnung über eine Sühneleistung der Juden deutscher Staatsangehörigkeit, RGBl. I 1938, S. 1579 vom 12.11.1938. Durchführungsverordnung über die Sühneleistung der



- Juden vom 21.11.1938, RGBl. I 1938, S. 1638 f. Am 12.11. wurde auch die Verordnung zur Ausschaltung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben erlassen, drei Wochen später die Verordnung über den Einsatz des jüdischen Vermögens.
- 5 Durchführungsverordnung zur Verordnung über den Einsatz jüdischen Vermögens, 16.1.1939, in: RGBl I 1939, S. 37; 3. Anordnung auf Grund der Verordnung über die Anmeldung des Vermögens von Juden, 21.2.1939, in: RGBl I 1939, S. 282. Der Gesamtprozess der wirtschaftlichen Ausplünderung der Heidelberger jüdischen Einwohner wird in seinen Grundzügen dargestellt in den Untersuchungen von Arno Weckbecker: Die Judenverfolgung in Heidelberg 1933–1945, Kap. 5: Die Verdrängung der Juden aus dem Heidelberger Wirtschaftsleben, Heidelberg 1985, S. 96–141; ders: Phasen und Fälle der wirtschaftlichen „Arisierung“ in Heidelberg 1933–1942, in: Giovannini, Bauer, Mumm (wie Anm. 1), S. 143–152. Eine mit Christiane Fritsches Studie über die Vorgänge in Mannheim (siehe Anm. 6) vergleichbare Untersuchung, die neben strukturellen Prozessen auch mit eindrücklichen Fallbeispielen arbeitet, steht für Heidelberg noch aus.
  - 6 Hierzu Christiane Fritsche: Ausgeplündert, zurückerstattet und entschädigt. Arisierung und Wiedergutmachung in Mannheim, Ubstadt-Weiher u.a. 2013, S. 390. Fritsche bezieht sich auf die Akte im Landesarchiv Berlin LAB B B Rep. 142-07 4.10.3, Nr. 26.
  - 7 Die Unterlagen in Mannheim wurden 1943 bei Bombenangriffen vernichtet. Die amtliche Dokumentation der Raubaktion in der Stadtgemeinde Heidelberg befindet sich StAH AA 407 in 33 Faszikeln unter dem Titel Judenangelegenheiten mit Akten des Leihamts; hier Fasc. 1, Abrechnungen über abgelieferte Gold- und Silbergegenstände aus jüd. Besitz Nr. 1–399; 407, Fasc. 2, Abrechnungen über abgelieferte Gold- und Silbergegenstände aus jüd. Besitz Nr. 400–727.
  - 8 Zum Verlauf der Ankäufe und Verkäufe, bzw. Verwertung StAH AA 407, Fasc. 5, Aussagen von Amtsleiter F. Oeldorf und Taxator Heinrich Thomas für die Stadt bzgl. der Praxis der Ankäufe am 30.4.1951.
  - 9 Ebd., Aktenvermerk vom 11.6.1952, erneute Vernehmung von Taxator Heinrich Thomas.
  - 10 Städt. Leihamt Mannheim an Deutschen Gemeindegtag 12.6.1939; Stadt Heidelberg an Deutschen Gemeindegtag, betr. Ablieferung, in: Fritsche (wie Anm. 6), S. 394, Anm. 1195 und 1196 zu Mannheim, S. 395, Anm. 1205.
  - 11 F. Oeldorf, inzwischen Verwaltungsoberinspektor, am 17.3.1951 an Oberrechtsrat Amberger; StAH AA 407, Fasc. 5, Unterstreichungen im Original. Seine Darstellung widerspricht den Äußerungen des Mannheimer Leihamtsleiters, vgl. Anm. 10.
  - 12 Diese Berechnungen wurden nach dem Krieg bestätigt durch ein Schreiben des mit Ermittlungen zur Entschädigungsfrage beauftragten Amtsrat Unholtz; Unholtz an Oberrechtsrat Amberger, Stadtverwaltung Heidelberg am 10.2.1952, StAH AA 407, Fasc.5.
  - 13 StAH AA 407, Fasc. 13, Aufstellung vom 30.6.1939 über abgelieferte Silbergegenstände.
  - 14 StAH AA 407, Fasc. 1–4, Anfrage Städtisches Leihamt bei Reichsbank, Nebenstelle Heidelberg vom 25.9.1939.
  - 15 StAH AA 407, Fasc. 3, Ablieferung von Gold- und Silbergegenständen aus jüdischem Besitz, betr. Sicherungsanordnung nach § 59 Devisengesetz vom 12.12.1938, darin: Oberfinanzpräsident Baden, Devisenstelle 26.4.1939 Sicherung des Erlöses aus abgeliefertem Schmuck aus Judenbesitz nach § 59 Devisengesetz vom 12.12.1938. In der Sicherungsanordnung wurde festgelegt, dass die Auszahlung an Juden „deren Vermögen nach § 59 und 62 Devisengesetz vom 12.12.1938 sichergestellt ist“, die also einen Ausreiseantrag gestellt haben, zur Gänze auf ein Sperrkonto erfolgt. Die davon nicht Betroffenen erhalten bis zu 500 RM ausgezahlt, alle Beträge darüber hinaus werden auf ein Sperrkonto bei der Devisenbank transferiert.
  - 16 Ebd.
  - 17 StAH AA 407, Fasc. 15, Schreiben Finanzamt an OB, Leihamt 19.6.1942.
  - 18 StAH (wie Anm. 7).
  - 19 <https://www.bundestag.de/resource/blob/459032/1d7e8de03e170f59d7cea9bbf0f08e5c/wd-4-096-16-pdf-data.pdf>; [https://www.bundesbank.de/Redaktion/DE/Standardartikel/Sta-tistiken/kaufkraftvergleiche\\_historischer\\_geldbetragee.html](https://www.bundesbank.de/Redaktion/DE/Standardartikel/Sta-tistiken/kaufkraftvergleiche_historischer_geldbetragee.html) (abgerufen am 4.8.2016), mit Literaturhinweisen; <https://www.bundesbank.de/resource/blob/615162/d55a20f8a4e->

cedd6d1b53e01b89f11c4/mL/kaufkraftaequivalente-historischer-betraege-in-deutschen-waehrungen-data.pdf (eingesehen am 29.7.2021).

- 20 Fritsche (wie Anm. 6), Anm. 680, S. 697. Das Argument der Durchgangsstation verwendete auch der spätere Heidelberger Staatsrechtler Ernst Forsthoff in einem 1951 für die Stadt Mannheim angefertigten Gutachten. Zum Forsthoff-Gutachten Fritsche (wie Anm. 6), S. 700, Anm. 693; zu Ernst Forsthoff [https://de.wikipedia.org/wiki/Ernst\\_Forsthoff](https://de.wikipedia.org/wiki/Ernst_Forsthoff) (eingesehen 21.7.2021).
- 21 Fritsche (wie Anm. 6), S. 698f. und Anm. 682; Jürgen Lillteicher: Raub, Recht und Restitution. Die Rückerstattung jüdischen Eigentums in der frühen Bundesrepublik, Göttingen 2007.
- 22 In der britischen Zone wurde die Jewish Trust Corporation (JTC), in der französischen Zone deren Branche Française tätig. In mehr als 98 % der Fälle kam es zu einem Vergleich, vor allem bei Immobilien- und Betriebsverlusten durch die sog. Arisierung. Vgl. den Beitrag von Heiner Hörtdörfer zur Zigarrenfabrik Hochherr in diesem Jahrbuch.
- 23 Marco Wottge: „Arisierung“ in der Zeit des Nationalsozialismus in Karlsruhe, (Forschungen und Quellen zur Stadtgeschichte, Schriftenreihe des Stadtarchivs Karlsruhe, Band 20), Karlsruhe 2020.

Reinhard Riese

## Wien – Shanghai – Heidelberg

### Das Schicksal eines Verfolgten und Außenseiters

Als auffälliger Außenseiter war er in den 1950er- bis in die 1970er-Jahre hinein Teil des Heidelberger Stadtbildes, sichtbar vor allem am Bismarckplatz vor den damaligen Arkaden: eine hagere Gestalt, nach vorne gebeugt, nach links gekrümmt, in einen langen schäbigen Mantel gehüllt, einen Paken Zeitungen oder Zeitschriften unter dem Arm. Wollte er diese wirklich verkaufen oder eher Almosen erbetteln? Aus seinem mühevollen langsamen Gang schreckte er nur dann auf, wenn ihn Jugendliche mit dem Wort „Stürmer“ verspotteten. Er drohte ihnen und versuchte vergeblich, sie zu verfolgen, ohne sie je zu erreichen. Ältere Heidelbergerinnen und Heidelberger erinnern sich wohl – wie ich – an diesen bedauernswerten Mann; manche haben durch Erzählungen von ihm gehört. Wenig wusste man von ihm, auch sein Name war nicht bekannt. Hieß er wirklich Jakob, oder war dies nur ein Spottname? Nur wenige schriftliche Zeugnisse erwähnen ihn.<sup>1</sup>

Die ungenügende Quellenlage war ein zusätzlicher Anstoß, der Person und dem Schicksal dieses „Stadtoriginals“ nachzuforschen. Mit Hilfe der Jüdischen Kultusgemeinde<sup>2</sup> gelang es, den Namen des Mannes zu ermitteln: Erwin Goldner. Erst jetzt war es möglich, in Archiven gezielt zu recherchieren. Die meisten Informationen über sein Leben enthält die Entschädigungsakte im Generallandesarchiv Karlsruhe. In den digital zugänglichen Arolsen Archives ist ein biografischer Fragebogen der Wiener Zweigstelle der Internationalen Flüchtlingsorganisation IRO aus dem Jahre 1949 erhalten. Einige Dokumente und Fotos aus dem Nachlass bewahrt das in Heidelberg ansässige Zentralarchiv zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland auf.<sup>3</sup>



Erwin Goldner (undatiertes Foto, Quelle: Zentralarchiv zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland B. 1/4.545)

## Leben in Wien: 1906–1938

Erwin Goldner wurde am 13. September 1906 in Wien geboren und wuchs in kleinbürgerlichen Verhältnissen auf. Seine Eltern waren der jüdische Kaufmann Jozsef Goldner (1871–1943) und Anna geb. Deutsch (1874–1943). 1912–1917 besuchte er die Volksschule, anschließend bis 1919 die weiterführende Bürgerschule. Später war er bis zum März 1938 als „Inkassant“ in dem „Manufakturwarengeschäft“ (auch: „Ratenhandlung“) seines Vaters mit der Buchhaltung beschäftigt. Bei freier Kost und Logis – er wohnte bei seinen Eltern – erhielt er 200 öS Gehalt. „Gleichzeitig stand ich in meiner Berufsausbildung als Vorbeter in der Talmudschule. Als Abschluss war gedacht Lehrer an der Talmudschule, oder Vorbeter, oder Privatlehrer für hebräische Sprache.“<sup>4</sup>

Der Einmarsch der deutschen Truppen und der „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich am 12./13. März 1938 veränderten die Lage der dortigen „nicht-arischen“ Bevölkerung von einem Tag auf den anderen. In der ersten Woche tobte sich der judenfeindliche Mob an ihr aus. Die Diskriminierungsmaßnahmen und die antisemitische Gesetzgebung Deutschlands, wie sie das NS-Regime in fünf Jahren verwirklicht hatte, wurden in kurzer Zeit auf Österreich übertragen. Der politische Machtwechsel traf Goldner – wie die meisten Menschen jüdischer Abstammung dort – ganz persönlich. Schon im März 1938 wurde er arbeitslos, am 9. August 1938 zum „Volljuden“ erklärt und am 8. September ein „J“ in seinen Pass gestempelt.<sup>5</sup> Am 2. November kündigte die Hausverwaltung die Wohnung der Familie Goldner im 14. Bezirk, Sechshausenstraße 68/70, mit folgender Begründung:

„Der Mieter ist Nichtarier und stört den soz. Frieden und die nat.soiz. Hausgemeinschaft. [...] Infolge der rassischen Zugehörigkeit des Gekündigten wird den arischen Mietern ein weiteres Zusammenleben verleidet und kann den im Hause wohnenden Ariern auch nicht zugemutet werden, mit Juden zusammenzuwohnen.“<sup>6</sup>

Die Ausschreitungen in der Pogromnacht vom 9./10. November 1938, Plünderungen, Verhaftungen, Einlieferung ins KZ und andere Willkürmaßnahmen zeigten, wie bedroht das Leben der österreichischen Jüdinnen und Juden war. Goldner und seine Eltern hatten schon unter Anfeindungen und Gewalt gelitten. Von Verhaftung oder KZ-Haft berichtet er nicht, aber an den 10. November erinnert er sich: „Ich wurde sehr häufig geschlagen. Von diesen Schlägen sind jetzt noch Narben auf meinem Rücken und am Hinterkopf sichtbar.“<sup>7</sup> Aus Angst vor weiterer Verfolgung entschloss sich die Familie, Österreich so rasch wie möglich zu verlassen – ins Exil nach Shanghai.

Durch die Okkupation Österreichs hatte sich die Zahl der im Deutschen Reich lebenden jüdischen Bevölkerung um ca. 190.000 erhöht. Es war das erklärte Ziel der NS-Führung, diese Menschen durch eine forcierte Politik der Zwangsemigration aus dem Land zu vertreiben. Die nötigen Maßnahmen überwachte die am 20. August 1938 in Wien gegründete „Zentralstelle für jüdische Auswanderung“; die konkrete Durchführung übertrug sie der Wiener Jüdischen Gemeinde. Die Kosten für die Vertreibung, evtl. auch Umschulung der vermögenslosen Jüdinnen und Juden mussten die wohlhabenden Gemeindemitglieder tragen – ein „System der profitablen Ausplünderung“ und ein „großangelegtes Erpressungsverfahren“<sup>8</sup>.

Auf der von US-Präsident Franklin D. Roosevelt initiierten Konferenz von Evian (6.–14. Juli 1938) hatte sich gezeigt, dass mögliche Aufnahmeländer wie USA, Kanada und Großbritannien nicht bereit waren, ihre restriktive Einwanderungspolitik zugunsten der Verfolgten zu lockern. Ohne ein „Affidavit“ – eine Art Bürgschaft, die Verwandte oder Freunde im Zielland übernahmen – hatte ein Ausreisewilliger keine Chance auf ein Visum. Aber selbst ein glücklich erlangtes Visum garantierte angesichts der niedrigen Einwanderungsquoten keineswegs die baldige Ausreise. Neben der Flucht in die benachbarten Länder Osteuropas, die die in Österreich Verfolgten meist auf illegalem Weg zu erreichen suchten, blieb 1938/39 als letzte Rettung ohne Einwanderungsbeschränkungen nur Shanghai, ein international verwaltetes Territorium. Für die Einreise genügte der Reisepass; Visum oder Affidavit waren nicht erforderlich.

### 1939–1947 Exil in Shanghai

„Beim Auswanderungsbureau in Berlin treffen sich kurz nach Hitlers Machtergreifung zwei Juden. ‚Moische‘, fragt der eine, ‚wohin willst du auswandern?‘ ‚Nach Shanghai.‘ ‚Was! Soweit?‘ ‚Weit von wo?‘“<sup>9</sup>

Die Emigration nach Shanghai war eine Reise ins Ungewisse, eine Reise ans Ende der Welt. Keiner der Flüchtlinge – darunter Erwin Goldner und seine Eltern – hatte eine Vorstellung davon, was ihn im fernen China erwartete. Etwa 20.000 Deutsche, davon rund ein Drittel aus Österreich, flohen 1938/39 vor dem NS-Terror an diesen ungewöhnlichen Exil-Ort, der von den Flüchtlingen nur einen Pass verlangte. Es war ein „Exil der kleinen Leute“ (Wolfgang Benz), keinesfalls vergleichbar mit der Emigration von Intellektuellen aus Kunst, Literatur und Wissenschaft, die Deutschland vor 1938 verlassen hatten. Der übliche Reiseweg aus Österreich führte zu den Mittelmeerhäfen Genua, Neapel, Venedig oder Triest, von dort mit

italienischen Passagierschiffen nach Ostasien. Die drei Goldners reisten am 25. Januar 1939 in Genua auf der „Conte Biancamano“ der Reederei „Lloyd Triestino“ ab; Shanghai erreichten sie am 22. Februar 1939.<sup>10</sup> Nach den Verfolgungen, die die Flüchtlinge zuvor durchlitten hatten, konnten sie auf der relativ komfortablen Schiffsreise aufatmen und sich etwas erholen – ein Zwischenstadium vor den Entbehrungen, die sie in Shanghai erwarteten.



Schiffsticket der Familie Goldner vom 25. Januar 1939 (Quelle: Generallandesarchiv Karlsruhe 480 EK 21396/1, fol. 45; Bildrechte beim Landesarchiv Baden-Württemberg)

Aus der kleinen Hafenstadt, die 1843 von britischen Truppen gewaltsam „geöffnet“ worden war, war eines der größten Handelszentren der Welt mit dem Status eines extraterritorialen Distrikts und mit einer Einwohnerzahl von 6,5 Millionen geworden. In den Stadtvierteln French Connection, Settlement und Western District hatten sich vor allem wohlhabende ausländische Geschäftsleute niedergelassen. Die eindrucksvolle Gebäudefront an der Uferpromenade, dem „Bund“, konnte mit den Metropolen der Welt mithalten und beeindruckte jeden Reisenden. Dahinter verbargen sich freilich die chinesischen Stadtviertel mit engen Straßen und dicht bewohnten Häusern. Die allgemeine Wohnungsnot hatte sich 1937 noch verstärkt, als die Japaner im Krieg gegen China den Stadtteil Hongkew (auch: Hongkou) bombardierten und Shanghai mit Ausnahme der „Settlements“ besetzten.

Um die dortigen Lebensbedingungen zu schildern, werden neben Goldners wenigen persönlichen Erinnerungen an seine Exilzeit<sup>11</sup> die autobiografischen Erinnerungen und Darstellungen anderer Exilanten herangezogen, die diese nach einer langen Zeit des Schweigens seit 1990 veröffentlichten.<sup>12</sup> Der achtjährige Aufenthalt von Erwin Goldner in der Tongshan Road im Stadtteil Hongkew vom Februar 1939 bis Januar 1947 ist mehrfach belegt, so in dem kleinen roten „Emigranten Adressbuch“ von 1939 und in der von den japanischen Polizeibehörden erstellten Ausländerliste von 1944.<sup>13</sup>

Noch bevor die neu ankommenden Flüchtlinge an Land gehen durften, wurden sie befragt und registriert. Gleichzeitig erhielten sie ein Merkblatt mit Verhaltensmaßregeln und Hygiene-Empfehlungen. Glück hatten diejenigen, die einen

handwerklichen Beruf oder entsprechende praktische Fähigkeiten vorweisen konnten. Denn sie wurden an interessierte Arbeitgeber vermittelt. Allerdings traf dies nur auf einen kleinen Teil der Ankömmlinge zu. Die allermeisten wurden zunächst auf sechs Flüchtlingsheime verteilt; in diesen primitiven Notunterkünften lebten sie – getrennt nach Frauen und Männern – in Massenschlafsälen ohne jede Privatsphäre. Ihr Leben war ein ständiger Kampf ums Dasein in einer ihnen völlig fremden



Männerunterkunft in Shanghai (Foto: Arthur Rothstein, UNRRA-Archiv; Quelle: Barzel, wie Anm. 12, S. 25)



Umgebung. Verpflegt wurden sie in Armenküchen, die die dortige Jüdische Gemeinde, darunter reiche sephardische Kaufleute aus dem Irak oder Indien sowie Hilfsorganisationen wie das American Jewish Joint Distribution Committee (kurz: JOINT) finanzierten. Die gesundheitlichen Risiken waren enorm: Das ungewohnte Klima mit hoher Luftfeuchtigkeit, Unterernährung, Schmutz und ungenügende Hygiene, Seuchen, Tropenkrankheiten und Ungeziefer belasteten die Flüchtlinge. Bis 1945 starben schätzungsweise 1700 Menschen, d.h. etwa 10% von ihnen. Auch Goldners Eltern haben das Kriegsende nicht erlebt. Goldner erinnert sich:

„Die Verhältnisse waren derartig schlecht, dass meine Eltern im Jahre 1943 verhungerten. Zuerst verstarb der Vater und sechs Wochen später die Mutter. Der Vater war 72 und die Mutter 70 Jahre alt. Ich selbst wurde im Lager sehr schwer krank und lag im Sterben. Meine Eltern gaben mir ihre letzten Rationen noch, um mich am Leben zu erhalten.“<sup>14</sup>

Bis 1941 verschafften sich viele Shanghai-Deutsche eine prekäre Existenzgrundlage im Handel auf der Straße oder in winzigen Geschäften, durch Hausieren und Botengänge oder durch sonstige vielfältige Dienstleistungen. Goldner war nach eigenen Angaben bis 1943 arbeitslos; erst vom Januar 1944 bis Juni 1946 arbeitete er wieder als „Inkassant“ bei der Hilfsorganisation „Aguda Israel Organisation“, vermutlich um Hilfgelder auszuzahlen oder Beiträge einzusammeln.<sup>15</sup> Offensichtlich hatte er Kontakt zur jüdischen Gemeinde. An ihrer Sprache und ihrer kulturellen Identität hielten die deutschen Emigrantinnen und Emigranten fest. Cafés, Theater- und Musikaufführungen bewahrten die Erinnerung an die Heimat und trugen zur Selbstbehauptung in einer fremden Umgebung bei. Ihre Wohnviertel hießen euphemistisch „Klein-Wien“ und „Klein-Berlin“.

Nach dem japanischen Angriff auf Pearl Harbour im Dezember 1941 verschlechterten sich die Lebensbedingungen der Flüchtlinge in Shanghai; denn jetzt besetzten und kontrollierten japanische Truppen die ganze Stadt einschließlich der „Settlements“. Der Krieg im Pazifik zwischen Japan und den USA unterbrach die Hilfslieferungen und Zahlungen aus Amerika. In den Suppenküchen konnte nur noch eine statt bisher zwei „Mahlzeiten“ an Bedürftige ausgegeben werden. Die meisten litten an Hunger und Unterernährung. Außerdem war jede Hoffnung dahin, aus dem „Wartesaal“ Shanghai doch bald weiterreisen zu können. Alle Türen des „Wartesaals“ waren aufgrund der militärischen Entwicklung des Zweiten Weltkriegs verschlossen.

Einen noch tieferen Einschnitt bedeutete die Proklamation der japanischen Besatzungsarmee vom 18. Februar 1943, die von allen in der Stadt lebenden staatenlosen Menschen verlangte, innerhalb von drei Monaten in den Stadtteil Hongkew umzuziehen. Staatenlos waren alle deutschen und österreichischen Flüchtlinge, weil ihnen die NS-Regierung in einem Akt kollektiver Ausbürgerung die deutsche Staatsangehörigkeit im November 1941 entzogen hatte. Die „Designated Area“ Hongkew war jetzt hoffnungslos überfüllt, die Menschen vielfach von ihren Verdienstmöglichkeiten außerhalb des Stadtteils abgeschnitten. Das ca. 2,5 Quadratkilometer große Ghetto war zwar nicht durch Mauern und Stacheldraht eingezäunt, die Ein- und Ausgänge wurden aber kontrolliert. Nur wer einen festen Arbeitsplatz außerhalb nachweisen konnte, erhielt nach vielen bürokratischen Schikanen einen Passierschein und durfte das Ghetto tagsüber verlassen. Für ihre

einschneidende Maßnahme machten die japanischen Behörden Sicherheitsgründe geltend, tatsächlich wurden sie wohl von den Repräsentanten des verbündeten NS-Regimes dazu gedrängt. Weitere antisemitische Maßnahmen, gar eine Vernichtung der jüdischen Bevölkerung nach dem Beispiel der „Endlösung“, lehnte die japanische Regierung aber entschieden ab.

Als am 17. Juli 1945 US-Flugzeuge japanische Einrichtungen in Shanghai bombardierten, was auch zivile Opfer forderte, war dies das Signal für ein baldiges Kriegsende. Am 14. August kapitulierten die japanischen Besatzungstruppen in Shanghai. Nach dem Einmarsch der US-Soldaten wurde das Ghetto aufgelöst; jetzt wurden die Flüchtlinge ausreichend mit Nahrungsmitteln versorgt und erhielten bessere Arbeitsmöglichkeiten. Wegen seiner gesundheitlichen Probleme (Ödeme in Armen und Beinen) war Goldner allerdings bis zu seiner Abreise in ärztlicher Behandlung.<sup>16</sup> Nach der Befreiung Shanghais keimte bei den Europäern die Hoffnung auf eine baldige Weiterreise auf. Shanghai war für sie immer nur ein „Wartesaal“ gewesen, ein zeitlich begrenzter Aufenthaltsort. Denn trotz vielfältiger Kontakte zu den Einheimischen war den europäischen Flüchtlingen die chinesische Umwelt fremd geblieben. Freilich waren die Westmächte nach Kriegsende vordringlich damit beschäftigt, die Probleme in Europa anzugehen, die Situation in Deutschland zu stabilisieren und „Displaced Persons“ in ihre Heimatländer zurückzuführen. Die Lage der Shanghai-Deutschen geriet dabei aus dem Blick. Viele mussten noch bis 1949 auf eine Ausreisemöglichkeit in die USA, Kanada, England, Australien oder Israel warten. Erst die Aktivität der UNO-Flüchtlingsorganisation UNRAA (später: IRO) beschleunigte die Ausreise.

Wer zu der Minderheit gehörte, die trotz aller Vorbehalte nach Europa zurückkehren wollte, hatte etwas mehr Glück. So verließ Erwin Goldner Shanghai am 16. Januar 1947 mit dem ersten Rücktransport. Drei Wochen waren 767 Passagiere – darunter Franziska Tausig – auf dem amerikanischen Truppentransporter „Marine Falcon“ nach Neapel unterwegs. Die Reisebedingungen waren recht gut; anschließend erduldeten die Menschen allerdings noch eine einwöchige Bahnfahrt nach Wien in einfachen Güterwaggons.<sup>17</sup>

Diejenigen, die die Emigration in Shanghai überlebt hatten, waren von den Entbehrungen der Exiljahre gezeichnet und litten oft unter schweren psychischen und körperlichen Schäden. Vonseiten der chinesischen Bevölkerung hatten sie zwar weder Fremdenhass noch Antisemitismus erfahren, die traumatischen Erfahrungen ihres Exils konnten sie freilich nicht einfach verdrängen. Aber dennoch blickte ein Überlebender dankbar auf die Zeit in Shanghai zurück:

„Trotz all seiner unschönen Seiten, trotz Korruption, Dreck, häufig unangenehmem Klima: in Shanghai hatten wir die schrecklichste Zeit der Menschheitsgeschichte überleben können. Shanghai hat uns das Leben gerettet. Und das allein zählt.“<sup>18</sup>

## **Eingewöhnungsschwierigkeiten in Wien nach der Rückkehr**

Nach Wien zurückgekehrt, wurden diejenigen, die nicht bei Verwandten unterkommen konnten, vielfach auf Notunterkünfte und Lager für Displaced Persons

verteilt. Die Rückkehrer waren in der Wiener Nachkriegsgesellschaft nicht willkommen. Erwin Goldner fasste in der Stadt nur schwer Fuß. Er blieb ohne Verdienstmöglichkeit und lebte vorübergehend in einem Obdachlosenasyll; die nötige staatliche Starthilfe blieb aus. Die Folgen des Exils für seine körperliche Verfassung machten ihm sehr zu schaffen. Wegen Hungerödemen, Stoffwechsel- und Kreislaufstörungen, die zu „einer ungenügenden Ausnützung der angebotenen Nahrungsmittel“ führten, wurde er zunächst stationär in Salzburg, dann ambulant in Wien behandelt: „Trotz reichlichster Ernährung leidet Patient dauernd an schwerem Hungergefühl und es gelingt nicht, auch nur bescheidene Gewichtszunahmen zu erzielen“<sup>19</sup> – ein Symptom, das ihn auch in späteren Jahrzehnten nicht verließ. Heimat und Unterstützung fand er bei der Jüdischen Gemeinde, für die er als Synagogenvorbeter tätig war. Auch dem Verband der Verfolgten des NS-Regimes gehörte er an. Einen Ausweg aus seiner schwierigen Situation erhoffte er sich, als er sich im Juli 1947 beim Wiener Büro der UNO-Flüchtlingsorganisation IRO als Ausreisewilliger registrieren ließ. Sein Ziel war Argentinien, wo ein Vetter wohnte. Für dieses Vorhaben sagte ihm das örtliche IRO-Büro Unterstützung zu. Die Pläne zerschlugen sich aber, weil er den Aufenthaltsort des Verwandten nicht ausfindig machen konnte.<sup>20</sup>

In Wien – wohl in der Jüdischen Gemeinde – lernte er Johanna Maria Allgeier kennen, und die beiden heirateten am 22. März 1950.<sup>21</sup> Durch die Heirat erhielt Johanna die österreichische Staatsbürgerschaft. Zeitweise wohnte das Paar in einer kleinen Gemeinde im Salzburger Land, in Filzmoos im Pongau. Das Häuschen Nr. 29 hatte die Familie Allgeier vor 1945 gemietet oder erworben, und es war zeitweise von der Mutter Anna Maria Allgeier bewohnt. Im Juni 1950 war Erwin Goldner in Filzmoos als Hauptmieter gemeldet; seine Frau fungierte als Vermieterin.<sup>22</sup>

## **Johanna Allgeier**

Johanna Maria Allgeier wurde am 11. November 1899 als nicht-eheliches Kind in Heidelberg geboren. Ihre Mutter Maria Eitelwein (geb. 11. Juni 1879) entstammte einer protestantischen Familie, die schon jahrzehntelang in Ramsen (im heutigen Donnersbergkreis/Rheinland-Pfalz) lebte.<sup>23</sup> Sie war als „Dienstmagd“ – wahrscheinlich im Raum Heidelberg – beschäftigt und verstarb kurz nach der Geburt. Wie die Mutter wurde das Kind evangelisch getauft und der Mannheimer Handwerkerfamilie Allgeier in Pflege gegeben: dem Schreiner Franz Johann Allgeier (7. Januar 1870 – 16. Mai 1938) und Anna Maria, geb. Breivogel, geschiedene Lützel (geb. 17. April 1868). Johanna besuchte von 1905 bis 1908 die Volksschule, anschließend bis 1913 die Bürgerschule in Mannheim. Mit ihrer Volljährigkeit wurde sie 1921 von ihren Pflegeeltern adoptiert.<sup>24</sup> Da sie den Wunsch hatte, Sängerin zu werden, nahm sie in Mannheim und Kaiserslautern Gesangsunterricht und wirkte bei musikalischen Aufführungen in Kaiserslautern, Heidelberg und Basel mit.

Aufgrund einer anonymen Denunziation wurde sie 1937 von der Staatsanwaltschaft beim Sondergericht Mannheim vernommen. Wie schon eine Anzeige im Jahre 1934 trug diese Denunziation eindeutig antisemitische Züge; ihr wurden Auslandsreisen, dunkle Geldgeschäfte und Geschäftsbeziehungen zu Juden unter-



Undatiertes Porträt als Künstlerin (Quelle: Nachlass J. Goldner, wie Anm. 24)

stellt. Johanna erklärte, dass sie viel unterwegs sei, ihren Lebensunterhalt mit dem Verkauf von Waren an der Haustür („HausiererIn“) verdiene und einige Jahre ein Verhältnis mit Siegbert Wachs, einem inzwischen ausgewanderten Juden, gehabt habe. Ihm zuliebe sei sie 1928 aus der evangelischen Kirche ausgetreten und habe den jüdischen Glauben angenommen. Die Gestapo bestätigte diese Aussagen („israelitische Konfession“, „HausiererIn, früher SängerIn“), überprüfte ihre Abstammung und konnte keine strafbare Handlung nachweisen. Das Verfahren gegen sie wurde daraufhin eingestellt.<sup>25</sup>

Den Anfeindungen in Mannheim entzog sich Johanna 1937/1938 durch den Umzug nach Heidelberg. Im Schlosswolfsbrunnenweg 25 hatte ihr Adoptivvater noch zu Lebzeiten

einen Keller zu einer Wohnung ausgebaut, in der jetzt ihre Adoptivmutter Anna Maria Allgeier und zeitweise auch Johanna wohnten.<sup>26</sup> Seit 1938 war Johanna zwar unter dieser Adresse in Heidelberg gemeldet, hielt sich aber häufig in Österreich auf und war als Einrichterin, Souffleuse oder Sängerin am Landestheater Innsbruck (1939–1941), im Elsass am Stadttheater Mülhausen (1941–1943) und in Berlin (1944) engagiert, wie sich aus ihren Mitgliedsbeiträgen für die Reichskulturkammer ergibt. Daneben verdiente sie sich ihren Lebensunterhalt weiterhin dadurch, dass sie Haushaltswaren an der Haustür verkaufte. Häufig wechselte sie ihren Aufenthaltsort. Im Sommer 1941 leitete sie ein Kinderferienlager der NS-Volkswohlfahrt in Tirol und wurde 1943 von der DAF (Deutsche Arbeitsfront) zur Truppenbetreuung an der Ostsee dienstverpflichtet.<sup>27</sup> Am 23. Oktober 1944 meldete sie sich aus Heidelberg nach Filzmoos ab; das Kriegsende erlebte sie in Bad Gastein.

Bis 1950 setzte Johanna Allgeier ihre musikalischen Aktivitäten fort; so trat sie vor US-Truppen in Österreich und 1948 in Heidelberg bei vier Konzerten auf, die von der Jüdischen Gemeinde, dem Bachverein und der Musikhochschule veranstaltet wurden. Am 24. Dezember 1947 wurde sie in die Wiener Jüdische Gemeinde aufgenommen. „Da sie alle Unterlagen verloren hatte, musste sie sich einer Prüfung unterziehen.“<sup>28</sup> – so ihre Erklärung. Ein Jahr später wurde sie Mitglied im „Verband der wegen ihrer Abstammung Verfolgten“. Später legte sie sich den zusätzlichen Vornamen „Debora(h)“ zu. Anscheinend hatte sich in ihr die Überzeugung festgesetzt, nicht nur jüdischen Glaubens, sondern – im Sinne der NS-Rassenlehre – jüdischer Abstammung, also „nicht-arisch“ zu sein und deshalb im

NS-Staat diskriminiert und verfolgt worden zu sein. Als sie nach ihrer Heirat 1950 bei der IRO Unterstützung beantragte, gab sie folgende biografische Auskunft:

„Applikantin [d.i. Antragstellerin] ist ein uneheliches Kind einer getauften Jüdin, die gleich nach der Geburt verstarb. Der leibliche Vater war auch Jude. Ungefähr 20-jährig wurde sie von den deutschen Christen (Allgeier) adoptiert, wobei die Adoptivmutter auch ihr[e] Ziehmutter gewesen war und in der Nazi-Zeit sie als legitimes Kind ausgegeben hat.“<sup>29</sup>

Diese Aussage konnte Johanna Goldner nicht durch Dokumente belegen; im Unterschied zu dem Antrag ihres Mannes wurde der ihre als „uneligibile“ – unberechtigt – abgelehnt. Weder in den Personenstandsregistern der Familie noch aus den Schriftstücken, die ihr die NS-Behörden und Organisationen ausstellten, ist eine „nicht-arische“ Herkunft zu erkennen. Aus der Liebe zur Musik und der Neigung zur jüdischen Religion erwachsen wohl die Legenden, die Johanna über ihre Konzerterfolge und ihre Abstammung verbreitete.

Ein Eintrag in zwei Gedenkbüchern für verfolgte Heidelberger Jüdinnen und Juden besagt, dass eine Johanna Eitelwein, geb. 11. November 1889 – also genau zehn Jahre vor dem tatsächlichen Geburtsdatum von Johanna Allgeier – am 23. Oktober 1944 „mit unbekanntem Ziel in den Osten deportiert worden sei“.<sup>30</sup> Gegen den Wahrheitsgehalt dieses Eintrags spricht, dass sich Johanna zu genau diesem Zeitpunkt regulär aus Heidelberg nach Filzmoos abmeldete und dann im Salzburger Land lebte. Außerdem hat sie in all ihren biografischen Aussagen nie eine Deportation erwähnt, die ihr ja einen Anspruch auf Entschädigung verschafft hätte. Wie es zu diesem fehlerhaften Eintrag kam, bleibt noch zu klären.

## **Lebensumstände in Heidelberg seit 1952**

Nachdem die Auswanderung nach Argentinien nicht zustande gekommen war, hielt sich das Ehepaar Goldner zu Beginn der 1950er-Jahre in Wien und Filzmoos, dann in Heidelberg auf. Johanna hatte den Kontakt hierher nie abreißen lassen. So ist es wohl ihrem Einfluss zuzuschreiben, dass das Ehepaar nach Heidelberg umzog und hier ab 12. November 1952 in der Bussemberggasse 16 – zur Untermiete in einem winzigen Zimmer – gemeldet war.<sup>31</sup> Die österreichische Staatsangehörigkeit behielten sie bei und mussten ihre Aufenthaltserlaubnis jeweils verlängern lassen. Sie schlossen sich der hiesigen Jüdischen Kultusgemeinde an, in der Erwin Goldner wieder als Vorbeter tätig war. Mitte der 1950er-Jahre gab die US-Armee die meisten beschlagnahmten Häuser in Heidelberg frei, darunter das Haus Schlosswolfsbrunnenweg 25. Hier konnten die Goldners im Oktober 1955 die Kellerwohnung beziehen, in der Johannes Mutter vor 1945 gewohnt hatte. Nach dem Tod der Eigentümerin, der Witwe Margarete Schmitt, wurde das Haus verkauft. Daraufhin bezog das Ehepaar im September 1972 eine Sozialwohnung in dem von der Gesellschaft für Grund- und Hausbesitz neu errichteten Wohnblock im Hasenleiser Erlenweg 33. Wie Fotos im Nachlass von Johanna belegen, hielten sich beide mehrfach in Filzmoos auf, wo die Mutter seit 1958 ihre letzten Lebensjahre verbrachte.<sup>32</sup>

Zu Beginn seiner Heidelberger Zeit versuchte Erwin Goldner bei der Firma Schmitt als Zeitungsverkäufer zu arbeiten und den Lebensunterhalt zu verdienen. Wegen seines schlechten Gesundheitszustandes musste er diese Tätigkeit aber bald aufgeben. In der Folgezeit lebte das Ehepaar von Sozialhilfe und Mietzuschuss.<sup>33</sup>

## Entschädigung und Wiedergutmachung

Die Bundesentschädigungsgesetze vom 3. August 1953 und 29. Juni 1956 boten den Verfolgten des NS-Regimes die rechtliche Handhabe, ihre Ansprüche auf Entschädigung geltend zu machen, und zwar für einen erlittenen Freiheitsentzug, Schäden an Körper und Gesundheit oder Nachteile im beruflichen Fortkommen und Vermögensverluste.<sup>34</sup> Erwin Goldner wurde in diesem Verfahren durch Rechtsanwalt Dr. Gustav Neureither vertreten, der als öffentlicher Anwalt in Wiedergutmachungssachen zugelassen war.<sup>35</sup>

Dank der bürokratischen Genauigkeit im Landesamt für die Wiedergutmachung Stuttgart dauerte das gesamte Verfahren fünf Jahre. Relativ schnell – das heißt nach einem Jahr – wurde am 16. Juni 1958 über die Haftentschädigung entschieden. Vorher aber ließ sich die Behörde Goldners Exil in Shanghai durch einen Leidensgenossen und die dortige jüdische Gemeinde bestätigen. Nur die Zeit im geschlossenen Ghetto Hongkew ab 18. Mai 1943 wurde als Haft anerkannt und mit fünf DM pro Tag entschädigt, was eine Gesamtsumme von 3450 DM ergab. Den Anspruch wegen beruflicher Nachteile lehnte die Behörde ab; aufgrund einer Stichtagsregelung wäre ein solcher nur anerkannt worden, wenn Goldner vor dem Jahresende 1937 im Reichsgebiet gewohnt hätte – damals war Österreich freilich noch selbstständig.<sup>36</sup>

Als wesentlich langwieriger erwies sich die Prüfung der Frage, inwieweit die zweifellos vorhandenen Krankheitssymptome (Ödeme, Durchblutungs- und Stoffwechselstörungen, Herzmuskelschwäche, Zerebralsklerose) als Folgen seiner Leidenszeit im Zwangsexil zu werten seien. Klinische Befunde, ärztliche Atteste („Sein jetziger Gesundheitszustand ist mit hoher Wahrscheinlichkeit auf jene Hunger- und Leidenszeit zurück zu führen.“<sup>37</sup>) und dringende Mahnungen des Anwalts („tatsächlich verzweifelte Lage des Antragstellers“<sup>38</sup>) beschleunigten den Entscheidungsprozess im Landesamt nicht. Ausschlaggebend für eine positive Entscheidung war wohl zuletzt das ärztliche Gutachten der Ludolf-Krehl-Klinik. Am 30. April 1962 erkannte das Wiedergutmachungsamt Goldners „Schäden an Körper und Gesundheit“ an und sprach ihm rückwirkend ab 1953 eine Rente zu. Von der hohen Nachzahlung wurden allerdings die bisher gezahlten Sozialleistungen abgezogen (Rest ca. 10.800 DM). Vom 1. Juni 1962 an erhielt Goldner eine monatliche Rente von 190 DM und wurde zu 40 % als erwerbsunfähig eingestuft.<sup>39</sup>

Die Rente erhöhte sich den gesetzlichen Vorgaben entsprechend und betrug 1974 zu Jahresbeginn 615 DM. Die Frage, welche gesundheitlichen Folgen die NS-Zeit für Goldner hatte, spielte immer dann eine Rolle, wenn er zusätzliche Leistungen wie Kuraufenthalte in Mingolsheim (1964) und Bad Krotzingen (1970) beantragte. Dafür setzte sich seine Frau besonders ein und begleitete ihn dorthin während der Kur.<sup>40</sup>



Auch Johanna Goldner beantragte eine Entschädigung dafür, dass sie in der NS-Zeit aus rassistischen Gründen in ihrer künstlerischen Betätigung benachteiligt worden sei und damit „Schaden im beruflichen und wirtschaftlichen Fortkommen“ erlitten habe. Sobald sie als Jüdin erkannt worden sei, habe sie aus Angst ihre Anstellung fluchtartig verlassen und den Aufenthaltsort wechseln müssen.<sup>41</sup> Weder für ihre jüdische Abstammung noch für die Verfolgungen und beruflichen Nachteile konnte sie freilich überzeugende Beweise vorlegen. Dazu stellte das Wiedergutmachungsamt 1958 fest: „Die Behauptung der Antragstellerin, ihre Mutter sei Jüdin gewesen, konnte bisher nicht bestätigt werden. [...] Das Vorbringen der Antragstellerin ist widerspruchsvoll und steht nicht in Einklang mit den von ihr selbst vorgelegten Unterlagen.“<sup>42</sup> In zwei Prüfungsverfahren wurde ihr Antrag 1960 und 1965 zurückgewiesen.<sup>43</sup>

### Erwin Goldner in der Heidelberger Stadtgesellschaft



Ausweisbild um 1972 (Quelle: Zentralarchiv zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland B. 1/4.534)

Als körperlich, seelisch und mental versehrt Mensch fiel Erwin Goldner damals im Heidelberger Stadtbild auf.<sup>44</sup> Wie reagierten die Vorbeigehenden auf ihn? Die allermeisten zeigten kein Mitleid und taten so, als sei er gar nicht vorhanden, oder verscheuchten ihn, wenn er ihnen zu nahe kam. Zu einem Sonderling wie ihm scheuten sie jeglichen Kontakt und wollten in ihrem bürgerlichen Alltag nicht gestört werden, wenn er ihnen Zeitungen zum Verkauf anbot oder sie um ein Almosen anbettelte. 1952/53, als er in besonderer Not war, wurde er zweimal wegen Bettelns zu einer kurzen Haftstrafe verurteilt.<sup>45</sup> Den Erwachsenen war bewusst, dass Goldner als Jude in der NS-Zeit verfolgt worden war und gelitten hatte. Ohne Genaueres zu wissen, mutmaßte man, er sei im KZ gewesen und dort misshandelt worden.

Wenn ihn Jugendliche mit Schmähungen („Adolf Hitler – Moskau brennt“) und „Stürmer“-Rufen reizten, fand sich niemand, der sie zurechtgewiesen und über den geschichtlichen Hintergrund – das antisemitische Hetzblatt von Julius Streicher – aufgeklärt hätte. An jene „unseligen“ Jahre des NS-Regimes und die eigene Vergangenheit wollte die Mehrzahl der Menschen in der Zeit des Wiederaufbaus nicht erinnert werden – umso schlimmer, wenn ein Mann allein durch sein Erscheinungsbild diesen Verdrängungsprozess störte.

Goldners Charakter wird als an sich friedlich beschrieben. Wenn er freilich an die Zeit der NS-Verfolgung erinnert und verspottet wurde, konnte er jähzornig werden. In einem Wutanfall soll – so wird berichtet – die Scheibe einer Straßenbahn zu Bruch gegangen sein. Beim gemeinsamen Essen in der Jüdischen Gemeinde habe er ein „verstörendes Bild“ (Steven Less) abgegeben, weil sein Essverhalten noch Jahrzehnte nach den Hungerjahren im Exil völlig ungezügelt war. Da sein linkes Auge infolge einer Netzhautablösung erblindet war<sup>46</sup> und er sich nicht deutlich artikulieren konnte, fiel es ihm schwer, sich mit seiner Umwelt zu verständigen. Aufgrund dieses Erscheinungsbildes diagnostizierte der Amtsarzt 1955 bei Erwin Goldner eine „gewisse Geistesschwäche, die jedoch nicht so erheblich ist, dass die Voraussetzungen zur Entmündigung als gegeben angesehen werden“.<sup>47</sup>

Dass das Ehepaar Goldner „reich“ gewesen sei, ein „Haus“ und einen „Daimler“ besessen habe, gehört in das Reich der Legenden, die über die beiden im Umlauf waren. Das Gerücht über den Hausbesitz könnte daher rühren, dass man etwas über das Häuschen in Filzmoos wusste oder dass sich die Heidelberger unter der Adresse Schlosswolfsbrunnenweg nur eine Villa vorstellen konnten.

In der Ehe war Johanna die dominierende Persönlichkeit – im Guten, wenn sie sich um die ärztliche Behandlung und Kuraufenthalte ihres Mannes kümmerte, aber vor allem auch im Schlechten, wenn sie ihn trotz seiner Behinderungen auf die Straße schickte, um mit dem Zeitungsverkauf ein paar Pfennige zu verdienen. Noch 1972, als Erwin Goldner schon 66 Jahre alt war, wurde ihm eine „Reisegewerbekarte“ ausgestellt; er sei „befugt, Zeitschriften und Ansichtskarten als Angestellter von Frau Johanna Goldner“ zu verkaufen.<sup>48</sup> Zeitzeuginnen und Zeitzeugen schildern ihr Verhalten durchgehend negativ: Eine „böse Ehefrau“ (Michael Buselmeier; ähnlich Rita Herrmann) sei sie gewesen. Wenn ihm Abonnenten bei seinem Weg von Haus zu Haus eine Stärkung anboten und er sich etwas länger in einer Wohnung aufhielt, habe sie ihm lautstark heftige Vorwürfe gemacht. Erwin Goldner selbst hat unter seiner herrschsüchtigen Ehefrau gelitten. Den Ärzten der Ludolf-Krehl-Klinik vertraute er schon 1962 an, er wolle sich von seiner Frau trennen und nach Wien zurückkehren.<sup>49</sup> Offensichtlich traute er sich aber ein Leben in ungewohnter Selbstständigkeit nicht zu; die Bindung an seine Frau war stärker.

Rückzugsorte fand Goldner in den Altstadtgassen rund um den Marktplatz. Hier wurde er auf seiner Tour



Skizze von Walter Böckh 1960 (Quelle: wie Anm. 1 und 50)

manchmal zu einer Geburtstagsfeier oder einem Kaffee eingeladen. Abends fand er sich in einer der Altstadtkneipen ein, wo er bald vor Erschöpfung einschlief: in der Unteren Straße, an der Alten Brücke, am Marktplatz, am häufigsten aber im Eiscafé „Livio“ an der Ecke Hauptstraße/Krämergasse, das bis spät in die Nacht geöffnet war. Hier hat ihn der Maler Walter Böckh im Jahre 1960 skizziert.<sup>50</sup> Die „einfachen Leute“ in der Altstadt kümmerten sich aus Mitleid und Empathie eher um den Sonderling als die geschäftigen Passanten am Bismarckplatz.

Ende der 1970er-Jahre erkrankte Johanna Goldner schwer und verstarb am 5. Februar 1982 im Krankenhaus Speyererhof. Bald danach reisten drei Mitglieder der Jüdischen Gemeinde – Steven Less, Michael Flamme und Maimon Maor – im Frühjahr 1982 nach Filzmoos. Sie erledigten die notwendigen Formalitäten im Notariat – wohl in St. Johann im Pongau, räumten die wenigen persönlichen Habseligkeiten aus dem Haus zusammen und brachten sie nach Heidelberg.<sup>51</sup> Darunter war auch ein kleiner brauner Koffer, der anschließend eine denkwürdige Geschichte durchlaufen hat. Zuerst wurde er im provisorischen Betsaal der Gemeinde in der Rohrbacher Straße abgelegt. Als in den 1990er-Jahren das neue Gemeindezentrum in der Häusserstraße bezogen werden sollte, rettete Iche Soudry den Koffer und verwahrte ihn in seinem Keller, wo er in Vergessenheit geriet. Erst als im Sommer 2020 Rabbiner Pawelczyk-Kissin in einem kleinen Kreis von den biografischen Recherchen zu Erwin Goldner berichtete, erinnerte sich Soudry an den Koffer und brachte ihn ins Büro der Jüdischen Gemeinde. Dankenswerterweise wurde mir der Koffer sogleich zur Verfügung gestellt. Nach gründlicher Durchlüftung konnte die Durchsicht beginnen: Es handelte sich um den ungeordneten



Grabplatten im jüdischen Teil des Bergfriedhofs (Fotos: Reinhard Riese)

und unvollständigen Nachlass von Johanna Goldner, soweit sie ihn in Filzmoos gesammelt hatte. Viele Fotos und manche Schriftstücke waren durch die Feuchtigkeit zerstört, aber es blieb genug Material, um Details aus ihrer Lebensgeschichte zu erfahren und mit anderweitigen Angaben abzugleichen: undatierte Fotos aus ihrer BühnENZEIT und von Filzmoos, Briefe, Ansichtskarten, einige Ausweise und amtliche Dokumente.<sup>52</sup>

Nach dem Tod seiner Frau gab Erwin Goldner die Wohnung im Hasenleiser auf und zog im Mai 1982 in das Marie-Luisen-Altersheim Bienenstraße 2, wo er betreut wurde. Die letzte Zeit seit 1987 verbrachte er im Frommelhaus Plöck 45. Hier verstarb er im Alter von 82 Jahren am 13. Dezember 1988.<sup>53</sup> Die Jüdische Kultusgemeinde gedachte seiner in einer Traueranzeige; die Grabplatten für Erwin und Johanna Goldner sind noch heute im Jüdischen Teil des Bergfriedhofs zu finden.<sup>54</sup>

„Wer einmal ins Exil getrieben wurde, kommt lebenslang nicht mehr davon ab.“<sup>55</sup> Dieser Ausspruch von Georges-Arthur Goldschmidt charakterisiert das Leben von Erwin Goldner. Ihm als Opfer des NS-Regimes und als bedauernswertem Außenseiter in der Heidelberger Nachkriegsgesellschaft einen Namen und ein Gesicht zu geben, sein Lebensschicksal nachzuverfolgen – das war das Ziel dieser biografischen Studie. Gleichzeitig spiegelt sich in seinem ungewöhnlichen Lebenslauf ein Stück deutscher Geschichte im 20. Jahrhundert wider.

## Anmerkungen

- 1 Michael Buselmeier: Ende des Vogelgesangs. Eine Kindheit, Heidelberg 2015, S. 122; Volker von Offenberg: Von der Concession zur Consumption... Eine kleine Heidelberger ‚Wirtschafts‘-Geschichte (Sonderveröffentlichungen des Stadtarchivs Heidelberg, 24), Heidelberg u.a. 2019, S. 62; Kurfürst-Friedrich-Gymnasium, Kurpfälzisches Museum der Stadt Heidelberg, Heidelberger Kunstverein (Hgg.): Walter Böckh. 16.9.–18.10.89 Ausstellung in der Alten Universität Heidelberg, Heidelberg [1989], unpag. Abb. 5.
- 2 Rabbiner Janusz Pawelczyk-Kissin und Jens-Peter Weis dankt der Verfasser für diesen und andere wertvolle Hinweise, gleichermaßen allen in den Anmerkungen genannten Personen für ihre Auskünfte.
- 3 Landesamt für die Wiedergutmachung Stuttgart. Entschädigungssache Erwin Goldner (GLA 480 EK 21396/1 [zit.: ES EG] und 2); Antrag an die IRO auf Unterstützung 11.8.1949 (Arolsen Archives CM/1 Formulare und verschiedene Begleitdokumente für DP's in Österreich. Sign. 1698000. Erwin Goldner Dok. 80634765); Zentralarchiv zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland [zit.: ZEGJ], B 1/4.531–537.
- 4 Eidesstattliche Erklärung im Antrag auf Wiedergutmachung 2.7.1957 (ES EG, fol. 8).
- 5 Antrag IRO 1949 (wie Anm. 3), S. III.
- 6 Rechtsanwalt Dr. Maximilian Heinelt: Gerichtliche Aufkündigung 2.11.1938 (ES EG, fol. 19).
- 7 Eidesstattliche Erklärung 4.11.1959 (ES EG, fol. 77); ähnlich Erklärung 1957 (ES EG, fol. 8v) und Gutachten Ludolf-Krehl-Klinik Heidelberg 17.4.1961 (ES EG, fol. 104a).
- 8 Zur Situation der österreichischen Juden vgl. Wolf Gruner: Zwangsarbeit und Verfolgung. Österreichische Juden im NS-Staat 1938–45 (Der Nationalsozialismus und seine Folgen. Bd. 1), Innsbruck u.a. 2000, Zitat S. 42; Herbert Rosenkranz: Verfolgung und Selbstbehauptung. Die Juden in Österreich 1938–1945, Wien, München 1978, S. 31ff.
- 9 Salcia Landmann: Jüdische Witze, München 1962, S. 235.
- 10 Das Schiffsticket hat sich in der Entschädigungsakte (ES EG, fol. 45) erhalten. Die Kosten für die Passage der drei Personen betragen 5.802,50 RM.

- 11 Erklärungen 1957 und 1959 (ES EG, fol. 8 und 77); Bericht über die Untersuchung in der Ludolf-Krehl-Klinik Heidelberg 17.4.1962 (ES EG, fol. 103–115, hier 104a).
- 12 Literatur in Auswahl vgl. Amnon Barzel, Jüdisches Museum im Stadtmuseum Berlin (Hgg.): *Leben im Wartesaal. Exil in Shanghai 1938–1947* (Ausstellung vom 4.Juli bis 24. August 1997), Berlin 1997; Wolfgang Benz (Hg.): *Das Exil der kleinen Leute. Alltagserfahrungen deutscher Juden in der Emigration*, München 1991; Georg Armbrüster, Michael Kohlstruck, Sonja Mühlberger (Hgg.): *Exil Shanghai 1938–1947. Jüdisches Leben in der Emigration*, Teetz 2000; Elisabeth Buxbaum: *Transit Shanghai. Ein Leben im Exil*, Wien 2008; Astrid Freyeisen: *Der Fluchtpunkt Shanghai und seine Rezeption*, in: Thomas Pekar (Hg.): *Flucht und Rettung. Exil im japanischen Herrschaftsbereich (1933–1945) (Dokumente – Texte – Materialien)*, Berlin 2011, S. 38–53; Ursula Krechel: *Shanghai fern von wo. Roman*, Salzburg, Wien 2008; Franziska Tausig: *Shanghai-Passage. Flucht und Exil einer Wienerin (Biographische Texte zur Kultur- und Zeitgeschichte. Bd. 5)*, Wien 1987; Judith Weißbach: *Exilerinnerungen deutschsprachiger Juden an Shanghai 1938–1949*, Heidelberg 2017. Eine Ausstellung „Flucht deutscher Juden nach Shanghai 1938 bis 1947“ wurde 2019 von Schülerinnen und Schülern der Internationalen Gesamtschule Heidelberg in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Heidelberg (StAH) erarbeitet (Informationen von Dr. Peter Blum).
- 13 Emigranten Adressbuch fuer Shanghai. Mit einem Anhang Branchen-Register, Shanghai November 1939, Faksimile Shanghai 1995, S. 57 und List of Foreigners Residing in Dee Lay Yao Police District including Foreigners holding Chinese Naturalization Papers 24.8.1944, CD-ROM Beilage zu Armbrüster u.a. (wie Anm. 12), German Refugees S. 81.
- 14 Erklärung 1957 (ES EG, fol. 8v); ähnlich Erklärung 1959 (ES EG, fol. 77). Anna und Josef Goldner sind in der Sterbeliste von 1944 aufgeführt (Mitteilung von Sonja Mühlberger 25.9.2020). In der Liste von 1944 (wie Anm. 13) fehlen ihre Namen.
- 15 Antrag IRO 1949 (wie Anm. 3), S. II.
- 16 Erklärung 1959 (ES EG, fol. 77).
- 17 Schiffsliste der „Fareastern HIAS“ (Mitteilung von Sonja Mühlberger 25.9.2020) und Tausig (wie Anm. 12), S. 139–151.
- 18 Horst Eisfelder in: Barzel (wie Anm. 12), S. 99.
- 19 Israelitische Kultusgemeinde Wien. Fürsorgeabteilung – Gesundheitsreferat 14.1.1960 über seine Behandlung seit April 1947 (ES EG, fol. 80).
- 20 Anträge auf Auswanderung an die IRO 4.7.1949 und 11.8.1949 (Archives Arolsen, wie Anm. 3, Dok. 80634765, 80634767).
- 21 Heiratsurkunde Wien 22.3.1950 (ZEGJ B1/4.531).
- 22 Meldezettel für Hauptmieter 19.6.1950 (Gemeindeverwaltung Filzmoos i.P.).
- 23 Personenstandsregister im Landesarchiv Speyer S 1, Nr. 819, 845, 853, 854.
- 24 Aus dem Nachlass von Johanna Goldner in einem Koffer gesammelte Dokumente (z.Zt. in der Jüdischen Kultusgemeinde Heidelberg); Landesamt für die Wiedergutmachung Karlsruhe. Entschädigungssache Johanna Goldner, Antrag 13.9.1954 (GLA 480 21346; zit.: ES JG), fol. 3f., 20f. 25. Vgl. Antrag von Johanna Goldner an die IRO auf Unterstützung 27.10.1950 (Arolsen Archives. CM 1 Formulare und verschiedene Begleitdokumente für DP's in Österreich. Sign. 1695000. Goldner, Johanna Dok. 80634772, und Hinweise von Markus Enzenauer/Marchivum (9.10.2020).
- 25 Untersuchung durch die Staatsanwaltschaft beim Sondergericht Mannheim. August/September 1937 (GLA 507 7286).
- 26 Eidesstattliche Erklärung der Hauseigentümerin Margarete (Gretl) Schmitt geb. Röder, 9.2.1948 (ES JG, fol. 29). Meldedaten Johanna Goldner im Stadtarchiv Heidelberg 1938–1952 (Mitteilung Diana Weber 31.1.2021).
- 27 Mitgliedskarte der Reichskulturkammer. Reichstheaterkammer. Fachschaft Bühne. Beitragszahlungen vom September 1939 – Mai 1944 und Dienstbescheinigung der NSDAP Gau Tirol-Vorarlberg 9.9.1941 (Nachlass J. Goldner, wie Anm. 24); Bescheinigung der DAF 29.1.1944 (ES JG, fol. 55).
- 28 Entschädigungsantrag für Johanna Goldner durch Rechtsanwalt Dr. Arnold Hagenberg 13.9.1954 (ES EG, fol. 4).

- 29 Antrag IRO 1950 (wie Anm. 24).
- 30 Arno Weckbecker: Gedenkbuch an die ehemaligen Heidelberger Bürger jüdischer Herkunft. Dokumentation ihrer Namen und Schicksale 1933–1945, Heidelberg, 1983, S. 34 und Norbert Giovannini, Claudia Rink, Frank Moraw: Erinnern, Bewahren, Gedenken. Die jüdischen Einwohner Heidelbergs und ihre Angehörigen 1933–1945. Biographisches Lexikon mit Texten. Hg. vom Förderkreis Begegnung, Heidelberg 2011, S. 96.
- 31 Meldedaten ab 1952 im StAH (Mitteilung Diana Weber 31.1.2021). Die Einträge in den Adressbüchern sind unvollständig.
- 32 Anna Maria Allgeier meldete sich 1958 aus Mannheim ab und zog nach Filzmoos (Mitteilung Markus Enzenauer, Archivum, 9.10.2020).
- 33 Gustav Neureither 7.11.1957 (ES EG, fol. 32).
- 34 Hans Günther Hockerts: Wiedergutmachung. Ein umstrittener Begriff und ein weites Feld, in: Hans Günther Hockerts, Christiane Kuller (Hgg.): Nach der Verfolgung. Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts in Deutschland? (Dachauer Symposien zur Zeitgeschichte. Bd. 3) Göttingen 2003, S. 7–33, hierzu S. 14–16.
- 35 Antrag auf Entschädigung 3.7.1957 (ES EG, fol. 4f.).
- 36 Landesamt für die Wiedergutmachung Karlsruhe. Bescheide 16.6.1958 und 17.7.1958 (ES EG, fol. 51 und 54).
- 37 Hausarzt Dr. B. Fleiß im Nov. 1959 (ES EG, fol. 76).
- 38 Neureither 7.11.1957 (ES EG, fol. 32).
- 39 Bescheid des Landesamts 30.4.1962 (ES EG, fol. 163); das Gutachten der Ludolf-Krehl-Klinik 17.4.1962 in: ES EG, fol. 103–115.
- 40 Schriftwechsel in: GLA 480 EK 21396/2f.
- 41 Entschädigungsanträge 13.9.1954 (ES JG, fol. 3) und 20.5.1957 (ES JG, fol. 20) sowie Aussage 2.7.1957 (ES JG, fol. 47f.).
- 42 Anfrage des Wiedergutmachungsamtes an die Staatsanwaltschaft Stuttgart 5.12.1957 (ES JG, fol. 71v).
- 43 ES JG, fol. 91f. und 99.
- 44 Neben den eigenen Erinnerungen stützt sich der folgende Abschnitt auf die Beobachtungen von Zeitgenossen wie Michael Buselmeier (wie Anm. 1, S. 122 und Mail 18.7.2020); Gaby Dexheimer (Tel. 4.2.2021); Michael Flamme (Tel. 13.8.2020); Rita Herrmann (Tel. 7.10.2020), Steven Less (Mails 27.7. und 4.8.2020).
- 45 Strafregister-Auszug 15.1.1958: Urteile 10.12.1952 und 19.2.1953 (ES EG, fol. 43).
- 46 Universitätsaugenklinik 1.2.1962 (ES EG, fol. 148–150).
- 47 Amtsarzt 18.10.1955 (ES EG, fol. 68).
- 48 Reisegewerbekarte für Ausländer Nr. 13/72 (ZEGJ B 1/4. 534).
- 49 Ludolf-Krehl-Klinik 17.4.1962 (ES EG, fol. 106a).
- 50 Kurfürst-Friedrich-Gymnasium u.a. (wie Anm. 1). Walter Böckh (1904–1989) war Künstler und Kunsterzieher am KFG.
- 51 Steven Less: Mails 27.7. und 4.8.2020.
- 52 Nachlass J. Goldner (wie Anm. 24).
- 53 Meldeliste (wie Anm. 31); Heidelberger Adressbücher 1982–1988/89. Sterbeurkunden der Eheleute in: ZEGJ B 1/4.536 und 537.
- 54 RNZ 15.12.1988, S. 31; Grabstätten G 536 und 563 (Frdl. Mitteilung von Jens-Peter Weis, JKG).
- 55 So der erste Satz der autobiografischen Reflexionen von Georges-Arthur Goldschmidt: Vom Nachexil, Göttingen 2020, S. 5.



## Christmut Präger

# Die Vier ist eine halbe Acht

### Zum Ziegelhäuser Bildstock von 1478

Heute steht der Bildstock (347 × 47,5 × 29,5 cm) am westlichen Anfang der Kleingemünder Straße (früher: Hauptstraße). Mit großen, altertümlichen Zahlen gibt er das Jahr seiner Entstehung inschriftlich bekannt: 1478, wobei die zweite Zahl Vier in Form einer halben Acht zu lesen ist; die dritte Zahl in Form eines offenen Dreiecks ist eine damals übliche Sieben, nach links gekippt.

Von den stilistischen Eigenheiten der spätgotischen Skulptur des 15. Jahrhunderts ist kaum etwas zu erahnen, was nicht nur durch die wechselhafte Geschichte des Objekts, sondern wohl auch der einfachen künstlerischen Qualität des Bildhauers geschuldet sein dürfte.

Der Bildstock besteht aus zwei Steinblöcken von unterschiedlicher roter Färbung, die Lagerfuge befindet sich unter dem Bildfeld mit der Kreuzigung. Inhaltlich ist er in drei Teile gegliedert: Im unteren Teil trägt er ein Relief mit einem Baum und einem gestürzten Mann mit Stab, darüber die erhabene Tafel mit der Jahreszahl. Über dem Pfeiler befindet sich unter einem geschwungenen Giebelbogen die Darstellung einer Kreuzigung mit den Figuren der Maria und des Johannes, die unten an den Seiten durch ein Profilgesims gerahmt ist. Nach oben abgeschlossen wird der Bildstock mit einem gedrungenen Kreuz, dessen Enden Gabelungen aufweisen; im senkrechten Arm befindet sich die Jahreszahl 1784, wodurch die Höhe dieses Jahrhunderthochwassers festgehalten wurde (siehe unten). Der auf der Steinplatte ruhende Fuß des Pfeilers ist durch ein Wulstprofil nach oben abgeschlossen, mit einigem Abstand folgt die Inschrift mit dem Renovierungsdatum.



Abbildung aus Reinhard Hoppe: Dorfbuch der Gemeinde Ziegelhausen, Heidelberg 1940, S. 142

Der ursprüngliche Standort des Bildstocks lag ca. 35 Meter weiter östlich, und zwar gegenüber dem Gasthaus „Zum Schwarzen Adler“. Das ist der Liste einer alten Denkmäler-Inventarisierung zu entnehmen, wo unter der Lagebuch-Nummer 75, Inventar-Nummer 655 „Bildstock gegenüber dem Adler“ zu lesen ist.<sup>1</sup> Hier stand der Bildstock auf einer großen, unge-

fügen Steinplatte ruhend, vor einer planen Mauerfläche, die er mit seiner oberen Hälfte überragte. Auffällig ist ein heller Anstrich, wobei die Buchstaben und Ziffern in dunkler Farbe nachgezogen waren. Direkt unter der Figur des Mannes ist die Inschrift gut lesbar: „RENO= 1724.“ Das ist zu ergänzen als: „Renovatum est“ (lateinisch), „es wurde erneuert“ (deutsch). Insgesamt ist hier noch ein wenig vom Eindruck zu erahnen, den das Bildwerk zur Zeit seiner Errichtung machte, als es vielleicht – ohne Mauer - frei auftrugte.<sup>2</sup>

1926 beschrieb Carl Christ in seiner „Heimatkunde“ den Standort des Bildstockes: Er „steht in der Hauptstraße von Ziegelhausen am Ausgang des Steinbachtals, wo der frühere Abtsweg genannte alte Fahrweg nach Schönau über den Mosselsbrunnen zum Tanzplatz und Münchel hinaufzieht“.<sup>3</sup> Damit stand der Bildstock an einem wichtigen „Verkehrsknotenpunkt“, wenn man bedenkt, dass auf diesem „Fahrweg“ auch die Güter befördert wurden, die auf dem Wasserweg hierher gebracht worden und für den Transport zum Kloster Schönau, welches nach Maulbronn das zweitwichtigste Kloster auf dem gesamten Territorium der Kurpfalz war, gedacht waren.



Zustand des Bildstocks, Juli 2021 (Foto: Lucia Ayaksiz)

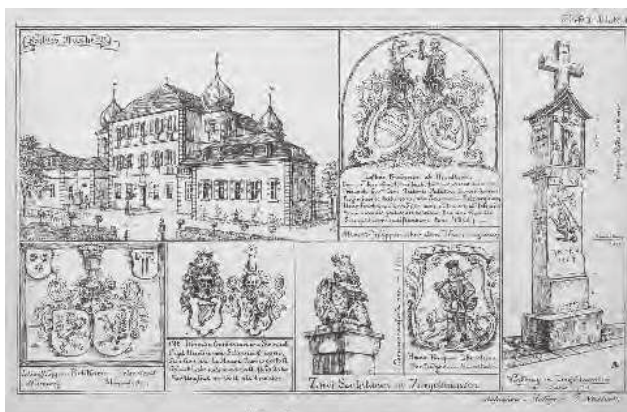
Das „Wegekreuz“, wie der Bildstock auch genannt wurde, stand hier bis 1950, als es durch ein „vorbeistreifendes Lastauto“ beschädigt wurde.<sup>4</sup> Daraufhin wurde es abgebaut und war wohl für einige Zeit nicht zu sehen, da wahrscheinlich eine Instandsetzung vorgenommen wurde. Es wurde um circa 35 Meter in westlicher Richtung versetzt und zu seinem Schutz in einer Mauernische aufgestellt, die ihm zwar große Sicherheit gewährt, aber der ursprünglichen Art in wahrscheinlich frei stehender Aufstellung nicht entspricht.

Über eine der folgenden Maßnahmen ist mehr zu erfahren: „1969 wurde es ebenfalls renoviert. Dabei entfernte Bildhauer Franz Berger die alten Farbschichten, besserte Beschädigungen aus und konservierte den Sandstein.“<sup>5</sup> Im Lauf der Jahre wurde das Kleindenkmal

immer wieder gepflegt und ausgebessert, eine grundlegende Sanierung erfolgte um 1990. Der Stein mit der Kreuzigung und dem bekrönenden Kreuz kam in das Foyer der neuen katholischen Kirche St. Teresa. Im Jahr 1992 waren diese Erneuerungsarbeiten schließlich beendet, ständige Nachfragen der Bürger nach dem Verbleib des geschichtlichen Denkmals hatten die amtlichen Aktivitäten begleitet, wie man in der Zeitung lesen konnte:

„Für die Ziegelhäuser gehört das geschichtsträchtige Mal zum Ortsbild, und deshalb drängte man immer wieder auf dem Bürgeramt, das abgebaute Kreuz möglichst schnell an die historische Stelle zurückkehren zu lassen. In Zusammenarbeit mit der städtischen Architektin Xenia Kneucker renovierte der Sandhäuser Steinbildhauer Mathias Lehr den Bildstock. Im Beisein von Vertretern des Bürgeramtes und des Stadtteilvereins setzte man dieser Tage den gehegten Wunsch in die Tat um.“<sup>16</sup>

Im Gegensatz zur Darstellung der Kreuzigung war das zweite am unteren Teil des Pfeilers angebrachte Relief immer wieder Gegenstand einer Debatte unter den Heidelberger ‚Heimat-Gelehrten‘, die aber hier nur in ihren Grundzügen dargestellt werden soll. Schon in der ersten wissenschaftlich motivierten Darstellung des Bildstocks durch den Straßenbauinspekteur und Burgenforscher Julius Naehrer (1824–1911) aus dem Jahr 1891 wird der Bildstock als das wichtigste geschichtliche Denkmal Ziegelhausens eingeschätzt und folgendermaßen beschrieben:



Aus Julius Naehrer: Die Baudenkmäler des unteren Neckars und des Odenwaldes, Heidelberg 1891, Teil 2, Tafel 6

„Das erste ist ein Weg- auch Marienkreuz genannt, vom Jahr 1478, auf welchem ein unter einem Baum liegender Mann mit einer Stange dargestellt ist. Der Volksmund hat diese Darstellung mit einem Unglücksfall in Verbindung gebracht, wobei ein auf einem Nußbaum die Nüsse be[n]gelnder Mann herunterfiel, da es Sonntag war.“<sup>17</sup>

Der weithin geachtete Heimatforscher Karl Christ (1841–1927) hatte 1860 die keltischen Wälle auf dem Heiligenberg entdeckt und war ab 1890 Mitherausgeber des „Neuen Archivs für die Geschichte der Stadt Heidelberg“. In der Beurteilung des Ziegelhäuser Bildstocks schlug er in seiner „Heimatkunde von Ziegelhausen“ einen weiten Bogen, um die Darstellung als „Wurzel Jesse“ zu interpretieren:

„Darunter in altertümlichen arabischen Zahlen die Jahreszahl 1478 über einem kleinen Fruchtbaum, der aus dem Leib eines mit einem Stab versehenen, hier verunglückten Pilgers emporwächst. Gemeint ist wohl der Baum Jesse im alten Testament (Isaja XI, 1), aus dessen Stamm die Kinder Israels als Zweige hervorgegangen sein sollen. Die babylonisch-assyrische Sage von einem Lebensbaum als Sinnbild des Lebens, in der die Seele weiterlebe, wanderte zu den Persern, Indern, Juden, Mohammedanern, Griechen (deren Äpfel der Hesperiden) und Germanen, bei denen die Wälder den Göttern geweiht waren.“<sup>18</sup>

Beide Einschätzungen fanden in der Folgezeit eifrige Gegner und Fürsprecher. Die Erklärung als „Wurzel Jesse“ erscheint dem Autor dieses Beitrags als zu weit hergeholt und als unbelegbar. Die Mär vom bestraften Nüssepflücker scheint eher möglich, ist aber genauso wenig belegbar. Der Anlass zur Errichtung dieses religiösen Monuments war sicherlich eine Schandtat oder ein Verbrechen, wie dies bei vielen derartigen „Sühnekreuzen“ oder „Marterln“ der Fall war.

Die Ausführung des Bildstocks in dieser respektablen Größe könnte darauf hinweisen, dass es einen Zusammenhang mit dem Kloster Schönau gegeben haben könnte und dass es sich bei dem zu Tode gekommenen Mann um einen Besucher des Klosters handelte. Solange aber keine neuen historischen Fakten zur Verfügung stehen, zum Beispiel durch Aktenfunde im Stadtarchiv Heidelberg oder im Generallandesarchiv Karlsruhe, muss man sich mit dem Gedanken begnügen, dass durch die verschiedenen in den Stein gehauenen Daten von Hochwassern des Neckars (oben am Kreuz: 1784; linke Seite: Wasserhöhe den 3. October 1824; Wasserhöhe 1817 den 28. Mai. Rechte Seite: WH 1832; WH 1947) der sakrale Bereich der Religion und die heute als weltlich empfundenen Naturereignisse eine gemeinsame Erscheinungs- und Wirkungsebene gefunden haben und damit den Einwohnern und den Besuchern Heidelbergs ein sehr interessantes und schönes Dokument aus der Geschichte dieser Stadt darbieten.

Im Jahr 2024 wird das ehemals religiös motivierte Denkmal 550 Jahr alt werden. Es bleibt zu wünschen, dass diesem historischen Monument die ihm gebührende Achtung zukäme und das Viereck der Parkplatzmarkierung bis dahin verschwinden würde.

## Anmerkungen

- 1 Stadtarchiv Heidelberg, VA ZI 10/3. Hinweise und Korrekturen bitte an: [chris.praeger@web.de](mailto:chris.praeger@web.de).
- 2 Reinhard Hoppe: Dorfbuch der Gemeinde Ziegelhausen, Heidelberg 1940, Abb. nach S. 142; vgl. auch Renate Neumüllers-Klauser: Die Inschriften der Stadt und des Landkreises Heidelberg, Stuttgart 1970, Nr. 126, S. 73 und Friedrich Mössinger: Bildstöcke im Odenwald, Heppenheim 1962.
- 3 Karl Christ: Heimatkunde von Ziegelhausen bei Heidelberg und der Bergsträßer Allmendwald, Heidelberg 1926, S. 16.
- 4 Heidelberger Tageblatt vom 24. April 1952.
- 5 Reinhard Hoppe: 750 Jahre Ziegelhausen 1220–1970, Heidelberg 1970, S. 108, S. 196.
- 6 Rhein-Neckar-Zeitung vom 29. September 1992.
- 7 Julius Naeyer: Die Baudenkmäler der unteren Neckargegend und des Odenwaldes. Aufnahme, Autographie und Beschreibung von J.[ulius] Thaeter, Heidelberg 1891, Teil 2, S. 14.
- 8 Christ (wie Anm 3), S. 16.

Hans-Martin Mumm

## Friedrich III. als Bauherr

### Das Giebeldach des Bibliotheksbaus von 1569

Der Theologieprofessor Viktorin Strigel (1524–1569) wurde in der Nacht auf den 9. April 1569 Zeuge eines Brands auf dem Heidelberger Schloss. Es war die Nacht vor Karfreitag. Eine Woche darauf schildert er in einem Brief die Bedrohlichkeit des Ereignisses:

„Nuper enim octavo die Aprilis ingens incendium in arce Illustrissimi Electoris Palatini excitatum est, quod, cum durasset a prima hora noctis usque ad solis ortum, insigne aedificium absumsit interiectum inter duo conclavia, in quorum altero optimus et sanctissimus Elector habitare solet, alterum novus maritus Philippus Lantgravius Hassiae cum filia Electoris incolit. Ac nisi Deus praesens auxilium suum nobis obtulisset, actum fuisset non modo de arce, sed etiam de toto oppido. Iam enim scintillae volitabant per civium tecta et vis flammaram penetraverat in maximam turrim, cui Principis curia seu Cancellaria, ut vocant, subiecta est. Etsi autem hoc incendium plus terroris spectatoribus iniecit quam efficaciae damni dedit, tamen significatio me maxime angit atque sollicitum habet.“

„Neulich brach am 8. April auf der Burg des vornehmsten pfälzischen Kurfürsten [Friedrich III., 1515–1576, reg. 1559–1576] ein gewaltiges Feuer aus. Weil es von der ersten Nachtstunde bis zum Sonnenaufgang gedauert hatte, vernichtete es das hervorragende Gebäude, das zwischen zwei Gemächern liegt, von denen in einem der beste und würdigste Kurfürst zu wohnen pflegt, das andre der frisch verheiratete Landgraf von Hessen Philipp [II., 1541–1583] mit der Tochter des Kurfürsten [Anna Elisabeth, 1549–1609] bewohnt. Aber wenn der gegenwärtige Gott uns nicht seine Hilfe gewährt hätte, wäre es nicht nur um die Burg, sondern um die ganze Stadt geschehen gewesen. Denn schon flogen die Funken über die Dächer der Bürger, und die Kraft der Flammen war in den höchsten Turm vorgedrungen, in dem die Verwaltung des Fürsten oder die Kanzlei, wie sie sagen, untergebracht ist. Aber auch wenn dieser Brand den Zuschauern mehr Schrecken einjagte als tatsächlichen Schaden verursachte, ängstigt mich das Vorzeichen sehr und beunruhigt mich.“<sup>1</sup>

2020 erreichte den Geschichtsverein von der Forschungsstelle „Theologenbriefwechsel im Südwesten des Reichs in der Frühen Neuzeit (1550–1620)“ an der Heidelberger Akademie der Wissenschaften die Anfrage, was über dieses Brandereignis bekannt sei; Strigels Brief werde dort bearbeitet und zur Veröffentlichung vorbereitet. Bei der Recherche fand sich ein Schreiben des Kurfürsten an Johann Wilhelm von Sachsen [1530–1573] vom Mai 1569, das diesen Brand ebenfalls beschreibt und bereits 1905 veröffentlicht wurde. Beim Abgleich der neu gefundenen mit der vor einem Jahrhundert publizierten Quelle ergaben sich weitere Fragen:

1. Lässt sich der Brand vom Karfreitag 1569 verorten? Welches Gebäude war betroffen?
2. In welchem Verhältnis steht der Brand zur Hochzeit Friedrichs zwei Wochen darauf?
3. Wie ist der angekündigte Neubau zu verstehen? War Friedrich doch Schlossbauherr?



## 1. Der Brand vom 9. April 1569

Viktorin Strigel schildert den Brand aus der Sicht der Stadt. Den Ort des Geschehens gibt er nicht an; „in maximam turrim“ meint nicht zwingend ein Gebäude, das heute als Turm bezeichnet wird. Die Funktionsbeschreibungen sind genau, ohne weiterzuhelfen: Kanzlei, Standort zwischen dem Gemach des Kurfürsten und einem anderen Gemach für verwandte Gäste. Personenschäden gab es offenbar nicht. In der Brandnacht war Strigels größte Sorge der Funkenflug. Eine Löschordnung ist für Heidelberg erst 1737 überliefert;<sup>2</sup> aber auch davor muss es für derartige Fälle Regelungen gegeben haben:



Links neben dem Dicken Turm ragt das ursprüngliche Steildach des Bibliotheksbaus auf. Ausschnitt aus Sebastian Münster: Heidelberg, um 1550 (Vorlage: Kurpfälzisches Museum Heidelberg, S2503)

nasse Tücher für die Dächer und Organisation von Eimerketten. Auch für das Schloss selbst gab es offenbar eine wirksame Feuerabwehr; dafür spricht, dass der Brand bereits zum Sonnenaufgang gelöscht war.

Friedrichs eigener Bericht ein paar Wochen später reagiert offenbar auf Anfragen aus der Verwandtschaft. Am 18. Mai schreibt er seinem Schwiegersohn Johann Wilhelm von Sachsen:

„E[uer] L[ieben] soll ich auch uf Jr begeren den brandtschaden, so am Karfreitag alhie uf dem schloß auskommen, zu freundlichem bericht nicht verhalten, das am gründonrstag zuvor, wie in der nacht das feur auskommen, ich etlich wenig silber schmelzen wollen, eben an dem ort, alda E. L. one zweifel sich zu erinnern meine goldschmidt a. 60 nahent bei meinem gemach gearbeitet und alles geschmeltzt haben, da mir Nickel der leutknecht eingeredt, ich aber mich vertröst, das solche goldchmidt sovil jar des orts gearbeitet

und alles geschmeltzt und also mit dem feur fortgefahren, da es dem lieben gott gefallen, das solch feur umb 2 uhr noch mittnacht auskommen, aber mehr nit als das dach und die drei stüblin, so unter dem dach gewesen, verbrunnen, darumb ich dem lieben gott den hochsten danck sag und ist solcher schad gott lob geringer als vil leuth gern sehen. E. L. sollen mir glauben, das ich nit wollte, es stünde solcher bau noch und soll derselbige mit gottes hilf noch dies jar lustiger als zuvor zugericht werden.“<sup>3</sup>

Friedrichs Bericht nennt die eigentliche Brandursache: das Einschmelzen von Silber. Angesichts seiner Reformationspolitik ist kaum zu zweifeln, dass es sich bei den Schmelzobjekten um säkularisiertes Kirchen- oder Klostergut handelte. Die Beschreibung des Brandschadens ist ziemlich genau: Verbrannt waren „das dach und die drei stüblin, so unter dem dach gewesen“, also ein komplettes Dach in der Größe von drei Räumen. In der bisherigen Forschung noch kaum beachtet ist Friedrichs Ankündigung, das Dachgeschoss „noch dies jar lustiger als zuvor“ neu zu bauen.



Gefunden hat diesen Brief der Kunsthistoriker Hans Rott. Auf der Suche nach Quellen zur Vollendung des Ottheinrichsbaus durch den Nachfolger Friedrich stieß er im Staatsarchiv Weimar auf dieses Schreiben und veröffentlichte es 1905.<sup>4</sup> In der Interpretation seines Funds erwägt Rott verschiedene Möglichkeiten der Brandverortung, bleibt aber zuletzt doch beim Ottheinrichsbau, dem eigentlichen Objekt seines Interesses: „Welche Perspektiven der Möglichkeiten, aber auch der vagen Vermutungen eröffnet dieser Brief Friedrichs vom Jahre 1569. Einstweilen lassen sich aus ihm keine Schlüsse mit Beweiskraft ziehen.“<sup>5</sup>

Hanschke übernimmt 2015 die von Rott vorgegebene Zuordnung dieses Briefs zum Ottheinrichsbau. Das muss verwundern, denn Hanschke erörtert wenige Seiten später die strittige Frage nach der ursprünglichen Dachform des Ottheinrichsbaus vor den Zerstörungen während des Dreißigjährigen Kriegs.<sup>6</sup> Ein Dachbrand unmittelbar nach der Fertigstellung hätte in dieser Diskussion zumindest genannt werden müssen. Dass er in diesem Zusammenhang überhaupt nicht erwähnt wird, stärkt die Vermutung, es müsse wohl ein anderes Schlossgebäude gewesen sein.

Ein Hinweis könnte sein, dass Friedrich angibt, der Schmelzvorgang habe „nahe bei meinem gemacht“ stattgefunden; auch Strigel erwähnt die Nähe zu den Privaträumen des Kurfürsten. 1895, also noch vor der Veröffentlichung des Briefs von 1569 durch Rott, geht Maximilian Huffschmid in anderem Zusammenhang der Frage nach den Privatgemächern Friedrich III. nach und kommt zu keinem Ergebnis.<sup>7</sup> Auch die in verschiedenen Quellen genannte Silberkammer, ihrer Funktion nach eher Schatzkammer als Verarbeitungsstätte, ist nicht mit Gewissheit lokalisierbar.<sup>8</sup>

Ein sicheres Fundament für die Lokalisierung bietet allein der Blick auf die wechselnden Formen der einzelnen Schlossbauten. Auf das heute als Bibliotheksbau bezeichnete Gebäude zwischen Ruprechts- und Frauenzimmerbau passen alle bisher genannten Merkmale. Entscheidend ist die Dachform. Auf Sebastian Müsters Stadtansicht trägt der Bibliotheksbau in der Mitte des 16. Jahrhunderts ein markantes Walmdach, das – wie Johann Metzger schon 1829 feststellt – „später verändert und mit zwei hohen steinernen Giebeln auf der östlichen und westlichen Seite versehen wurde.“<sup>9</sup>

Der geschilderte Brand war nicht der einzige während Friedrichs Regierungszeit. Schon 1560 brannte es in einem Turm, ohne dass es sichtbare Folgen für die Dächer gab.<sup>10</sup> Dafür, dass es 1569 um den Bibliotheksbau ging, spricht Strigels Beschreibung des Brandgebäudes als „Turm“, womit die über den Westgraben hoch aufragende Gebäudestellung gemeint sein kann. Im Untergeschoss des Bibliotheksbaus gab es eine Küche, deren Kamin geeignet war, die zur Silberschmelze erforderlichen annähernd 1000° Celsius zu erreichen. Der Ort war offenbar erprobt zur Edelmetallschmelze; diesmal hatte aber – Schuld hat immer der Knecht – „Nickel der leutknecht“ die Glut so hochgefahren, dass der Dachstuhl in Brand geriet. Auch die Beschreibung des Schadens passt gut auf den quadratischen Grundriss des Bibliotheksbaus und schließt die übrigen, eher lang gestreckten Schlossgebäude aus: Zerstört waren „das dach und die drei stüblin, so unter dem dach gewesen“. Ein quadratischer Dachgrundriss würde ein Viertel seiner Grundfläche einem Treppenaufgang öffnen, und es bliebe Platz für drei Stuben. Genau diese Raumeinteilung passt für das oberste Geschoss des Bibliotheksbaus.

## 2. Die Hochzeitsfeier am 25. April 1569

Der geschilderte Brand traf Friedrich in einer Position, in der er in besonderer Weise auf Manifestationen seiner Macht angewiesen war.<sup>11</sup> 1566 hatte er auf dem Augsburger Reichstag die Kritik an seiner reformierten Position erfolgreich abwehren können. Sein reformatorischer Ansatz blieb aber im protestantischen Lager weiter umstritten, und auch zuhause war seine kirchenpolitische Position nicht unangefochten. Die führenden Kreise Heidelbergs waren tief gespalten. Auf der einen Seite standen unter Führung des Theologen Kaspar Olevian die Disziplinisten, die die Kirchengzucht nach calvinistischer Lehre bei den presbyterialen Gemeindeorganen ansiedeln wollten. Ihre Gegner beharrten darauf, dass für sittliche Kontrollen die weltlichen Behörden zuständig seien. Der Kurfürst selbst stand merkwürdig dazwischen. Im Grundsatz stand er bei den Disziplinisten, sah sich selbst aber als Landesherr als höchste Instanz.

Der Brand vom 9. April geschah nur zwei Wochen vor der Wiederverheiratung Friedrichs III. Das eilige Einschmelzen von Silbergerät – vermutlich in Barren für die Prägung von Münzen – könnte der Zahlungsfähigkeit der Hofkasse gedient haben. Die Braut war konfessionell korrekt ausgewählt: Amalie (um 1540–1602) „stammte aus streng calvinistischem Milieu“.<sup>12</sup> Sie war eine Tochter des Grafen von Neuenahr und Witwe Graf Heinrichs von Brederode, eines im Kampf gegen die Spanier ums Leben gekommenen niederländischen Freiheitshelden.

Darüber, ob der Ablauf der Feierlichkeiten zurückhaltend-sparsam oder pompös-aufwendig war, gibt es verschiedene Darstellungen. Der Kurfürst selbst äußert sich in seltsam schrägem Humor: Er habe „nunmehr als alter Mann von seiner Verheirathung um so weniger Geschrei gemacht, als auch seine Gemahlin die allerjüngste nicht sei; würde er eine Jüngere genommen haben, so hätte es vielleicht ein größeres Geschrei gegeben.“<sup>13</sup> Mit Geschrei ist in diesem Zusammenhang so viel wie Aufhebens oder – modern gesprochen – Öffentlichkeitsarbeit gemeint.

Der Medizinprofessor Thomas Erast (1524–1583), Leibarzt des Kurfürsten, Antidisziplinist und 1569 scharfer Kritiker des Landesherrn, berichtet aus seiner Sicht über die Feierlichkeiten nach Bern.<sup>14</sup> Die mitgeteilte Gästeliste lässt einen überschaubar engeren Familienkreis erkennen: Aus Simmern kamen Friedrichs jüngere Brüder Georg (1518–1569) und Reichard (1521–1592) sowie der Neffe Ludwig; von den Kindern Friedrichs III. waren Johann Kasimir (1543–1592), Anna Elisabeth und Christof (1551–1575) zugegen; die Braut wurde von vier Personen begleitet, darunter ihr Bruder. Die kirchliche Trauung nahm Hofprediger Peter Dathenus (1531/32–1588) vor, ein Glaubensflüchtling aus Flandern.

Bei der Schilderung der Festlichkeit macht Erast keinen Hehl aus seiner Abscheu. Beim Einzug in die Heiliggeistkirche ertönten Trompeten; der Kurfürst erschien in weißen Stiefeln; in der Kirche spielten Orgeln und etwa 30 aus Ansbach herbeigeholte Musiker. Im Schloss wurde zunächst heimlich, später ganze Nächte hindurch getanzt. „Mores eorum a nostrorum sunt longe diversi.“ („Deren Sitten sind von denen unserer Leute bei Weitem verschieden.“)<sup>15</sup>

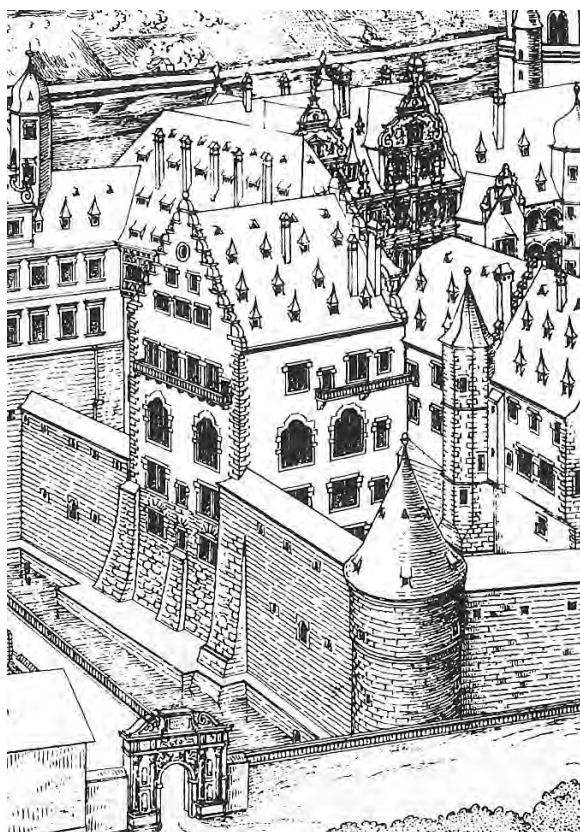
Friedrich III. hatte in den Jahren nach seinem Amtsantritt 1559 die Hofmusiker entlassen, die Kirchenmusik abgeschafft und den Untertanen Festlichkeiten verboten. Auf dem Höhepunkt des Streits um die Kirchengzucht kritisiert Erast, dass der

Landesherr für sich selbst Rechte in Anspruch nahm, die er dem Volk verwehrte. Demgegenüber steht ein Vergleich mit einem anderen Fest im Jahr darauf. Am 5. Juni 1570 feierte Johann Kasimir in Heidelberg seine Hochzeit mit Elisabeth von Sachsen (1552–1590). Die Gästeliste war hochrangig, es gab ein opulentes Mahl, und im Begleitprogramm wurden Ritterspiele im Herrengarten angeboten.<sup>16</sup> Gemessen daran war Friedrichs Feier im April 1569 bescheiden und kam ohne „Geschrei“ aus.

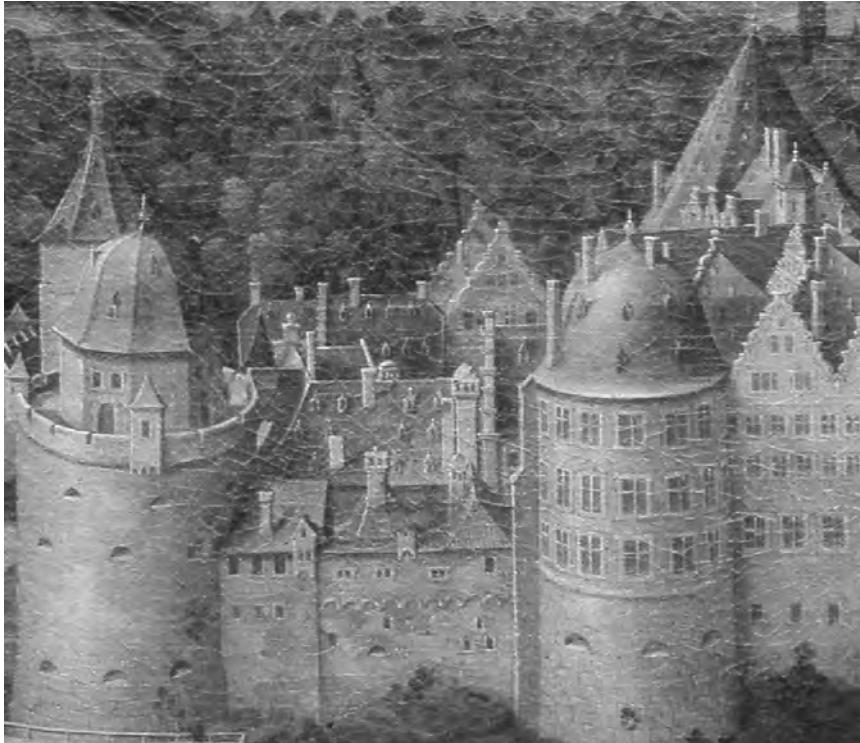
Diese Gratwanderung zwischen calvinistischer Zurückhaltung und Renaissancefürstlicher Repräsentanz begegnet wieder im folgenden Kapitel, in dem es um den Wiederaufbau des verbrannten Dachgeschosses geht. Hier ist zunächst nur festzuhalten, dass die Idee zum Neubau möglicherweise angesichts der Brandstelle in den Gesprächen der Hochzeitsgesellschaft im Schlosshof entstanden ist.

### 3. Das neue Dach des Bibliotheksbaus

Strigel empfand den von ihm beobachteten Brand als ein „Vorzeichen“ künftigen Unheils und war beunruhigt. Der Kurfürst selbst dagegen dankte Gott für den glimpflichen Ausgang und versprach einen alsbaldigen Neubau; ja, er kokettierte sogar mit dem Gedanken, den Brand absichtlich herbeigeführt zu haben: „E. L. sollen mir glauben, das ich nit wollte, es stünde solcher bau noch“.<sup>17</sup> Für Friedrich war der Brand ein Geschenk, das ihm die Chance gab, selbst als



Über dem westlichen Schlossgraben erhebt sich turmartig der Bibliotheksbau. Das oberste Vollgeschoss und das Satteldach mit seinem Renaissance-Westgiebel sind das Ergebnis der Aufstockung nach dem Brand von 1569. Ausschnitt aus Julius Koch: Das Heidelberger Schloss um 1620 (Rekonstruktionszeichnung 1909, Vorlage: Wilhelm Zählinger: Mein Heidelberg. Wie es wurde und wie es ist, Bühl (Baden) [1922], S. 277)



Links neben dem Kuppeldach des Apothekerturms zeigt sich die hofseitige Ostfassade des neuen, unter Friedrich III. errichteten Dachs des Bibliotheksbaus. Jaques Fouquières: Das Heidelberger Schloss von Osten (Ölgemälde 1619, Ausschnitt), Vorlage: Kurpfälzisches Museum Heidelberg G1822

Bauherr hervortreten. Mit der Vorgabe „lustiger als zuvor“ kündigte er zudem einen absichtsvollen Stilwechsel an.

Ludwig Häusser sammelt am Ende seines Friedrich-Kapitels Belege für die Bescheidenheit des von ihm verehrten Kurfürsten. Auf die Frage, „warum er sein Land durch Befestigungen nicht mehr zu sichern suche?“ habe er geantwortet: „Ich habe eine Burg, [...] die uneinnehmbar ist; es ist die, von welcher es heißt: ein feste Burg ist unser Gott.“<sup>18</sup> Diese fromme Erzählung mag dazu beigetragen haben, dass Friedrich III. jegliche Bautätigkeit abgesprochen wurde. Schon 1829 heißt es bei Metzger:

„Dieser Kurfürst [Friedrich III.], der die reformirte Religion in Heidelberg wieder einführte, beschäftigte sich viel mit Religionsgegenständen und die Geschäfte, welche er sich dadurch auf lud, ließen ihm wohl schwerlich Zeit, an Vergrößerung oder Verschönerung des Schlosses zu denken, wenigstens hat man keine Nachricht von Bauten, die er daselbst ausgeführt hätte.“<sup>19</sup>

1857 stellt Maximilian Josef Richard-Janillon lapidar fest:

„Friedrich III. [...] regierte 17 Jahre, hinterließ aber keine Baudenkmale.“<sup>20</sup>

1882 widmet Marc Rosenberg den „nicht bauenden Kurfürsten der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts“ einen eigenen Abschnitt.<sup>21</sup> So pflanzte sich diese Behauptung gewissermaßen als Forschungsaxiom durch die Schlossliteratur fort bis in dieses Jahrhundert.

Dagegen war der Renaissanceaufbau auf dem spätgotischen Bibliotheksbau der Schlossforschung nicht entgangen. 1913 beschreibt ihn Adolf von Oechelhäuser und ordnet ihn Friedrich II. zu, dem Vorvorgänger unseres Friedrichs:

„Ein steil ansteigender Renaissancegiebel, dessen Staffeln mit Viertelmuscheln versehen waren und übereinstimmend auf dem Foucquiéreschen Bilde und dem Merianschen Stich, ebenso auch auf der genannten Merianschen Handzeichnung und den Stuttgarter Zeichnungen mit dem hohen Satteldach dahinter sichtbar, bildete den oberen Abschluß; derselbe ist aber erst unter Friedrich II. nach Abtragung des auf dem Münsterschen Panorama dargestellten ursprünglich steilen, vierseitigen Daches aufgesetzt worden. Welches die Veranlassung zu dieser Erneuerung des Daches gewesen ist und ob Friedrich II. im Innern oder im Äußern des Bibliotheksbaues sonst weitere Änderungen vorgenommen hat, entzieht sich unserer Kenntnis.“<sup>22</sup>

Auch die achte Auflage des mehrfach überarbeiteten Schlossbuchs von Oechelhäuser nennt 1987 erneut Friedrich II. als Bauherrn und betont, dass der Dachumbau „aus unbekannter Ursache“ erfolgt sei.<sup>23</sup>

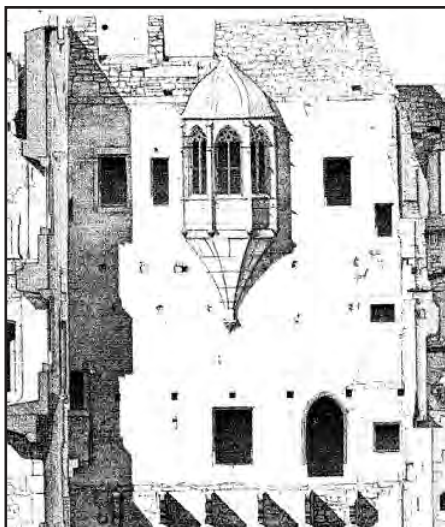
Hanschke löst sich 2015 aus der Tradition Oechelhäusers. Er hält die Giebel auf dem Bibliotheksbau stilistisch für jünger als den Gläsernen Saalbau Friedrichs II. und sieht eher Ähnlichkeiten mit den Ostgiebeln des Ottheinrichsbaus. Damit kommt Hanschke dem hier vertretenen Baujahr 1569 schon sehr nahe. Da er aber wie oben gezeigt das Schreiben Friedrichs III. seinem Kapitel „Ottheinrichsbau“ zuordnet, bleibt Friedrich hier unerwähnt. In der letzten Zeile seines Absatzes zur Giebelstruktur nennt Hanschke dann eine salomonisch gewählte Zeitspanne: „1550–1580“.<sup>24</sup> Dieser Zeitraum schließt die Herrschaft von vier Kurfürsten ein, von Friedrich II. bis Ludwig VI. Latent steckt in dieser Zeitspanne auch die Fortschreibung des Forschungsaxioms, Friedrich III. sei kein Schlossbauherr gewesen.

Der später Bibliotheksbau genannte Palast war um 1520 von Ludwig V. errichtet worden; allerdings beeinträchtigte der bald darauf erfolgte Bau des Stückgartens den bis dahin freien Blick auf die Stadt.<sup>25</sup> Die beiden Nachfolger Ludwigs V. bauten sich je eigene Paläste. Ob seiner feuerfesten Bauweise diente der Bibliotheksbau danach als Archiv, Kammer, Münzstätte und zuletzt als Bibliothek.<sup>26</sup> Zur Zeit Friedrichs III. war dort, wie Strigel schreibt, „curia seu Cancellaria“ („die Verwaltung oder Kanzlei“) untergebracht.<sup>27</sup> Das neue Dach, das Friedrich 1569 bauen ließ, brachte – wie die Ansichten erkennen lassen – eine Vergrößerung der Nutzfläche: Oberhalb der bisherigen Mauern entstand ein neues Vollgeschoss, und das Satteldach umschloss drei weitere Stockwerke. Welchen Funktionen diese zusätzlichen Flächen gewidmet waren, ist nicht überliefert. Erkennbar an den großen Fenstern ist allerdings, dass das neue Vollgeschoss repräsentative Aufgaben hatte: Hier saß jemand, der optischen Zugang zum Schlosshof hatte und nach Westen – in dieser Höhe über den Stückgarten hinweg – bis in die Vorstadt mit ihrem Herrengarten schauen konnte.



#### 4. Schluss

Friedrich III. hatte sich in mehrjähriger Auseinandersetzung für eine Übernahme der calvinistischen Kirchenzucht eingesetzt. Die neue pfälzische Ordnung vom 13. Juli 1570 unterschied sich von dem Genfer Vorbild darin, dass nicht die Presbyterien als Gemeindeorgane die Macht hatten, sondern der Landesherr selbst die letzte Instanz war.<sup>28</sup> Genau diese Differenz entsprach Friedrichs Intention. Beide hier beschriebenen Ereignisse, die Hochzeit und das neue Dach, eigneten sich 1569 im Vorfeld der Kirchenzuchtordnung dazu, seine Rolle als absoluter Souverän öffentlich zu bekunden.



Die Ostseite des Bibliotheksbaus heute. Das Mauerwerk oberhalb des Erkers ist der letzte Überrest der Aufstockung von 1569. Die Größe der beiden nur noch halb erhaltenen Fensteröffnungen lässt ahnen, dass es hier eine repräsentative Nutzung gab. Bauaufnahme von Koch und Seitz (Ausschnitt aus: Oechelhäuser: Kunstdenkmäler, wie Anm. 22, S. 402)

In Friedrichs Lebensbilanz spielten „bildliche Repräsentation und irdische Memoria“ keine große Rolle.<sup>29</sup> Seine Memoria waren geistlicher Natur: der Heidelberger Katechismus, die Kirchenordnung, die Ansiedlung von Flüchtlingen und die Umwandlung von Klostergut in soziale Stiftungen. Bei aller Bescheidenheit war aber auch er ein Fürst seiner Zeit. Auf einer Liste seiner Lebensmaximen findet sich der Satz: „Sey nicht verschwenderisch, aber auch nicht von schmutzigem Geize.“<sup>30</sup> Auch Bescheidenheit will gesehen sein. Dieser Grundsatz passt auf die Hochzeitsfeier und auf sein einziges Bauwerk: Nach den Palästen seiner Vorgänger ließ er einen Teilpalast bauen, der allerdings an herausragender Stelle die Schlossanlage für mehr als ein Jahrhundert prägte.

Zu Friedrichs Lebensbilanz gehört aber auch das hässliche, das Recht beugende Todesurteil gegen Johannes Sylvanus, das 1572 vollstreckt wurde und sich 2022 zum 450. Mal jährt.<sup>31</sup>

Im Frühjahr 1689 widerstand der Bibliotheksbau der ersten feindlichen Brandstiftung; im Mai 1693 ging er dann doch in Flammen auf. 1696 wurden die Renaissancegiebel aus Sicherheitsgründen abgetragen. Nach 1713 wurde schließlich die Westmauer vollständig niedergelegt, um Platz zu schaffen für ein neues Barockpalais Karl Philipps<sup>32</sup> Zum Glück unterblieb dieser Neubau dank der Residenzverlegung 1720 nach Mannheim. Heute zeugt ein einziger Mauerrest an der Hofseite des Bibliotheksbaus davon, dass Friedrich III. nicht nur eher beiläufig den Innenausbau des Ottheinrichsbau vollendete, sondern auch als Bauherr eines eigenen Gebäudeteils auftrat.



## Anmerkungen

- 1 Max Graff: Ein „ingens incendium“ als böses Omen. Victorinus Strigel über den Heidelberger Schlossbrand im Jahr 1569, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 169, 2021; Max Graff gilt mein Dank für die Bereitschaft zur thematischen Abstimmung zwischen unseren beiden Aufsätzen; derartige Kooperationen zwischen akademischen und bürgerschaftlichen Organen sind noch immer keine Selbstverständlichkeit. An der Übersetzung des lateinischen Textes hat Reinhard Riese maßgeblich mitgewirkt; auch ihm sei dafür herzlich gedankt.
- 2 Siehe Frieder Hepp: Die Menschen am Neckar sind vom Feuer bedroht, in: Martin Langner (Hg.): „Feuer schwarz“. Eine deutsche Feuerwehrgeschichte am Beispiel Heidelbergs, Heidelberg 1996, S. 13–25, hier S. 17.
- 3 Staatsarchiv Weimar, Reg. C. 561; zit. nach Julian Hanschke: Schloss Heidelberg. Architektur und Baugeschichte, o.O. 2015, S. 254.
- 4 Hans Rott: Ott Heinrich und die Kunst, in: Mitteilungen zur Geschichte des Heidelberger Schlosses 5, 1905, S. 1–232, hier S. 168f.
- 5 Ebd., S. 168.
- 6 Siehe Hanschke: Schloss (wie Anm. 3), S. 264f.
- 7 Siehe Maximilian Huffschild: Zur Geschichte des Heidelberger Schlosses von seiner Erbauung bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, in: Neues Archiv zur Geschichte der Stadt Heidelberg und der Kurpfalz 3, 1895, S. 1–86, 174–187, hier S. 70.
- 8 Ebd., S. 183.
- 9 Johann Metzger: Beschreibung des Heidelberger Schlosses und Gartens, Heidelberg 1829, S. 39.
- 10 Siehe Marc Rosenberg: Quellen zur Geschichte des Heidelberger Schlosses, Heidelberg 1882, S. 147.
- 11 Zur Biografie Friedrichs III. siehe zuletzt Frieder Hepp: Friedrich III. von der Pfalz (1515–1576), in: Susan Richter, Armin Kohnle (Hgg.): Herrschaft und Glaubenswechsel. Die Fürstenreformation im Reich und in Europa in 28 Biographien (Heidelberger Abhandlungen zur Mittleren und Neueren Geschichte NF 24), Heidelberg 2016, S. 337–351. Pandemiebedingt waren mir die Biografie und die Briefedition von August Kluckhohn nicht zugänglich.
- 12 Manfred Kuhn: Die Hinrichtung von Johannes Sylvanus am 23.12.1572 auf dem Marktplatz zu Heidelberg im Licht der Theorie von der Zweiten Reformation nach Heinz Schilling, Diss. Karlsruhe 2021 (Veröffentlichung in Vorbereitung).
- 13 Rosenberg: Quellen (wie Anm. 10), S. 146.
- 14 Thomas Erast an Heinrich Bullinger, 3.5.1569, in: Karl Sudhoff: C. Olevianus und Z. Ursinus. Leben und ausgewählte Schriften (Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der reformierten Kirche 8), Elberfeld 1857, S. 325f., Anm. An der Erfassung des lateinischen Textes war wiederum Reinhard Riese dankenswerterweise maßgeblich beteiligt.
- 15 Ebd.
- 16 Siehe Frieder Hepp: Religion und Herrschaft in der Kurpfalz um 1600. Aus der Sicht des Heidelberger Kirchenrates Dr. Markus zum Lamm (1544–1606), (Buchreihe der Stadt Heidelberg 4), Heidelberg 1993, S. 134f.
- 17 Siehe Anm. 3.
- 18 Ludwig Häusser: Geschichte der Rheinischen Pfalz nach ihren politischen, kirchlichen und literarischen Verhältnissen Bd. 2, Heidelberg 1924, S. 76.
- 19 Metzger: Beschreibung (wie Anm. 9), S. 11.
- 20 Maximilian Josef Richard-Janillon: Wanderungen durch die Ruinen des Heidelberger Schlosses und seine Umgebungen, Heidelberg 1857, ND 2021, S. 44.
- 21 Rosenberg: Quellen (wie Anm. 10), S. 141–151.
- 22 Adolf von Oechelhäuser: Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Heidelberg (Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden 8, Kreis Heidelberg), Tübingen 1913, S. 398.

- 23 Adolf von Oechelhäuser: *Das Heidelberger Schloß*, 8. Aufl., besorgt von Joachim Göricke, Heidelberg 1987, S. 39.
- 24 Hanschke: *Schloss* (wie Anm. 3), S. 130.
- 25 Siehe Stephan Hoppe: *Die Architektur des Heidelberger Schlosses in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts*, in: Volker Rödel (Hg.): *Mittelalter. Schloss Heidelberg und die Pfalzgrafschaft bei Rhein bis zur Reformationszeit. Neue Datierungen und Interpretationen (Schätze aus unseren Schlössern 7)*, Regensburg 2002, S. 183–189, 205–210, hier S. 186.
- 26 Siehe Oechelhäuser: *Schloß* (wie Anm. 23), S. 39.
- 27 Siehe Anm. 1.
- 28 Siehe Ruth Wesel-Roth: *Thomas Erastus. Ein Beitrag zur Geschichte der reformierten Kirche und zur Lehre von der Staatssouveränität (Veröffentlichung des Vereins für Kirchengeschichte in der evang. Landeskirche Badens 15)*, Lahr 1954, S. 62–64.
- 29 Hepp: *Friedrich III.* (wie Anm. 11), S. 337.
- 30 Häusser: *Geschichte* (wie Anm. 18), S. 77.
- 31 Siehe Kuhn: *Sylvanus* (wie Anm. 12).
- 32 Siehe Hanschke: *Schloss* (wie Anm. 3), S. 131.

Heinrich Hörtdörfer

## Die Cigarren- und Stumpfenfabrik B. Hochherr & Co. GmbH in Heidelberg<sup>1</sup>

Tabakanbau und Tabakverarbeitung waren seit dem 19. Jahrhundert und bis in die 50er-Jahre des 20. Jahrhunderts gerade für die kleinbäuerliche Landwirtschaft in Baden und in der Südpfalz ein wichtiger wirtschaftlicher Faktor. Heidelberg entwickelte sich dabei zu einem der wichtigsten Standorte der Tabakverarbeitung in Nordbaden und besaß mit den Firmen Landfried, Liebhold und Maier zu Beginn des 20. Jahrhunderts die drei größten Fabriken in Nordbaden. Sie waren alle drei originäre Heidelberger Betriebe, die um die Jahrhundertwende in Bergheim neue Produktionsstätten erbauten.<sup>2</sup>

In Zusammenhang mit dem Artikel von Andreas Schenk in diesem Jahrbuch über den Architekten Fritz Nathan behandelt dieser Beitrag die Geschichte der Firma Hochherr in der Kaiserstraße 78 und deren „Arisierung“ in Heidelberg.

Die Brüder Simon und Ferdinand Hochherr waren Nachzügler im Heidelberger Tabakgeschäft. Ihre Familie stammt aus Berwangen, das zwischen Eppingen und Heilbronn liegt. Ihr Vater Levi Hochherr hatte in Berwangen eine Tabakhandlung gegründet, die später vom seinem Sohn Gustav weiter geführt wurde.

Der Sohn Bernhard gründete 1892 eine Zigarrenfabrik in Massenbachhausen, dem Nachbarort von Berwangen – die Bernhard Hochherr & Co., GmbH. Die Söhne Simon und Ferdinand traten in diesen Betrieb ein und führten ihn auch unter dem alten Namen Bernhard Hochherr weiter, als dieser 1909 aus diesem Geschäft ausstieg und einen Tabakhandel in Heilbronn gründete. Sie hatten später Produktionsstätten in Walldorf und Rot und wohnten auch dort, bevor sie nach Heidelberg zogen.<sup>3</sup>



Ferdinand Hochherr, Tabakunternehmer (geb. 1873 in Berwangen, 1943 im Lager Sobibor getötet), verheiratet mit Eva Hochherr (Foto: Ellen Mendel, New York)



Eva Hochherr, geb. Mainzer (geb. 1884 in Darmstadt, 1943 im Lager Sobibor getötet), verheiratet mit Ferdinand Hochherr (Foto: Ellen Mendel, New York)



Simon Hochherr, Tabakunternehmer (geb. 1882 in Berwangen, 1944 in Auschwitz getötet) (Foto: Ellen Mendel, New York)

Simon und Ferdinand Hochherr zogen unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg nach Heidelberg und brachten die Verwaltung des Betriebs im Erdgeschoss ihres Hauses in der Brückenstraße 51 unter. Nach Erika Hochherr, der Tochter von Ferdinand Hochherr, wurde der Umzug nach Heidelberg auch sehr stark von ihrer Mutter betrieben. Sie erhoffte sich dort bessere Bildungsmöglichkeiten für ihre Kinder. Es dauerte jedoch noch 10 Jahre, bis sie ein Fabrikgebäude in der Kaiserstraße errichtet hatten und ihre Produktion von Walldorf und Rot nach Heidelberg verlegten konnten.<sup>4</sup>



Familie Ella und Simon Hochherr auf dem Balkon in der Brückenstraße 51. Stehend Sohn Heinrich Hochherr (1910 geb., 1942 in Auschwitz ermordet), Simon Hochherr (1882 geb., 1944 in Auschwitz ermordet) und Ella Hochherr, geb. Lieser (1886 geb., 1943 Lager Westerbork, dann Theresienstadt, 1945 Flucht USA, verst. 1976 in New York); die ältere sitzende Person ist unbekannt; ganz vorne: Liselotte Hochherr, Tochter von Ella und Simon Hochherr (1920 geb., 1942 in Auschwitz ermordet). (Foto: Ellen Mendel, New York; Paul Joseph, Bussum/Niederlande)

Wie die Eigentümer der Firma Gebr. Maier engagierten auch die Brüder Hochherr einen renommierten Architekten aus Frankfurt für ihre Neubauten. Die Gebrüder Maier hatten das bedeutende Frankfurter Architekturbüro Rindsfüßer und Kuhn beauftragt, das einen Jugendstilbau an die Kreuzung Mittermaierstraße/Bergheimer Straße baute.<sup>5</sup>

Die Brüder Hochherr konnten den Architekten Fritz Nathan aus Frankfurt gewinnen. Nach Erika Hochherr sollen wichtige Ideen und Überlegungen zum Bauplan von ihrem Bruder Jakob gekommen sein. Ausschlaggebend für die Wahl des Architekten Fritz Nathan war, dass Fritz Nathans Ehefrau eine Cousine von Ella Hochherr, der zweiten Ehefrau von Simon Hochherr, war.<sup>6</sup> Es bestand also eine enge Verbindung zwischen den beiden Familien. Nach 1933 war Fritz Nathan noch bei Umbaumaßnahmen für Simon Hochherr tätig.<sup>7</sup> Die Familie Mendel emigrierte gemeinsam mit Familie Nathan 1939 in die USA, wo sie auch weiterhin in engem Kontakt standen. Die Töchter von Fritz Nathan und Jella Mendel waren nach Aussage von Ellen Mendel eng befreundet.

Die Entscheidung zum Bau einer neuen modernen Zigarrenfabrik in Heidelberg Ende der 20er-Jahre hatte wohl auch mit der Verbesserung der wirtschaftlichen Gesamtlage in den „Goldenen Zwanzigern“ zu tun. Die beiden Brüder setzten auf eine stabile wirtschaftliche Entwicklung und auf einen weiteren hohen Verbrauch an Zigarren bzw. Stumpfen. Im Nachhinein gesehen unternahmen sie diesen



Hochzeitsfoto von Heinz und Margot Hochherr, geb. Bähr, Zahnärztin (geb. 1911 in Breisach, ermordet 1942 in Auschwitz zusammen mit ihrer kleinen Tochter); stehend von links: Erika Joseph, geb. Hochherr und ihr Mann Franz Joseph, 4. von links der Architekt Fritz Nathan, rechts neben ihm der Vater der Braut; rechts im Bild Fritz Nathans Frau, Lucie Nathan; das kleine Mädchen vorne ist Doris, die Tochter der Nathans (Foto: Ellen Mendel, New York; Paul Joseph, Bussum/Niederlande)

Schritt zu einem für sie recht ungünstigen Zeitpunkt, weil zeitgleich mit der Fertigstellung des neuen Gebäudes die Weltwirtschaftskrise ausbrach.

Der Tabakkonsum war seit Beginn immer veränderten „Moden“ unterworfen. Als Folge der napoleonischen Kriege setzte sich der Zigarrenkonsum auf dem Verbrauchermarkt für Tabakprodukte durch. Schon ab der Mitte des 19. Jahrhunderts kam in der Folge des Krimkrieges die Zigarette – „kleine Zigarre“ – auf den Markt und in der Schweiz wurde der Stumpfen als Kurzform der Zigarre entwickelt. Nach dem 1. Weltkrieg nahm der Konsum von Zigarette und Stumpfen enorm zu.<sup>8</sup>

### **Wirtschaftliche Probleme 1931–1933<sup>9</sup>**

Die beiden Brüder Hochherr hatten sich für den Bau einer mechanisierten Produktionsstätte entschieden und warben auf ihrem Briefkopf mit dem Titel der „modernsten Stumpfenfabrik auf dem Kontinent“. Die moderne Produktionsstätte konnte aber die wirtschaftlichen Probleme im Zusammenhang mit der Weltwirtschaftskrise nicht verhindern.

Im September 1931 teilte die Firmenleitung der Arbeitsverwaltung mit, dass sie die Stumpfenproduktion stilllegen müsse, weil aufgrund neuer Steuergesetzgebung und veränderter Konsumgewohnheiten die Nachfrage drastisch abgenommen hätte. Ein Teil der Beschäftigten sollte in der Zigarrenproduktion beschäftigt werden, ein anderer Teil musste entlassen werden.

Das Badische Gewerbeaufsichtsamt stimmte diesem Antrag zu und so wurden zum Ende September die Abteilung Stumpfenproduktion geschlossen und 96 Arbeitskräfte entlassen.

Die Konzentration auf Zigarrenproduktion hatte aber keinen nachhaltigen Erfolg, denn Mitte April 1932 stellte die Firmenleitung einen Antrag auf Stilllegung der gesamten Firma. Das sollte eine vorübergehende Maßnahme sein, denn man wollte wieder verstärkt auf Stumpfenproduktion umsteigen. Der Antrag wurde vom Badischen Gewerbeamt genehmigt, aber die wirtschaftliche Situation besserte sich dann doch soweit, dass es nur zu wenigen Entlassungen kam, wie die Firmenleitung Mitte Mai 1932 mitteilte.

Damit war aber die Anpassung an die Marktentwicklung für die Firma Hochherr noch nicht abgeschlossen. Ein knappes Jahr später beantragte die Firma, eine Genehmigung für die zeitweilige Stilllegung der gesamten „Zigarrenabteilung“. Der Zigarrenmarkt war eingebrochen und man wollte vollständig auf die Produktion der billigeren „Schweizer Stumpfen“ umsteigen. Auch diesem Antrag wurde stattgegeben. Es wurden 34 Arbeitnehmer entlassen.

Die „modernste Stumpfenfabrik“ brachte die Firma in große Bedrängnis, als am 15. Juli 1933 das Gesetz zur Einschränkung von Maschinen in der Zigarrenindustrie erlassen wurde. Danach sollten bis zum 15. August 1933 die Maschinen abgeschafft und die Produktion auf reine Handarbeit umgestellt werden. Dieses Gesetz sollte in der Zigarrenindustrie mehr Arbeitsplätze schaffen. (Es wurde erst mit Wirkung zum 1. Juli 1958 durch den Deutschen Bundestag aufgehoben.) Die Firma versuchte diese Umstellung zu verhindern und erhielt dafür auch Unterstützung vom Arbeitsamt Heidelberg und dem Verband Süddeutscher Tabakfabrikanten. Deren Interventionen waren aber nicht von Erfolg gekrönt und so mussten entsprechend den gesetzlichen Vorgaben die modernen Maschinen ausrangiert und Gerätschaften angeschafft werden, die eine Fertigung in Handarbeit ermöglichten.



Werbebrochure Firma B. Hochherr & Co. aus den 1930er-Jahren (Foto: Ellen Mendel, New York)

Am 16. September 1933 teilte die Firma dem Treuhänder der Arbeit mit:

„Die Umstellung der Stumpfenproduktion in unserem Betrieb von der Maschinenarbeit zur Handarbeit ist mit dem heutigen Tag restlos durchgeführt. Seither haben wir 120 Maschinen verwendet. Dieselben sind abmontiert, sämtliche Arbeiter arbeiten nunmehr Stumpfen in Handarbeit. Es wurde kein Arbeiter entlassen. Die Überleitung zur Handarbeit ist infolge Ihrer Anordnung vom 14. August 1933 reibungslos durchgeführt worden. Mit der Einstellung weiterer Arbeiter wird sofort nach den Betriebsferien am Montag, den 25. September d. Js. begonnen. Mit dem Arbeitsamt haben wir uns bereits in Verbindung gesetzt.“<sup>10</sup>



Es war das Ende der „modernsten Stumpfenfabrik des Kontinents“.

Es musste ein beachtlicher finanzieller Aufwand für die Firma gewesen sein, denn die „neuen Maschinen“, die abzumontieren waren, waren noch keine fünf Jahre alt. Und es mussten zudem neue Geräte mit alter Technik angeschafft werden.

### **Arisierung des Betriebes**

Spätestens seit Ende 1937/Anfang 1938 befassten sich die Brüder Hochherr mit der Emigration ihrer Familien und dem Verkauf ihrer Firma. Sie nahmen zu diesem Zeitpunkt Verhandlungen auf mit Firma Kessing und Thiele aus Bünde, dem größten Zigarilloproduzenten Deutschlands, die schließlich auch den Betrieb übernehmen sollte. Zügig folgte eine erste Vertragsformulierung. Die Brüder Hochherr erhielten danach jedoch durch Vermittlung ihres Vertreters in Bremen das Angebot, die Firma an einen Interessenten zu verkaufen, der den Preis in ausländischen Devisen zahlen wollte, von denen ein Teil den Brüdern im Ausland zur Verfügung stehen sollte.

Im Laufe der ersten Monate des Jahres 1938 versuchte zudem eine ganze Reihe anderer Firmen und Personen durch Einflussnahme bei den badischen Behörden sich die Firma Hochherr zu sichern. Ein badischer Bewerber zog sein Angebot jedoch zurück, nachdem er sich die Anteile von jüdischen Unternehmern an der Firma Roth-Händle gesichert hatte. Das Schweizer Unternehmen Burger bot einen Kauf mit Devisen an. Auch Carl Köhl, der Treuhänder der Gestapo Heidelberg für jüdische Vermögen, versuchte über persönliche Einflussnahme in Karlsruhe an die Firma Hochherr zu gelangen.<sup>11</sup>

Am Ende setzte sich die zuständige Behörde in Bremen durch. Am 17. Mai 1938 wurde ein Gesellschaftervertrag zwischen den Brüdern Hochherr und den Vertretern der Firma Kessing und Thiele vor dem Notariat Heidelberg geschlossen. Dieser Vertrag umfasste das Grundstück in der Kaiserstraße und die beiden Grundstücke in Walldorf und Rot. Die Gesellschafter schlossen tags darauf, am 18. Mai 1938, zudem noch einen Umsetzungsvertrag ab. Dieser sah vor, dass die Gesellschafter der Firma Kessing und Thiele als Gesellschafter in die OHG Hochherr & Cie. eintreten. Die Brüder Hochherr mussten zum 1. Juli 1938 aus der OHG ausscheiden. Der Vertrag bedurfte noch einer Genehmigung von verschiedenen Institutionen, die erfolgte am 7. Juli 1938. Dem Vertrag ist eine ausführliche Liste der technischen Ausstattung, der vorhandenen Rohstoffe und der vorhandenen Produkte beigefügt.<sup>12</sup>

Das Reichswirtschaftsministerium fragte nach, ob Sonderkürzungen berücksichtigt worden wären. Die Firma Kessing und Thiele teilte daraufhin mit, dass bei der Festlegung der Preise für die Rohtabake die ursprüngliche Berechnung auf der Basis von Tagespreisen bei der endgültigen Formulierung des Vertrags in Selbstkostenpreise geändert wurden.<sup>13</sup>

Die Brüder Hochherr blieben noch Eigentümer der Fabrik, weil Firma Kessing und Thiele das Geld für den Kauf des Betriebsgrundstückes nicht unmittelbar zur Verfügung stand. Also verpachteten sie Kessing und Thiele das Gebäude.<sup>14</sup> Der Oberfinanzpräsident forderte am 9. Mai 1939 zu überprüfen, ob der Pachtpreis

nicht zu hoch wäre. Das Badische Wirtschaftsministerium wies aber darauf hin, dass der erhobene Pachtzins durchaus dem üblichen Niveau entspreche.<sup>15</sup>

Die Firma Kessing und Thiele führte also die Firma B. Hochherr & Cie. OHG zunächst noch unter dem „alten Namen“ weiter. Erst mit Eintrag vom 11. Juli 1939 in das Handelsregister beim Amtsgericht Heidelberg wurde der Name der Firma in Thiele & Co, Stumpfenfabrik Heidelberg geändert.<sup>16</sup> Man behielt das Logo der Firma Hochherr bei und änderte dort nur die Umschrift von „Hochherr Stumpfen“ in „Thiele Stumpfen“.



Stumpfenverpackung der Firma Kessing/Thiele & Co. 1939 (Foto: Paul Joseph, Bussum/Niederlande)

Die Bemühungen der Brüder Hochherr, für sich eine Lösung zu finden, die auch für die geplante Emigration hilfreich gewesen wäre, wurden also unterbunden. Die Entwicklungen zum Ende des Jahres 1938 führten dazu, dass die Familien Hochherr danach praktisch ihr ganzes Vermögen in Heidelberg verloren.

Das Fabrikgrundstück wurde am 27. Oktober 1941 vom Deutschen Reich eingezogen, nachdem schon seit Mai 1940 die Pachteinnahmen aus dem Grundstück den Brüdern Hochherr nicht mehr zur Verfügung standen und vom Deutschen Reich eingezogen worden waren. Neuer Eigentümer wurde das Deutsche Reich – Reichsfinanzverwaltung. In diesem Zusammenhang wurde auch das Gebäude in der Brückenstraße 51 eingezogen. Am 22. September 1943 wurde das Grundstück in der Kaiserstraße von der Reichsfinanzverwaltung an die Firma Thiele & Co verkauft und am 26. November 1943 wurde die Firma als Eigentümerin ins Grundbuch eingetragen.<sup>18</sup>

### **Rückerstattung<sup>19</sup>**

Die Militärregierung bestellte unmittelbar nach Kriegsende eine Vermögenskontrolle über ehemalige jüdische Vermögen.

Auf Beschluss der amerikanischen Militärverwaltung wurde die vormalige Firma Hochherr & Cie. OHG der Verfügung der Firma Thiele & Co entzogen. Am 26. September 1945 wurde durch die Militärverwaltung Alfred Eisenmann, Hopfengroßhändler aus Heidelberg, als Treuhänder der Firma Thiele & Co. KG eingesetzt. Er führte die alltäglichen betrieblichen Aufgaben der Firma weiter und musste

gegenüber dem Amt für Vermögenskontrolle vierteljährlich einen Rechenschaftsbericht abgeben.

Ella Hochherr schrieb Ende Mai 1946 von Amsterdam an die amerikanische Militärregierung in Frankfurt und bat darum, die beiden Grundstücke in der Kaiserstraße und Brückenstraße in Verwahrung zu nehmen. Es gab allerdings zu diesem Zeitpunkt noch keine gesetzlichen Regelungen durch die Militärregierung für Rückerstattung und Wiedergutmachung jüdischer Vermögen. Die rechtliche Grundlage für die Rückerstattung bildete erst das Militärregierungsgesetz Nr. 59 der amerikanischen Militärregierung vom 10. November 1947.<sup>20</sup>

Der Betrieb war inzwischen offensichtlich von der 3. US-Armee beschlagnahmt und von ihr genutzt worden. Der Treuhänder Eisenmann wandte sich deshalb am 5. Juni 1946 an die Militärverwaltung in Heidelberg und wies auf die Geschichte der jüdischen Firma seit 1938 hin.<sup>21</sup> Er bezeichnete die Beschlagnahmung als eine erneute Enteignung der Familie Hochherr.

Dies hatte aber offensichtlich keinen Erfolg, so dass ca. 50 % des Anwesens seit Mai 1945 durch die Militärregierung beschlagnahmt blieben. Die Firma konnte nur in sehr engen und begrenzten Räumen weiter produzieren, weil seit 1943 der gesamte obere Stock des Gebäudes an die Kölnische Braunkohlenzentrale vermietet war. Diese stellte der Firma Thiele einen kleinen Raum als Büro zur Verfügung. Der Verkauf wurde deshalb in den Räumen der Firma Brinkmann – vorher Maier – in der Bergheimer Straße 104 abgewickelt.<sup>22</sup>

Die Familie beauftragte den Heidelberger Rechtsanwalt Dr. Schlatter mit ihrer Vertretung vor den deutschen Behörden. Er reichte am 22. Dezember 1948 bei der zuständigen Stelle in Bad Nauheim, eine „Anmeldung von Rückerstattungsansprüchen“ für die Heidelberger Gebäude ein, nachdem bereits am 20. Dezember 1948 eine Anmeldung bezüglich der Immobilien in Walldorf und Rot erfolgt war.

Angesichts der bevorstehenden Rückerstattung erstellte der Stuttgarter Wirtschaftsprüfer Dr. Häring einen ausführlichen Bericht zur wirtschaftlichen und betrieblichen Entwicklung der Firma seit deren Arisierung und nachfolgend bis 1948.<sup>23</sup>

Mit einem Vergleich beim Amtsgericht Mannheim – Schlichter für Rückerstattung vom 29. Juli 1949 wurde das Grundstück an die Kinder von Ferdinand Hochherr und die Ehefrau von Simon Hochherr zurückerstattet.

Das Grundstück wurde zum 1. August 1949 an die Antragsteller zurückgegeben. Es wurden in diesem Vergleich von den Erben alle Ansprüche an das Deutsche Reich wegen der Entziehung des Grundstücks an die Firma Thiele & Co abgetreten.

Zugleich trat bezüglich des Mietverhältnisses der Vertrag wieder in Kraft, der am 17. Mai 1938 zwischen den Herren Simon und Ferdinand Hochherr und der Firma Thiele & Co als Mieterin abgeschlossen worden und bis zum September 1943 in Kraft war.<sup>24</sup>

Es wurde auch die Weiterzahlung der Pacht seit dem Kauf des Grundstücks 1943 vereinbart.

In einem Vergleich vor dem Amtsgericht Mannheim am 28. November 1955 wurde den Erben der Brüder Hochherr wegen „gezogener Grundstücksnutzung“

vom 1. Mai 1940 bis 30. September 1943 ein Anspruch für die 41 entgangenen Monatsmieten in Höhe von 39.975 RM zugestanden.

Am 23. Januar 1951 erfolgte eine zweite Schlichtung vor dem Schlichter des Amtsgerichts Mannheim. Dabei ging es um die Grundstücke in Walldorf und um die Übernahme der Firma durch Thiele & Co. KG.<sup>25</sup>

Im Vergleich wurde geregelt, dass die Firma Thiele & Co. KG in eine GmbH überführt wurde, und dass die Hochherr-Erben in die Firma als Teilhaber eintreten (50 %). Dabei brachten die Erben das ihnen rückübertragene Grundstück in Walldorf in die Firma Thiele & Co. GmbH ein.

Teil der Schlichtung war ein Gesellschaftervertrag und ein Schiedsvertrag für die Firma Thiele & Co. GmbH, die am Tag vor der Schlichtung geschlossen wurden. Gesellschafter\*innen wurden die Witwe von Simon Hochherr, Ella Hochherr, und die Töchter von Ferdinand Hochherr, Erika Joseph und Jella Mendel auf der Seite der Erben und Friedrich Thiele und Wilhelm von Suntum auf der Seite der Firma Kessing und Thiele.

Parallel zu den Erben Hochherr hatte auch die Jewish Successor Organisation – Regional Office Mannheim – im September 1952 an das Justizministerium in Stuttgart geschrieben und in mehreren Schreiben Ansprüche bezüglich der Firma angemeldet. Durch den bereits durchgeführten Vergleich beim Schlichter in Mannheim waren diese Ansprüche aber erledigt.

Nachdem die Firma Thiele & Co. KG ihren Betrieb eingestellt hatte, verkauften die Erben Hochherr das Gebäude in der Kaiserstraße 78 am 1. August 1956 an die Firma Betty Barclay.

## Anmerkungen

- 1 Zu den Familien Simon und Ferdinand Hochherr und zu den finanziellen Verlusten durch Arisierung und Emigration siehe den Beitrag Ellen Mendel, Paul Joseph: Die Hochherrs. Zur Familien- und Firmengeschichte der jüdischen Unternehmer Ferdinand und Simon Hochherr und ihren Angehörigen, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt (HJG) 8, Jg. 2003/04, S. 203–218.
- 2 Rhein-Neckar-Industriekultur e.V. Artikel zu den einzelnen Firmen unter [www.rhein-neckar-industriekultur.de/objekte](http://www.rhein-neckar-industriekultur.de/objekte) (eingesehen am 9.7.2021).
- 3 Karl-Heinz Vetter, in: Veröffentlichungen des Fördervereins Denkmal, Massenbachhausen, <https://denkmal-verein.de/2020/01/07/rueckblick-auf-das-leben-und-wirken-des-bernhard-hochherr/> (eingesehen am 9.7.2021).
- 4 Heidelberger Adressbücher-digital 1921, Universitätsbibliothek Heidelberg, <https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/AdressbuchHD1921/0006> (eingesehen am 9.7.2021).
- 5 Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg: Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland, Kulturdenkmale in Baden-Württemberg, Bd. II, 5.2, Stadtkreis Heidelberg, Teilband 2, Esslingen 2013, S. 42.
- 6 Mitteilung Ellen Mendel, New York, und Mitteilung des Stadtarchivs Cochem vom 20.5.2021.
- 7 Leo Baeck Institute New York, Sammlung Fritz Nathan (<https://archive.org/details/fritz-nathan00reel01a/page/n55/mode/1up?view=theater>) (eingesehen am 9.6.2021).
- 8 Zur Geschichte des Tabakkonsums siehe [https://de.wikipedia.org/wiki/Geschichte\\_des\\_Tabakkonsums](https://de.wikipedia.org/wiki/Geschichte_des_Tabakkonsums) (eingesehen am 9.7.2021).
- 9 Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA) Bestand 318 (Hochherr Betriebstilllegung).
- 10 Ebd., Schreiben des Betriebs, unterschrieben von Simon Hochherr und dem Betriebsratsvorsitzenden an den Treuhänder der Arbeit für das Wirtschaftsgebiet Südwest vom 16.9.1933.

- 11 GLA, Bestand 505 (Hochherr Arisierungsakten).
- 12 Staatsarchiv Ludwigsburg (StAL), Bestand EL 402/10, OFD Stuttgart, 309 (Rückerstattung).
- 13 GLA (wie Anm. 11), Schreiben vom 16.7.1938.
- 14 GLA (wie Anm. 11).
- 15 Ebd.
- 16 StAL (wie Anm. 12), Anhang zum kurzen Lagebericht für die Firma Thiele & Co., Stumpfenfabrik Heidelberg, vom 10.11.1945.
- 17 GLA (wie Anm. 11).
- 18 StAL (wie Anm. 12), Vergleich vor dem Amtsgericht Mannheim/Schlichter vom 29.7.1949.
- 19 StAL (wie Anm. 12).
- 20 Zum Militärgesetz Nr. 59 der amerikanischen Militärregierung vom 10.11.1947 [https://de.wikipedia.org/wiki/Milit%C3%A4rregierungsgesetz\\_Nr.\\_59](https://de.wikipedia.org/wiki/Milit%C3%A4rregierungsgesetz_Nr._59) (eingesehen am 9.7.2021).
- 21 StAL (wie Anm. 12), Eisenmann verweist darauf, dass die Fabrik unter Druck arisiert wurde, und dass sie unter Vermögensverwaltung der „property control“ der Militärregierung steht.
- 22 StAL (wie Anm. 12), Bericht des Wirtschaftsprüfers Häring vom 1.10.1948.
- 23 Ebd.
- 24 StAL (wie Anm. 18).
25. StAL (wie Anm. 12).



# Bücherstube an der Tiefburg



Bücherstube an der Tiefburg • Dossenheimer Landstraße 2

69121 Heidelberg-Handschuhsheim

Telefon 06221/475510 • [rgk@buecherstube-hd.de](mailto:rgk@buecherstube-hd.de)

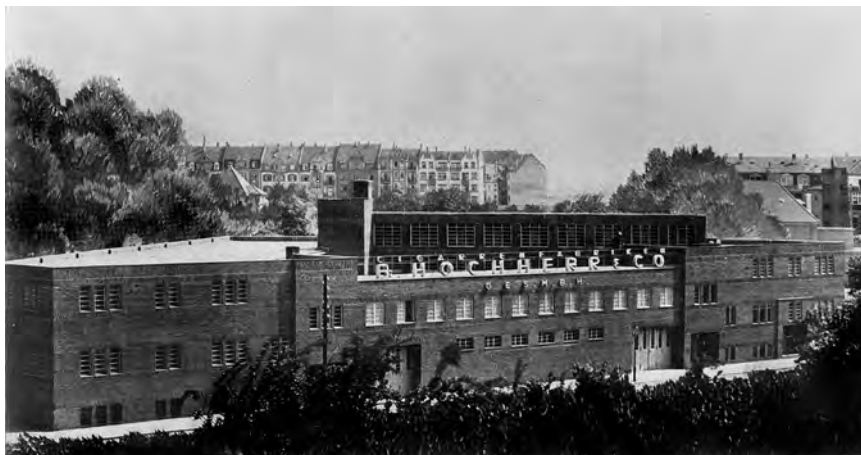
[www.buecherstube-handschuhsheim.de](http://www.buecherstube-handschuhsheim.de)



Andreas Schenk

## Die Zigarrenfabrik und ihr Architekt Fritz Nathan

„Herr Regierungsbaumeister Nathan hat die an ihn gestellte Aufgabe, einen modernen Bau mit allen praktischen, gesunden Einrichtungen versehen zu erstellen, glänzend gelöst.“<sup>1</sup> Nach der Einweihung der Zigarrenfabrik Hochherr am 9. September 1929 war die Süddeutsche Tabakzeitung voll des Lobes über das Gebäude, das in der Kaiserstraße 78 am damaligen Rand der Weststadt erstellt worden war.



Hauptansicht der Fabrik mit dem an der Ringstraße stehenden Flügel. Bauzeitliche Fotografie von Hermann Collischonn (Foto: Leo Baeck Institut, Fritz Nathan Collection)

Es ersetzte den zehn Jahre zuvor bezogenen Firmensitz in der Brückenstraße 51 in Neuenheim. Auch der Heidelberger General-Anzeiger zeigte sich vom Neubau beeindruckt und hob in seinem Bericht hervor, dass „hier der Geschmack eines modern empfindenden Architekten und der künstlerische Wille einer Fabrikleitung Hand in Hand eine gediegene Ausdrucksform für den Bau gefunden und gleichzeitig eine reizvolle städtebauliche Aufgabe gelöst haben“.<sup>2</sup>



Fritz Nathan, 1929 (Foto: Doris Nathan)

Der 38-jährige Architekt wird dieses Lob gerne vernommen haben. Fritz Nathan, Sohn eines Weinhändler-Ehepaars in Bingen am Rhein, hatte von 1909 bis 1914 an den Technischen Hochschulen in Darmstadt und München Architektur studiert und nach seinem Militärdienst im Ersten Weltkrieg seine Ausbildung zum Regierungsbaumeister 1922 abgeschlossen.<sup>3</sup> Danach hatte ihn seine berufliche Laufbahn über einen kurzen Zwischenaufenthalt in Berlin nach Frankfurt a.M. geführt, wo er 1923 sein eige-

nes Architekturbüro gründete. Am 22. Dezember 1927 heiratete er Lucie Mayer, die Tochter eines Weinhändlers aus Cochem.

In Frankfurt trat Nathan zunächst im Wohnungsbau hervor, ehe er durch den Neuen Jüdischen Friedhof und dessen eindrucksvolle Trauerhalle (Planung ab 1925, Bauausführung 1928–1929) weit über die Stadt hinaus bekannt und als bedeutender Vertreter des Neuen Bauens wahrgenommen wurde. Weitere bemerkenswerte Projekte für jüdische Gemeinden folgten, wie vor allem das 1931



Deutsches Beamtenwarenhause in Mannheim, die Schrift auf dem Dach des Eckturms nennt das Kino Universum, das in das Geschäftshaus integriert war. Bauzeitliche Fotografie von Hermann Collischonn (Foto: Leo Baeck Institut, Fritz Nathan Collection)

vollendete Israelitische Altersheim in Mannheim (1928–1931). Darüber hinaus avancierte Nathan zum gefragten Architekten moderner Geschäftshäuser. So schuf er in Mannheim das Geschäftshaus der Samt und Seide GmbH (1926–1927) und erweiterte es durch das Deutsche Beamtenwarenhause (1928–1929) zu einem spektakulären Gebäudekomplex mit einem markant gegliederten, großzügig verglasten Eckturm. Hier stellte der Architekt eindrucksvoll unter Beweis, dass er die moderne Technik des Stahlskelettbaus effektiv einzusetzen wusste. Bedeutende Kaufhäuser schuf er auch in Hanau (1928–1929), Aschaffenburg (1929–1930) und Luxemburg (1932–1933).

Ein weiteres herausragendes Beispiel seines Könnens verwirklichte der vielbeschäftigte Architekt mit der Heidelberger Zigarrenfabrik. Für den dreieckigen Bauplatz zwischen der Kaiser-, Ring- und Hildastraße entwarf er eine kompakte Gebäudegruppe aus drei Flügeln, die einen dreieckigen Innenhof umschließen. Die Lager-, Produktions-, Sortier- und Versandhallen brachte er in zwei Geschossen an der Kaiser- und Hildastraße sowie teilweise im dritten Flügel an der Ringstraße unter. In Letzteren fügte er zusätzlich zwei Werkwohnungen und die Büroräume ein, außerdem einen Waschraum, eine über den Hof erreichbare Garage und zwei Tore für die Ein- und Ausfahrt. Die Front dieses Flügels gestaltete Nathan als Schauseite, die durch ihre Symmetrie, die Betonung der Mittelzone und den in moderner Typologie wiedergegebenen Firmennamen bei aller Sachlichkeit von erhaben-repräsentativer Wirkung war. Zurecht fand das Gebäude 1929 auch als Beispiel gelungener Werbung für ein Unternehmen Beachtung.<sup>4</sup>

Für den konstruktiven Kern des Bauwerks wählte Nathan Eisenbeton, den er nach außen aber nicht in Erscheinung treten ließ. Stattdessen verkleidete er die Fassaden mit dunkelbraunem Klinker, einem wegen der günstigen Herstellungs-



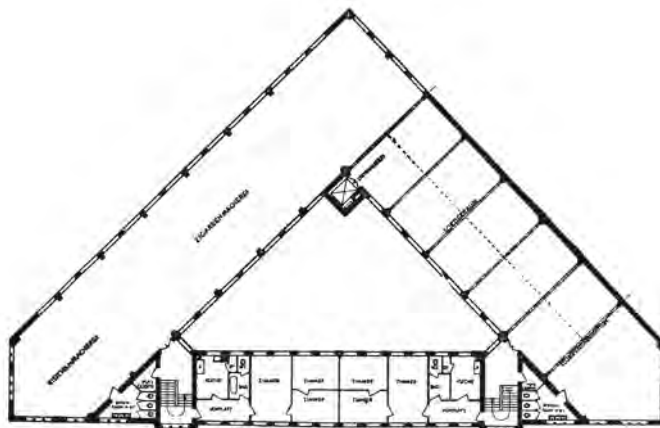
Innenhof der Fabrik mit dem Eckturm für den Fahrstuhl. Bauzeitliche Fotografie von Hermann Collischonn (Foto: Leo Baeck Institut, Fritz Nathan Collection)

kosten und der hohen Haltbarkeit im Industriebau beliebten Material, das Nathan interessanterweise auch bei der Frankfurter Trauerhalle verwendete. Dort nutzte er die dunkle Klinkerverkleidung als architektonisches Ausdrucksmittel zur Steigerung der monumentalen Wirkung, was durchaus auch bei der Zigarrenfabrik anklingt.

Zweifellos ließ sich Nathan von der Backsteinmoderne beeinflussen, wie sie von Fritz Schuhmacher in Hamburg und von holländischen Architekten geprägt wurde. Da die Brüder Hochherr geschäftliche Beziehungen nach Amsterdam pflegten, ist nicht auszuschließen, dass sie ein Fabrikgebäude im Stil der holländischen Klinkerbauten wünschten. Der Klinker jedenfalls entsprach dem in den Niederlanden üblichen Format.<sup>5</sup>

Offenbar wurden die Wände sogar von speziell aus Holland rekrutierten Mauern erstellt.<sup>6</sup>

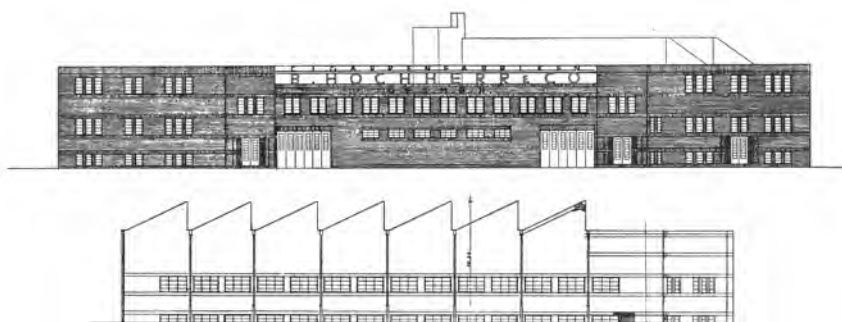
1931 bot sich Nathan die Gelegenheit, die Fabrik in der renommierten Fachzeitschrift „Wasmuths Monatshefte für Baukunst und Städtebau“ in Wort und Bild



Grundriss des 1. Obergeschosses (Aus: Wasmuths Monatshefte für Baukunst und Städtebau, 1931)

vorzustellen.<sup>7</sup> In diesem Zusammenhang verwies er auf die seiner Meinung nach ungerechtfertigte Einflussnahme der Heidelberger Baubehörde auf den Entwurf. Denn diese hatte sich an den Sheddächern gestört, mit denen der Architekt die Räume für die Zigarren- und Kistenherstellung sowie den Sortierraum von oben belichten wollte. Durch die Ausrichtung der Sheddächer hätte sich zur Hildastraße eine „sägeförmige Silhouette“ gezeigt – ein Effekt, den Nathan als „besonderen architektonischen Reiz“ charakterisierte. Die Baubehörde war jedoch anderer Auffassung und ließ die Sheddächer nur an der Kaiserstraße zu. Dies erklärt die unterschiedliche Höhe der beiden Flügel.

1931 spürte Nathan bereits die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise und des wachsenden Antisemitismus. Ein jähes Ende fand seine Karriere jedoch 1933.



Zeichnung der Fassade an der Hildastraße mit den geplanten, aber von der Heidelberger Baubehörde abgelehnten Sheddächern (Aus: Wasmuths Monatshefte für Baukunst und Städtebau, 1931)

Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten wurde er als Jude aus der neuen Reichskammer der bildenden Künste ausgeschlossen, was einem Berufsverbot gleichkam. Die perfide Logik des Antisemitismus schränkte die Berufstätigkeit jedoch nicht ganz ein. Er durfte noch für jüdische Auftraggeber arbeiten, die aber keine größeren Bauprojekte mehr wagten. Dennoch konnte er sich mit kleineren Aufträgen über Wasser halten und in Stuttgart-Bad Cannstatt noch einen jüdischen Friedhof errichten (1935–1938), bevor er 1938 mit seiner Frau und der dreijährigen Tochter Doris nach Holland emigrierte.

Die Familie wohnte in Amsterdam, also in der Stadt, in die 1939 auch Ferdinand und Simon Hochherr mit ihren Familien flohen. Nach bange Monaten des Wartens auf ein Einreisevisum in die USA konnten Fritz, Lucie und Doris Nathan Anfang 1940 die Niederlande gerade noch rechtzeitig vor dem Einmarsch der deutschen Truppen verlassen. Nach schwierigen Anfängen fasste der Architekt in New York beruflich wieder Fuß und wurde nun zum gefragten Spezialisten für Synagogen. Daneben war er weiter im Industrie- und Gewerbebau tätig. Eine Rückkehr nach Deutschland lehnte er ausdrücklich ab. 1960 erlag er in New York einem Krebsleiden, das den 69-jährigen mitten aus dem Leben und seinem eindrucksvollen Schaffen riss. Die meisten seiner Bauten in Deutschland wurden im Zweiten Weltkrieg zerstört oder in späteren Jahren abgebrochen. Die Mannheimer

Geschäftshausgruppe fiel 1967 zugunsten eines Kaufhauses des Horten-Konzerns. Das ehemalige Israelitische Altersheim wurde 2010 für den Neubau einer Wohnanlage aufgegeben. Neben wenigen Wohnhäusern blieben nur noch die Trauerhalle des Neuen Jüdischen Friedhofs in Frankfurt, die Heidelberger Zigarrenfabrik und das Geschäftshaus in Luxemburg erhalten. Die Heidelberger Fabrik hat ihre ursprüngliche Funktion freilich längst verloren und dient heute mehreren Firmen als Bürogebäude. Zudem ist sie durch eine Aufstockung baulich stark verändert. Dennoch lässt sich am heutigen Gebäude immer noch die überzeugende Gestaltung und die ursprüngliche Qualität des Entwurfs ablesen.



Die Fabrik in einer Aufnahme von 2009 (Foto: Roland Behrmann)

## Anmerkungen

- 1 Zweites Blatt der Süddeutschen Tageszeitung (Mannheim), 12.9.1929.
- 2 Heidelberger Tageblatt General-Anzeiger, 18.9.1929.
- 3 Andreas Schenk (in Zusammenarbeit mit Roland Behrmann): Fritz Nathan – Architekt. Sein Leben und Werk in Deutschland und im amerikanischen Exil, Basel 2015. Dort weitere Literatur- und Quellenhinweise. Der Nachlass des Architekten befindet sich im Leo Baeck Institut New York: Fritz Nathan Collection; AR 1443.
- 4 Ludwig Schmieder: Reklame und Heimatschutz, in: Mein Heimatland, Badische Blätter für Volkskunde, ländliche Wohlfahrtspflege, Familienforschung, Heimatschutz und Denkmalschutz, 16. Jg., H. 7, Okt. 1929, S. 240.
- 5 Wasmuths Monatshefte für Baukunst und Städtebau, 1931, H. 3, S. 109–112.
- 6 Ellen Mendel, Paul Eric Joseph: Zur Familiengeschichte der jüdischen Unternehmer Ferdinand und Simon Hochherr und ihrer Angehörigen, in: Heidelberg, Jahrbuch zur Geschichte der Stadt, hg. vom Heidelberger Geschichtsverein e.V., Nr. 8, 2003/04, S. 203–218.
- 7 Wasmuths Monatshefte für Baukunst und Städtebau, 1931, H. 3, S. 109–112.



## **DAS MUSEUM ALS ERLEBNISORT**

### **Das Friedrich-Ebert-Haus in Heidelberg**

Friedrich Ebert war das erste demokratische Staatsoberhaupt in der deutschen Geschichte. Im Friedrich-Ebert-Haus rund um seine Geburtswohnung in der Heidelberger Altstadt können Besucher Geschichte am authentischen Ort erleben.

Die Dauerausstellung „Vom Arbeiterführer zum Reichspräsidenten – Friedrich Ebert (1871–1925)“ zeichnet seinen Weg in das höchste Staatsamt nach und präsentiert aus biographischer Perspektive die wechselvolle deutsche Geschichte vom Kaiserreich zur Weimarer Republik. Sonderausstellungen, Veranstaltungen und zahlreiche weitere Angebote zur politisch-historischen Bildung laden zur Auseinandersetzung mit der deutschen Demokratiegeschichte ein.

Der Eintritt ist frei, kostenlose Führungen nach Vereinbarung. Audioguide in Deutsch, Englisch, Französisch, Spanisch und Italienisch.

#### **Öffnungszeiten Museum:**

**April bis Oktober:** Dienstag bis Freitag: 9 – 18 Uhr  
Samstag und Sonntag: 10 – 18 Uhr

**November bis März:** Dienstag bis Freitag: 9 – 17 Uhr  
Samstag und Sonntag: 10 – 17 Uhr

#### **Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte**

Pfaffengasse 18 · 69117 Heidelberg · Tel. 06221-910 70  
friedrich@ebert-gedenkstaette.de · [www.ebert-gedenkstaette.de](http://www.ebert-gedenkstaette.de)



Julia Lauer

## Bombenangriffe auf Heidelberg während des Zweiten Weltkriegs

„Das ist nun Heidelberg, und es ist wirklich schön dort im Frühling“, schrieb der Schweizer Schriftsteller Christian Kracht in den neunziger Jahren in seinem Roman „Faserland“. Alles sei so schön grün, die Menschen säßen in der Sonne an den Neckarauen, erzählt Krachts Protagonist. Und er stellt fest: „So könnte Deutschland sein, wenn es keinen Krieg gegeben hätte.“<sup>1</sup> Es stimmt ja: Im Heidelberger Stadtbild hat der Zweite Weltkrieg kaum Spuren hinterlassen. Im Unterschied zu vielen anderen Städten wurde Heidelberg nicht in Schutt und Asche gelegt. Über die Gründe, warum das so ist, wird immer wieder diskutiert. Und besonders die Frage, ob die Amerikaner über der Stadt Flugblätter abwarfen mit der Aufschrift „Heidelberg wollen wir schonen, denn dort wollen wir wohnen“, polarisiert. Viele Zeitzeugen berichten davon, einen historisch-wissenschaftlichen Beleg aber gibt es (noch) nicht. Was aber sicher ist: Auch Heidelberg blieb von Luftangriffen nicht völlig verschont, wie der folgende Überblick über die Schäden, die der Krieg in dieser Stadt angerichtet hat, zeigt.

Wie viele Gebäude wurden zerstört? Es bleibt dabei: Heidelberg kam glimpflich davon. Der Historiker Erich Keyser schrieb im Badischen Städtebuch, das 1959 erschien: „Im Zweiten Weltkrieg wurden (durch die Deutschen vor Einzug der Amerikaner) vier Neckarbrücken und zwei Stauwehre mehr oder minder zerstört, durch Fliegerangriffe hatten 200 Gebäude leichten, 80 mittleren, 32 schweren, 13 Totalschaden.“<sup>2</sup> Eine abschließende Antwort darauf, wie viele Bomben über Heidelberg abgeworfen wurden, lässt sich nicht geben. „Allerdings kann Stadtarchivar Günther Berger mindestens 70 Bombenabwürfe und Jagdfliegerattacken an 22 Tagen im Stadtgebiet nachweisen“, schrieb die Rhein-Neckar-Zeitung vor 16 Jahren, als sie sich mit dieser Frage befasste.<sup>3</sup> Auch in den Nachkriegsjahren wurden in Heidelberg noch Bomben gefunden, und zwar 16, wie der Kampfmittelbeseitigungsdienst des Landes nun auf Anfrage der Rhein-Neckar-Zeitung mitgeteilt hat:<sup>4</sup> „Es handelte sich bei den Fundobjekten hauptsächlich um amerikanische Sprengbomben mit einem Gesamtgewicht zwischen 50 und 500 Kilogramm“, heißt es aus Stuttgart. Die meisten Bomben wurden demnach im Gleis- und Bahnhofsbereich geborgen.<sup>5</sup>

Wann fielen die Bomben? Am Karfreitag des Jahres 1945 marschierten die Amerikaner in Heidelberg ein, es war der 30. März. Damit endete der Krieg für Heidelberg ein paar Wochen, bevor Hitler-Deutschland Anfang Mai kapitulierte. Vor allem zum Kriegsende hin wurde die Stadt aus der Luft angegriffen. 1944 und auch 1945 bis kurz vor Karfreitag sorgten Jagdbomber mit schweren Angriffen in der Stadt für Leid, Tod und Zerstörung.<sup>6</sup> Das waren jedoch nicht die ersten Bomben, die über Heidelberg abgeworfen wurden: Die ersten Bomben hatten die Stadt bereits ein gutes Jahr nach Kriegsbeginn im Winter 1940/1941 getroffen.<sup>7</sup> Für viele Bereiche im Stadtgebiet sind Bombeneinschläge belegt, etwa für das Gebiet rund um den Güterbahnhof, für den Pfaffengrund, für Neuenheim, Wie-

blingen, Bergheim und für die Weststadt.<sup>8</sup> Obwohl die Altstadt weitgehend intakt blieb, wurde auch sie direkte Zeugin von Luftangriffen; so wurde dort beispielsweise das Haus in der Unteren Neckarstraße 54 von einer Bombe getroffen.<sup>9</sup>



Bombenschaden  
Ecke Mittermaier-  
straße 27/Alte Eppelheimer Straße 48  
(Foto: privat)

Kurz vor Kriegsende, am 19. März 1945, wurden zwei Häuser in Bergheim an der Ecke von Mittermaierstraße und Alter Eppelheimer Straße bombardiert. Es war ein Montagmorgen gegen 7.45 Uhr. „Niemand war gewarnt. Es waren zwar schon etliche Bewohner zur Arbeit gegangen, aber nicht alle“, erinnerte sich die Überlebende Elfriede Schäfer, geborene Rühle, viele Jahre später in der Rhein-Neckar-Zeitung.<sup>10</sup> Bei dem Angriff war sie 13 Jahre alt. Sie war zufällig im Keller, als es plötzlich krachte. Die Mutter war fünf Stunden lang unter Trümmern verschüttet, bevor sie geborgen werden konnte, und auch die Geschwister des Mädchens überlebten. Doch nicht all ihre Nachbarn kamen mit dem Leben davon. An dieser Straßenecke wurden bei dem Luftangriff – es war einer der schwersten – 17 Menschen getötet.<sup>12</sup> Vermutlich galt er eigentlich dem Güterbahnhof und den Gleisen der Reichsbahn. Die Verwüstung, die der Krieg an dieser Stelle hinterließ, ist bei vielen Heidelbergern als „Bombenloch“ bekannt. Und auch die Kneipe „Zum Kron-



Blick in die Mittermaierstraße, im Hintergrund St. Albert Kirche. (Foto: privat)<sup>11</sup>

prinz“ in der Alten Eppelheimer Straße 46 wurde bald so genannt.<sup>13</sup> Die Wunde im Stadtbild bestand lange fort. Erst 1981 wurde das Eckhaus neu gebaut.<sup>14</sup>

Wie viele Menschen wurden getötet? Auch hierzu fehlen exakte Zahlen. So wurden etwa in den frühen Kriegsjahren Brandbomben über dem Güterbahnhof abgeworfen, die keine Menschenleben forderten. Doch allein in den letzten beiden Wochen vor dem Einmarsch der Amerikaner kostete der Krieg 72 Menschen in Heidelberg das Leben, wie die Rhein-Neckar-Zeitung vor vielen Jahren berichtete.<sup>15</sup> Dabei nahm sie Bezug auf das Sterbebuch des städtischen Standesamts. In dieses kurze Zeitfenster fällt etwa der Luftangriff, der das „Bombenloch“ zurückließ. In derselben Nacht wurden weitere Menschen bei Bombenangriffen getötet: in der Weststadt und in Neuenheim. Doch in diesem Zusammenhang werden auch andere Zahlen genannt. „Obwohl der Krieg in Heidelberg noch vergleichsweise unblutig zu Ende ging, waren in den letzten Kriegstagen doch 300 Tote zu beklagen“, schreibt Friederike Reutter in ihrem Buch „Heidelberg 1945–49“.<sup>16</sup>

Betroffen von den Fliegerangriffen war schließlich auch der Zoo. „Die 96 Bomben, die am 22. März 1945 im Heidelberger Tiergarten niedergingen, trafen den Zoo ins Herz. Die Bomben zerstörten neben dem Fledermausturm und der größten Greifflugvoliere der Welt auch nahezu alle anderen Gehege. Nur wenige Tiere überlebten das Desaster“, fasst der Förderverein des Heidelberger Zoos auf seiner Internetseite eine einzige Kriegsnacht zusammen.<sup>17</sup> Getroffen werden sollte wohl die alte Eisenbahnbrücke, die den Neckar damals in unmittelbarer Nähe des Tiergartens querte. Die Wisente seien durch die Luft geschleudert worden, der Bison tot, schilderte der damalige Zooleiter in einem Brief. Er allerdings sprach von 47 Bomben, die den Zoo trafen.<sup>18</sup> Auch die Zäune gingen kaputt, berichtete er – und essbare Tiere wie Enten und Gänse wurden gestohlen.

## Anmerkungen

- 1 Christian Kracht: Faserland, München 2001 (Köln 1995). Der vorliegende Beitrag erschien in einer etwas kürzeren Fassung am 20.8.2020 in der Rhein-Neckar-Zeitung.
- 2 Erich Keyser: Deutsches Städtebuch, Bd. 4: Südwestdeutschland, Stuttgart 1959, S. 71.
- 3 Micha Hörnle: Heidelberg wurde nicht zerstört, aber auch nicht „verschont“; RNZ v. 19./20.3.2005.
- 4 Kampfmittelbeseitigungsdienst Baden-Württemberg in Email v. 19.3.2020 an die RNZ.
- 5 Ebd.
- 6 Dieter Haas: Jagdbomber zerstörten Häuser in der Weststadt, RNZ 18./19. März 1995.
- 7 Hörnle: Heidelberg (wie Anm. 3); vgl. auch Haas: Jagdbomber (wie Anm. 6).
- 8 Werner Pieper: Einleitung. In: ders. (Hg.): Heidelberg zur Stunde Null, Heidelberg 1985, S. 6; vgl. auch Dieter Haas: Zweiter Bombenteppich galt Bahnbetriebswerk, RNZ v. 23.3.1995.
- 9 Haas: Jagdbomber (wie Anm. 6).
- 10 Ebd.
- 11 Beide Bilder wurden aufgenommen am 19.3.1945. Fotografiert hat sie Wilhelm Köhnlein, der Gastwirt der Gaststätte „Zum Kronprinzen“. Er führte das „Bombenloch“, wie die Gaststätte später genannt wurde, noch bis 1951/52. Die Fotos befinden sich in Privatbesitz; sie gehören seinem Sohn gleichen Namens.
- 12 Haas: Jagdbomber (wie Anm. 6).
- 13 RNZ v. 3./4.3.1962. Im Anzeigenteil wirbt die Gaststätte „Zum Kronprinz (Bombenloch), Alte Eppelheimer Str. 46“ für vier Tage Karnevalstrubel mit Tanz.
- 14 Neubau lässt „Bombenloch“ vergessen, RNZ v. 14.10.1981.
- 15 Todesfälle in den letzten Kriegstagen, RNZ v. 27.4.1995.
- 16 Friederike Reutter: Heidelberg 1945–49. Zur politischen Geschichte einer Stadt in der Nachkriegszeit (Buchreihe der Stadt Heidelberg. Band V), Heidelberg 1994, S. 41.
- 17 <https://www.tiergartenfreunde.de/verein/die-geschichte> [Abruf am 26.6.2021].
- 18 Haas: Jagdbomber (wie Anm. 6).

Matthias Wermke

## „Ein wunderlicher Mann“. Universitätsprofessor Dr. med. Johann Jacob Loos (1774–1838)

### 1 Einleitung

„Spazierte früh ... Es war ein herrlicher Herbstmorgen. Ein wunderlicher Mann redete mich an ... Loos ... Ich erfuhr allerley von ihm.“<sup>1</sup>

Was Johann Wolfgang von Goethe am 30. September 1814, vom Karlstor her in Richtung Palais Boisserée schlendernd, von jenem „wunderlichen Mann“ erfuhr und wie das Gespräch mit diesem verlief, schreibt der Dichterstürm seiner Frau Christiane Vulpius leider nicht. Wirklich wichtig wird ihm beides nicht gewesen sein, im anderen Fall er sicherlich ins Detail gegangen wäre. Also bleibt Goethes



Mutmaßliches Porträt von Universitätsprofessor Dr. med. Johann Jacob Loos (1774–1838); undatiert, unsigned, Öl auf Blech, ca. 25 x 30 cm; Familienbesitz (Foto: Albrecht Wermke)

Bemerkung vage, so vage wie die Person desjenigen, der ihn angesprochen hat: Universitätsprofessor Dr. med. Johann Jacob Loos.

Wer war dieser Mann, der Goethe auf offener Straße ansprach und namhafte Dichter, Denker und Gelehrte seiner Zeit zu seinem Freundeskreis zählte? Diese Frage versucht der vorliegende Beitrag zu beantworten. Er befasst sich zunächst mit Loos' Herkunft, beschäftigt sich dann mit seinem akademischen Werdegang, bevor er seiner Einbindung in das gesellschaftliche Leben im Heidelberg des frühen 19. Jahrhunderts nachgeht. Schließlich erhellt er, warum Goethes Beschreibung „wunderlich“ – bewusst oder unbewusst – auch das besondere persönliche Schicksal des ihm fremden Professors berührt.

### 2 Herkunft und frühe Jahre

Johann Jacob Loos war das vierte Kind des Konditors und Feinkosthändlers Johann Martin Loos (1743–1815) und dessen Ehefrau Eva Catharina Loos, geb. Ammann (1750–1834). Sein Vater war ein angesehener Heidelberger Bürger. Als Handlungszunftmeister gehörte er zu den Mitunterzeichnern eines Beschwerde-

briefs an Kurfürst Carl Theodor vom 27. Oktober 1789, in dem Vetternwirtschaft und Korruption in der städtischen Verwaltung angeprangert wurden und der als „Kleine Bürgerrevolution“<sup>2</sup> in die Geschichte der Stadt einging. Seine Mutter war die Tochter von Johann Georg Ammann (1729–1790), Metzgermeister und – nach den familiengeschichtlichen Forschungen von Friedrich Loos<sup>3</sup>, einem 1952 verstorbenen Großonkel des Verfassers – Wirt „Zum goldenen Hirsch“, der sich bis zu seinem Abriss 1887 am Marktplatz befand. Während der Todestag von Johann Jacob Loos mit dem 19. September 1838 gleich mehrfach amtlich belegt ist,<sup>4</sup> gibt es in den Quellen unterschiedliche Angaben dazu, wann er geboren wurde. Im „Heidelberger Gelehrtenlexikon“ führt Dagmar Drüll den 10. November 1774 als Tag seiner Geburt an.<sup>5</sup> Nach Friedrich Loos soll dieser Tag aber der 9. November 1776 gewesen sein.<sup>6</sup> Das Jahr 1776 nennt auch Oswald Dammann in den Erläuterungen zu einem Brief Georg Friedrich Creuzers an Johann Heinrich Bang vom 13. April 1809.<sup>7</sup> Eberhard Stübler verlegt Loos' Geburt in „Geschichte der medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg 1386–1925“ ohne Angabe von Tag und Monat ins Jahr 1777.<sup>8</sup> Gleiches liest man bei Eduard Seidler in „Heidelberger Medizin in Aufklärung und Romantik“<sup>9</sup>, O. Herbert Gawliczek in „Chronik der Ärzte Heidelbergs“<sup>10</sup> und im Katalog der Deutschen Nationalbibliothek<sup>11</sup>. Die vier Letztgenannten stützen sich vermutlich auf das „Medicinische Schriftsteller-Lexicon“ von Adolph Carl Peter Callisen aus dem Jahr 1832, der Loos' Geburt auf den 1. September 1777 datiert.<sup>12</sup> Nach wiederholter Auswertung der Kirchenbücher der reformierten Gemeinde zum Heiligen Geist Heidelberg aus der fraglichen Zeit sind allein die Angaben von Dagmar Drüll richtig. Das bei Friedrich Loos genannte Geburtsdatum lässt sich in den kirchlichen Quellen nicht belegen. Gleiches gilt für den bei Callisen genannten 1. September 1777.

Johann Jacob Loos hatte fünf Geschwister, nämlich Friedrich Bleickhardt (1771–1844), Johann Christoph (1772–1845), Johannes (1773–1842), Anna Catharina (1780–1854) und Friederika Philippina Loos (1782–1845). In den Aufzeichnungen von Friedrich Loos wird außerdem ein älterer namensgleicher Bruder aufgeführt, der am 10. Oktober 1774 geboren worden, aber bereits am 17. September 1775 wieder verstorben sein soll.<sup>13</sup> Schon aus biologischen Gründen kann da etwas nicht stimmen, wenn der spätere Universitätsprofessor, was nach Quellenlage kaum zu bezweifeln ist, am 10. November 1774 zur Welt kam. Wunderlich ist allerdings, dass dieser andere, in den Taufbüchern von Heilig Geist Heidelberg nicht zu identifizierende Johann Jacob Loos im „Ehen- und Leichen Buch“ derselben reformierten Gemeinde tatsächlich verzeichnet ist. Dort heißt es: „Des hiesigen Bürgers u. Conditoris Joh. Martin Loos eheliges Söhnchen war geboren 1774 J. 10. Tag Oktbr. stirbt 17ten September [1775].“<sup>14</sup> 250 Jahre nach dieser Eintragung wird sich wohl nicht mehr ermitteln lassen, wie es zu diesem Widerspruch kam.

Alles spricht dafür, dass Johann Jacob Loos im Haus Hauptstraße 62 (heute: 174) aufgewachsen ist, wo er auch die meiste Zeit seines Lebens verbracht haben dürfte. Unter dem Datum 6. bis 10. September 1806 erzählt der mit Johann Jacob Loos befreundete Karl Philipp Kayser in seinen Erinnerungen über einen Abend beim Theologen Karl Daub: „Wir blieben bis gegen 2 Uhr beysammen und trennten uns auch jetzt noch nicht, sondern gingen (Le Pique, Creuzer, Zimmer und ich<sup>15</sup>) mit Loos auf dessen Zimmer und blieben noch bis 4 Uhr bey einan-



der.<sup>16</sup> Welches der vielen Zimmer im ehemaligen Loos'schen Haus der Professor bewohnte, ist nicht bekannt. Angesichts seiner Stellung darf aber angenommen werden, dass es einer der beiden großen, direkt zur Hauptstraße hin gelegenen Räume im ersten bzw. zweiten Stock war. Einen davon wird der Hausbesitzer und Unternehmer Johann Christoph Loos für sich reserviert haben. Der andere könnte seinem studierten jüngeren Bruder überlassen gewesen sein. Im Haus Hauptstraße 62 war Johann Jacob Loos nach Auskunft des „Universitäts- und Adreß=Calendar[s] von Heidelberg“ auch noch 1816 gemeldet.<sup>17</sup>

Seine Kindheit und Jugend fallen in die Spätzeit der Regierung Kurfürst Karl Theodors (reg. 1743–1799). Über die Jugendjahre ist nichts überliefert, doch muss Loos eine fundierte Schulausbildung erhalten haben, die ihm ein Universitätsstudium erlaubte. Die Freundschaft zu Karl Philipp Kayser, seit 1794 Lehrer am reformierten Gymnasium und viele Jahre später auch dessen Rektor, und die in Kaysers Erinnerungen erwähnten wiederholten gemeinsamen Besuche bei Johann Friedrich Abegg, welcher von 1789 bis 1794 die Leitung des reformierten Gymnasiums innehatte, lassen vermuten, dass Loos Schüler dieser Lehranstalt war. Gesichert ist seine Immatrikulation an der Universität Heidelberg als „phil. stud.“ [sic!] am 16. April 1794.<sup>18</sup>

### 3 Studium und akademischer Werdegang

Loos absolvierte sein Studium in Heidelberg. Für das erste Semester 1775 lässt sich in den Matrikeln der dortigen Universität außerdem ein Studienaufenthalt von „Joan. Jacobus Loos, Heidelbergensis“<sup>19</sup> in Jena nachweisen. Der Eintrag stammt vom 23. April 1795. Ob er auch in Würzburg war, wie es das „Heidelberger Gelehrtenlexikon“ vermerkt,<sup>20</sup> lässt sich dagegen nicht mit letzter Sicherheit sagen. In den Matrikeln der Universität Würzburg für die Jahre 1795–1802 ist Johann Jacob Loos jedenfalls nicht zu finden.

Einer seiner Hochschullehrer dürfte der in Heidelberg und Mannheim hoch angesehene Franz Anton Mai (1742–1814), Professor für Arzneiwissenschaft, Medizin und Geburtshilfe, gewesen sein. Mai, seit 1773 zunächst außerordentlicher, ab 1785 ordentlicher Professor an der Universität Heidelberg und 1797 deren Rektor, war ein Wegbereiter des modernen Hebammenwesens, der Krankenpflege und der Arbeitsmedizin und in den Worten Wilhelm Theophor Dittenbergers „der e i n e Mann, der in wissenschaftlicher Hinsicht sowohl, als für das Leben Heidelbergs von großer Bedeutung war“.<sup>21</sup> Dittenberger fährt fort: „an ihm, dem akademischen Lehrer, hingen seine Schüler mit innigster Hochachtung und Liebe.“<sup>22</sup> Das mag auch für Johann Jacob Loos gegolten haben, denn ihm widmete dieser seine im September 1800 vorgelegte Dissertation „PATHOGENIAE FRAGMENTUM“<sup>23</sup>. Wunderlich am Rande: Im achten Nachtrag zur vierten Ausgabe von „Das gelehrte Teutschland oder Lexikon der jetztlebenden Teutschen“ von Johann Georg Meusel, Lemgo 1805, wird diese Dissertation einem „Loos (Friedrich) D. der AG. (= der Allgemeinen Gesundheitslehre[?]) und ausübender Arzt zu Heidelberg“<sup>24</sup> zugeschrieben. Wer dieser Dr. Friedrich Loos gewesen sein soll, war nicht zu ermitteln. Wahrscheinlich ist Meusel schlicht ein Fehler unterlaufen. Der bei Callisen

im Artikel über „Loos (Johann Jacob), zu Heidelberg“ abgedruckte Vermerk „Nicht Friedrich und nicht J . . L . .“<sup>25</sup> dürfte diese Vermutung bestätigen.

Womit Johann Jacob Loos zwischen 1800 und 1802 seinen Lebensunterhalt bestritt, ist unklar. Vielleicht betätigte er sich bereits, wie bei Meusel angedeutet, als praktischer Arzt. Eine Praxis im modernen Sinne hatte er dann mit Sicherheit nicht, denn die Krankenbehandlung fand zu Beginn des 19. Jahrhunderts im Allgemeinen noch in den Privathäusern direkt am Krankenbett statt, auch wenn es damals in Heidelberg mit der poliklinischen Anstalt so etwas wie ein frühes Stadtklinikum gab.

Im Wintersemester 1802/03 trat Johann Jacob Loos erstmals als Mitglied der Medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg in Erscheinung. Zu dieser Zeit lag die Universität förmlich am Boden. 1802 hatte sie gerade noch 48 Studenten. Noch im Herbst 1804 beklagte der Jurist Friedrich Karl von Savigny, der spätere Rektor der Universität Berlin und preußische Staatsminister: „Das Erste, was hier jedem Beobachter auffällt, ist die nicht geringe Zahl völlig unbekannter Lehrer, welche aus dem alten hilflosen Zustande der Universität übrig geblieben sind.“<sup>26</sup> Und der klassische Philologe und Orientalist Georg Friedrich Creuzer, dessentwegen sich die Dichterin Karoline von Günderode 1806 das Leben nahm, kritisierte im selben Jahr: „Bei weitem die größte Anzahl der notorisch unbrauchbaren Subjecte [gemeint sind die Professoren; Anm. Wke] ist beibehalten worden.“<sup>27</sup>

Als Privatlehrer, das heißt als Privatdozent, hielt Loos im Wintersemester 1802/03 drei Vorlesungen, nämlich über die „Lehre von der Erregbarkeit als Einleitung zur Theorie der Heilkunde“, „über Pathologie“ sowie „über Pharmakologie“.<sup>28</sup> Wie viele Lehrstunden hierfür anfielen, lässt sich dem Vorlesungsverzeichnis nicht entnehmen. Vergleicht man mit seinen Lehrveranstaltungen in den folgenden Semestern, die im Wintersemester 1809/10 ein Maximum von 17 Wochenstunden erreichten, dann dürften sie zusammen aber nicht viel mehr als wöchentlich acht Stunden ausgemacht haben. Die Themen seiner Vorlesungen deckten in den folgenden Semestern ein weites Feld ab. Sie reichten von solchen „über das Lebensprincip“, „über die gerichtliche Medizin“, „über die Lehre von der allgemeinen Iatrie“, das ist die allgemeine Heilkunde, und „über Semiotik“, bis hin zu solchen über Pathologie, Toxikologie und andere Themen mehr.<sup>29</sup> Der Schwerpunkt seiner Lehrtätigkeit lag aber eindeutig auf der „Arzneimittellehre/Pharmakologie“. Hier übernahm er nach Gawliczek die Aufgaben des am 3. Juli 1805 verstorbenen Daniel Wilhelm Nebel,<sup>30</sup> wiederholt Dekan der Medizinischen Fakultät und lange Zeit der Doyen der Heidelberger Medizin. Zwei weitere Schwerpunkte waren die „Recept=Schreibkunst“ und die „Geschichte der Medizin“. Über Pharmakologie las Johann Jacob Loos vom Wintersemester 1802/03 bis zum Sommersemester 1810 fast durchgängig. Für die «Recept=Schreibkunst» gilt Gleiches ab dem Wintersemester 1805/06, und das gilt auch für die Geschichte der Medizin ab dem Sommersemester 1807. Die thematische Bandbreite seiner Lehrveranstaltungen entsprach offensichtlich den akademischen Anforderungen der Zeit. Mit Bezug auf die Zusammensetzung der Medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg resümiert Friedrich Peter Wundt 1805:

„In der ärztlichen oder medizinischen Sektion befinden sich nun 5 ordentliche öffentliche, 2 ausserordentliche und 1 Privatlehrer, welche über alles lesen müssen, was auf die

Erkenntniß des gesunden und kranken Zustandes so wohl des menschlichen als thierischen Körpers, auf die Behandlung desselben in gesunden und kranken Tagen, auf die Kenntniß, Bereitung und Anwendung der dazu dienlichen innern und äussern Heilmittel, endlich auf die Vermeidung oder Beseitigung der in den Weg tretenden Hindernisse der Gesundheit Bezug hat.“<sup>31</sup>

Wundts Ausführungen bedeuten einerseits, dass es zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch keine strikte Trennung von Human- und Veterinärmedizin gab, und andererseits, dass die akademischen Lehrer in ihren Lehrveranstaltungen die vier großen medizinischen Themengebiete Diagnostik, Therapie, Pharmakologie/Pharmazie und Hygiene (wohl eher noch in deren Anfängen) abdecken mussten.

Loos' akademischer Werdegang war nicht frei von Hürden. Wie schon ausgeführt, übernahm er im Wintersemester 1802/03 erste Lehraufträge als Privatdozent. Dass er noch Ende Dezember 1800 Ärger mit dem „Protector et Custos“ der Universitätsbibliothek wegen nicht zurückgegebener Bücher hatte und er, wäre es nach diesem gegangen, als „Frevler Landesherrlicher Geseze [...] nach [...] der Vaterländischen Malefizordnung“<sup>32</sup> bestraft hätte werden sollen, scheint zu diesem Zeitpunkt keine Rolle mehr gespielt zu haben. Privatdozent blieb er, folgt man den entsprechenden Vorlesungsverzeichnissen, bis einschließlich Sommersemester 1805, obwohl er mit Georg Friedrich Creuzer nicht nur einen Freund, sondern auch einen Fürsprecher hatte. Dieser schrieb schon am 13. Juni 1804 an Friedrich Karl von Savigny im Zusammenhang mit einer Klage über die mangelhafte Auswahl neuer Professoren: „Sobald Sie herkommen müssen Sie Loos und andere Leute die es verdienen empfehlen.“<sup>33</sup>

Daran, dass er es nicht auch selbst versuchte, in den bezahlten Universitätsdienst aufgenommen zu werden, kann seine verzögerte Ernennung zum Professor nicht gelegen haben. In seiner im Universitätsarchiv Heidelberg aufbewahrten Personalakte ist die zeitgenössische Abschrift eines Schreibens von Loos an den „Hochlöblichen akademischen Senat“ vom 2. September 1804 erhalten, das gleich in mehrfacher Hinsicht aufschlussreich ist. Er schreibt:

„Was aber die fernere Ankündigung von Vorlesungen betrifft, so sagt es, da bei den bisher vorgenommenen Beförderungen bei der Universität meine Ansprüche gänzlich unbeachtet geblieben sind, [...] meinen Verhältnissen nicht länger zu, fernerhin als Privatdocent dieselben fortzusezen.“<sup>34</sup>

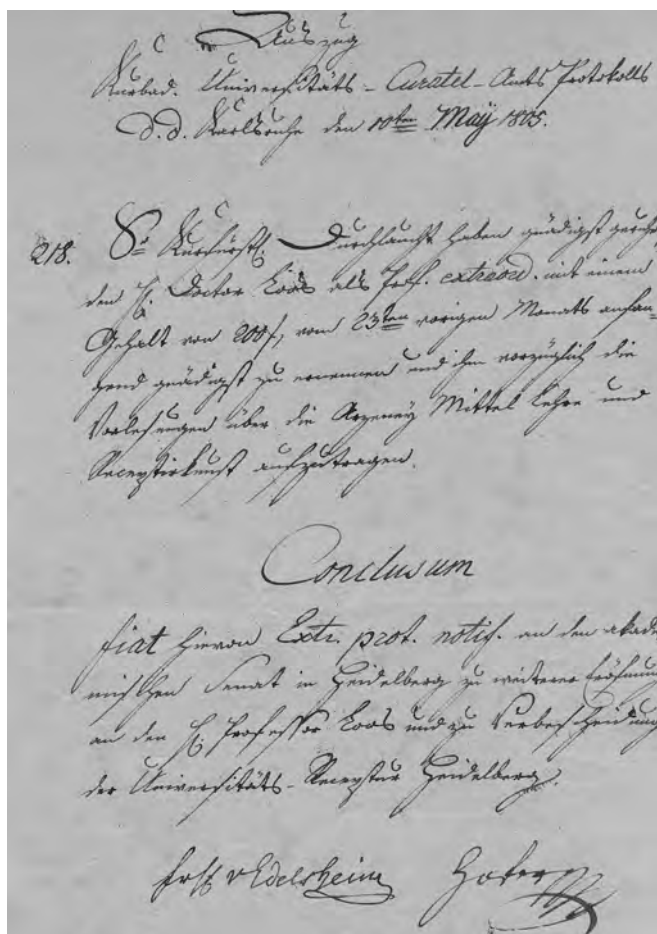
Und weiter:

„Weil inzwischen aus dem hochverehrlichen Reskripte nicht deutlich erhellt, ob damit eine definitive Bestimmung in Rücksicht meiner unterthänigen Bitte um eine mit Besoldung verbundene Anstellung gegeben sei, so bin ich geneigt, in Hofnung, daß ein hochpreißliches Universitäts-Curatelamt mir noch werde Gerechtigkeit wiederfahren lassen, noch einmal im folgenden Semester als Privat=Docent meine Dienste anzubieten. Zugleich wage ich noch bei einem hochlöblichen akademischen Senat die Bitte bei dieser Gelegenheit eine definitive Entscheidung zu veranlassen, ob mir in Zukunft eine Besoldung bewilligt werden könne, oder nicht.“<sup>35</sup>

Abgesehen vom zeitgemäßen servilen Duktus des Schreibens, fallen darin drei Aspekte ins Auge: Zum einen fühlte sich Loos hinsichtlich der an der Universität vorgenommenen Festanstellungen offensichtlich übergangen. Zum anderen sorgte er

sich um die Finanzierung seines Lebensunterhalts. Schließlich erklärte er sich dazu bereit, weiter als Privatdozent zur Verfügung zu stehen, allerdings in der ausdrücklichen Hoffnung – wenn nicht Erwartung –, doch noch eine besoldete Anstellung im akademischen Dienst zu erhalten. Nicht zu übersehen ist auch ein leicht drohender Unterton. Loos' Einlassungen scheinen nicht ohne Wirkung geblieben zu sein. So schreibt Karl Philipp Kayser ein halbes Jahr später, am 10. März 1805, an Le Pique: „Nun scheint es doch, daß aus der Universität etwas werden solle. An Ostern kommen drey neue Professoren: Ackermann, Bauer und Fries.<sup>36</sup> Loos wird wahrscheinlich nun auch angestellt.“<sup>37</sup> Das geschah dann tatsächlich am 10. Mai 1805 in Form einer Berufung zum außerordentlichen Professor der Arzneimittellehre und der Rezeptierkunst durch den „rector serenissimus“ der Universität Heidelberg, Karl Friedrich von Baden. Der in der Personalakte von Johann Jacob Loos verwahrte entsprechende Auszug aus dem „Kurbadischen Universitäts=Curatel-Amtsprotokoll“ vom 10. Mai 1805 lautet:

„Seine kurfürstliche Durchlaucht haben gnädigst geruht, den H. Doctor Loos als Prof. extraord. mit einem Gehalt von 200fl.<sup>38</sup> vom 23. vorigen Monats anfangend gnädigst zu ernennen und ihm vorzüglich die Professur über die Arzney Mittel Lehre und Receptirkunst aufzutragen.“<sup>39</sup>



Auszug aus dem Kurbadischen Universitäts-Curatel-Amtsprotokoll vom 10. Mai 1805 (Quelle: Universitätsarchiv Heidelberg, PA 1947)

Im „Heidelberger Gelehrtenlexikon“ wird die Berufung zum außerordentlichen Professor auf den 10. April 1805 gelegt, und Loos soll auch keine Bezahlung erhalten haben.<sup>40</sup> Dem widerspricht jedoch ein weiteres Schreiben Creuzers an Savigny vom 17. Mai 1805, in dem Creuzer konstatiert: „Reinhard der Finanzlehrer ist Ordinarius geworden mit 800 fl. Besoldung und Loos Extraordinarius mit 200 fl.“<sup>41</sup> Außerdem wurde sein Gehalt mit Beschluss des Kurbadischen Universitäts=Cura-telamts vom 29. Dezember 1805 „in Erwägung der mehrjährigen als Privat Docent der Universität geleisteten Dienste und seiner verschiedenen im litterarischen Fa-che rühmlich bekannten Arbeiten“<sup>42</sup> sogar auf 300 fl. erhöht, und zwar rückwirkend zum 23. Oktober desselben Jahres. Doch ungeachtet seiner Berufung wird Loos erst im Vorlesungsverzeichnis für das Wintersemester 1805/06 als außeror-dentlicher Professor geführt. 1809 wird er laut „Heidelberger Gelehrtenlexikon“ schließlich zum ordentlichen Professor ernannt,<sup>43</sup> was sich allerdings erst im Vorlesungsverzeichnis für das Sommersemester 1810 niederschlägt.

Der zögerliche Aufstieg von Johann Jacob Loos im akademischen Dienst könn-te mit seinen theoretischen Ansichten zu tun gehabt haben. Darauf deutet Eduard Seidler hin, der hinsichtlich der theoretisch-fachlichen Einordnung von Johann Ja-cob Loos konstatiert:

„Auch zwei andere [neben dem Mediziner und Botantiker Franz Joseph Schelver, einem Anhänger des Mesmerismus und – wie Loos – der Naturphilosophie; Anm. Wke] junge außerplanmäßige Professoren wurden wegen ihrer Tendenzen zur spekulativen Medizin von Regierung und Fakultät mit Mißtrauen beobachtet. – Johann Jacob Loos, der seit 1805 die Materia medica zu vertreten hatte, war in therapeutischer Hinsicht an Rösch-laub orientiert und unterwarf sich auch in philosophisch-physiologischen Fragen ganz der ‚Amalgamation mit der Naturphilosophie‘. Er war nicht unkritisch und warnte oft vor allzu trostloser Spekulation und phantastischer Träumerei, sah jedoch in den Lehren Schel-lings unbedingt ein ‚neueres, geistigeres Dasein‘.“<sup>44</sup>

Daran, dass er ein unbedingter Anhänger Schellings war, lässt allerdings eine Äu-ßerung Kaysers in seinem Tagebuch unter dem Datum 17. Juli 1803 zweifeln, wo es heißt: „Loos habe bei Abegg behauptet, er [gemeint ist Schelling; Anm. Wke] zerstöre die Individualität. Das Reich der Anschauung sey unendlich.“<sup>45</sup> Heinrich Schipperges ordnet Johann Jacob Loos wie folgt in die medizinische Lehre der Zeit ein:

„Ganz auf die Praxis gerichtet waren vor allem die Lehrveranstaltungen von Loos, seit 1805 Professor der Pathologie in Heidelberg [...] In seinen ‚Gedanken über medicini-schen Unterricht‘ (1810) steht die Therapie im Mittelpunkt. ‚Mit dem Studium der Thera-pie betritt der angehende Arzt den realen Boden der heilenden Kunst, von dem aus sein Handeln und Wirken entspringen soll.‘ Loos warnt seine Studenten vor der ‚unerquick-lichen Buchstabenwelt‘ und beruft sich auf das Goethe-Wort: ‚Es ist die schlimmste An-maßung, wenn jemand Ansprüche an den Geist macht, dem der Buchstabe noch nicht geläufig geworden ist.‘“<sup>46</sup>

Zu den Aussagen Heinrich Schipperges passt die Tatsache, dass Johann Jacob Loos – zusammen mit dem oben genannten Franz Joseph Schelver – im Sommer-semester 1807 und im Wintersemester 1807/08 an den „praktischen Arbeiten“ der von Ackermann eingerichteten „policlinische[n] medicinisch-chirurgische[n] Kran-kenanstalt [...] tätigen Anteil“<sup>47</sup> nahm, was bedeutet, dass er dort praktizierte.

Selbstverständlich war Loos daneben auch publizistisch tätig. Das „Medizinische Schriftsteller-Lexicon“ von Callisen listet für die Jahre 1800 bis 1810 sechs Monografien und sechs wissenschaftliche Beiträge auf, auf deren Nennung hier aus Platzgründen verzichtet wird.<sup>48</sup> Der Plan, zusammen mit dem Chemiker Karl Wilhelm Gottlob Kastner ein „Journal für Natur- und Arzneykunde“ herauszugeben, wurde allerdings nicht realisiert.<sup>49</sup>

Loos' letzte größere Veröffentlichung, „Gedanken über medicinischen Unterricht“ (1810), ist insofern von besonderem Interesse, als der darin entworfene Studienplan für das Medizinstudium an der Universität Heidelberg schon 1808 im Auftrag des Polizeidepartements in Karlsruhe<sup>50</sup> erstellt worden war. Wenn ausgerechnet er mit der Ausarbeitung eines neuen Studienplans beauftragt wurde, kann das oben erwähnte Misstrauen von Fakultät und Ministerium gegenüber Loos nicht übermäßig groß gewesen sein.

1810 schied Johann Jacob Loos aus dem akademischen Dienst aus. Im Vorlesungsverzeichnis des Sommersemesters sind noch drei Vorlesungen von ihm angekündigt, je eine zur Arzneimittellehre, zur Pathologie und zur allgemeinen Therapie. Die Lehrveranstaltungen begannen am 30. April. Dass er seine Vorlesungen noch bis zum Semesterende gehalten hat, ist unwahrscheinlich, denn bereits am 19. Juni 1810 wurde mit Johann Philipp Heger (1770–1816), seit 1805 außerordentlicher Professor für Arzneykunde an der Universität Heidelberg, sein Nachfolger berufen.

#### 4 „Es ist Herr Tieck“

Johann Jacob Loos hatte einen illustren Freundeskreis, der sich weniger aus dem Umfeld seiner Fachkollegen, als vielmehr aus demjenigen der Geistes- und Rechtswissenschaften und der Theologie rekrutierte. Zahlreiche Belege hierfür finden sich in Kaysers Tagebuchaufzeichnungen. Loos pflegte neben Kayser insbesondere Kontakt zu dem Philologen Georg Friedrich Creuzer, dem Theologen Karl Daub, dem Theologen und Philologen Johann Friedrich Abegg, dem Theologen Johann Philipp Le Pique sowie dem Juristen Franz Ignaz Wedekind. Bei mehreren Gelegenheiten war er mit dem Buchhändler und Verleger Johann Georg Zimmer zusammen, ebenso mit dem Historiker und Orientalisten Friedrich Wilken und dem Juristen Friedrich Karl von Savigny.

Zu den gemeinsamen Unternehmungen gehörten Besuche im Mannheimer Nationaltheater, wo die Herren Kayser, Daub, Abegg, Le Pique, Loos und Wedekind Ende Juli / Anfang August 1802 Ifflands „Spiel ergetzte“<sup>51</sup>, oder auch ein Abend in der Oper, zu dem am Montag, dem 28. Juni 1806, Creuzer, Loos, Wilken sowie Kayser und seine Braut Gertrude nach Mannheim unterwegs waren.<sup>52</sup> Am 7. Mai 1803 waren Loos, Kayser und Wilken „nachmittags auf der Mühlau“<sup>53</sup>, wo das vom ehemaligen kurpfälzischen Finanzminister Freiherr von Kagenek um 1730 erbaute Rokoschlösschen offenbar ein beliebtes Ausflugsziel war und wo nach J. G. Rieger „unter dem Schatten blühender Akazien [...] des Sonntags ein buntes Gemisch von Menschen aus jeglichem Alter und Stande“<sup>54</sup> wogte.

Aber auch die nähere Umgebung wurde erkundet. Am 8. Januar 1804 waren Kayser, Wedekind, Loos und einige andere auf dem Schloss, wo sie „die architektoni-



schen Reste<sup>55</sup> bewunderten. Und den Pfingstmontag desselben Jahres, das war der 21. Mai, brachte Kayser „mit Loos [...] in Schwetzingen zu, wo [sie] auch die Professoren Daub und Creuzer antrafen“<sup>56</sup>. Mit Blick auf die Beziehungen zu Georg Friedrich Creuzer bemerkt Kayser unter dem Datum 5. August 1804: „Mit dem Professor Creuzer gehen wir, Loos und ich, fast täglich um und es ist uns wohl in seinem Umgange.“<sup>57</sup> Dieser Tagebucheintrag spricht nicht nur für das sehr enge Verhältnis von Kayser zu Loos, sondern auch dafür, dass Letzterer in den Augen des gestrengen Creuzers ein akzeptabler Umgang war und nicht zu den oben erwähnten „unbrauchbaren Subjecten“<sup>58</sup> gehörte. Ganz im Gegenteil. Creuzer selbst schreibt am 6. Juni 1804 an Friedrich Karl von Savigny:

„Ein Mann mit dem ich hier fast mit (neben Daub) am meisten harmonire ist ein hiesiger Privatdocent u. Arzt Doctor Loos ein junger Mann von etlichen zwanzig Jahren, der sich in Jena bildete, und den besseren Geist mit daher gebracht hat. In Wissenschaft und Kunst paßt er ganz zu uns [...] Dieser junge Gelehrte hat bisher (ohngeachtet er mit Beifall las und practizirte) nicht einmal Prof. extraordinarius werden können – weil er in seltener Bescheidenheit, mehr beflissen gewesen ist, sich Verdienste zu erwerben, als nicht erworbene zur Schau zu legen. Er ist hier aus. Sie können denken wie das den Heidelberger Bürgern gefällt.“<sup>59</sup>

Diese Beschreibung von Loos ist für dessen nähere Charakterisierung nicht uninteressant. Wir erfahren aus ihr, dass Loos sowohl als Dozent als auch als praktizierender Arzt trotz seines jungen Alters hohe Anerkennung fand. Seinem Wesen nach scheint er eher zurückhaltend als extrovertiert gewesen zu sein, und außerdem bekräftigt Creuzer, dass die Heidelberger stolz darauf waren, einen der Ihren unter den Dozenten der altherwürdigen Universität zu sehen. Schließlich kamen die meisten Professoren von auswärts. Den „Doctor Loos“ kannten wohl alle.

Dass Johann Jacob Loos offensichtlich ein hervorragender Arzt war, kam Creuzer selbst zugute, als er im Juli 1806 schwer erkrankte. Friedrich Heinrich Schwarz (vgl. u.) schreibt am 16. Juli 1806 an Leonhard Creuzer, den Vetter Georg Friedrich Creuzers:

„Unser Creuzer ist tödlich krank. Aber freue Dich, es ist nicht eine Krankheit zum Tode [...] Er wird [...] genesen [...] Loos und Ackermann scheinen in seiner Behandlung das Rechte getroffen zu haben.“<sup>60</sup>

Dass der jüngere Loos hier vor dem renommierten Ackermann genannt wird, ist auffällig. Vielleicht ein Zeichen dafür, dass Loos bei der Behandlung Creuzers die Federführung hatte.

Für das von Creuzer geplante Journal „Studien“ sollte Loos neben Kayser, Daub, Savigny, Wedekind und anderen „Beyträge liefern“<sup>61</sup>. Und tatsächlich ist „im ersten reichen Heft der Zeitschrift“<sup>62</sup> neben „Abhandlungen von Creuzer: über das Studium des Alterthums als Vorbereitung zur Philosophie, und über Plotin; von Daub: über Orthodoxie und Heterodoxie; von Schwarz: über Religion als Sache der Erziehung“<sup>63</sup>, ein Beitrag „von Loos: über Theophrastus und von Heise: über die Gewissensfreiheit im Staate“<sup>64</sup> erschienen. Nicht unerwähnt bleiben soll in diesem Zusammenhang, dass Loos bei der Konzeption der seit 1808 erscheinenden „Heidelbergischen [ab 1818: Heidelberger] Jahrbücher der Literatur“ nicht ganz ohne Einfluss gewesen zu sein scheint. So klagt Creuzer in einem Brief an seinen

Vetter Johann Heinrich Bang vom 13. April 1809, in dem er sich über die Entwicklung der „Jahrbücher“ äußert:

„Daub, Loos und ich, wir wollten beim ersten Anfangen etwas ganz anderes. Wir dachten an ausführliche gründliche Kritiken weniger Hauptschriften [...] Aber wenige Mitglieder der Redaction verstanden, was wir w[ollten].“<sup>65</sup>

Dass man sich nicht nur kulturellen Genüssen und gelehrten Gesprächen hingab, belegt Kaysers Bemerkung über den vorausgegangenen Silvesterabend in einem Brief an seinen Bruder vom 5. Januar 1806: „Den Abend kam eine Gesellschaft bei Kreuzer zusammen: Wilken, Loos, Wallot, Seel, Zimmermann, Zimmer und ich. Mit Bischof [das ist eine Art Glühwein; Anm. Wke] und Punsch feyerten wir den Eintritt ins neue Jahr.“<sup>66</sup> Die Herren blieben offensichtlich unter sich, sodass man an Szenen aus Heinrich Spoerls „Die Feuerzangenbowle“ erinnert wird. Nach dem Ende des Abends dürfte ein Hausdiener die vom reichlichen Alkoholgenuss sicherlich beschwingten Herren mit einer Laterne durch die düsteren Altstadtgassen nach Hause geleitet haben.

Besonders hervorzuheben sind die Begegnungen von Johann Jacob Loos mit Ludwig Tieck und Clemens Brentano. Die erste Begegnung mit Tieck fand gleich nach dessen erster Ankunft in Heidelberg wohl am 14. oder 15. Juli 1803 statt. Bei Kayser lesen wir hierzu: „Heute lernte ich einen der wichtigsten Menschen unserer Zeit kennen, den Dichter Tieck. Le Pique, welcher ihn in Erlangen [...] getroffen hatte, adressirte ihn an Loos und mich.“<sup>67</sup> Und weiter: „Ich war bestürzt, als Loos, der ihn noch vor Tische über die Brücke nach dem Stifte begleitet hatte und mir mit ihm in meiner Gasse begegnete, zu mir sagte: es ist Herr Tieck.“<sup>68</sup>

Kaysers Bestürzung ist durchaus im positiven Sinne aufzufassen, denn Ludwig Tieck war Anfang des 19. Jahrhunderts einer der gefeiertsten deutschen Dichter überhaupt. Er war Vorreiter der literarischen Romantik, Shakespeare-Übersetzer, Märchensammler, Bestsellerautor, Herausgeber und vieles mehr in einer Person, und sein Aufenthalt in Heidelberg sorgte in ähnlicher Weise für Furore wie derjenige des Dichters Jean Paul im Sommer 1817. Clemens Brentano bemerkt – allerdings mit Bezug auf Tiecks zweiten Besuch in der Stadt – in einem Brief an Achim von Arnim von Ende September / Anfang Oktober 1806:

„Lud. Tieck kam [...] von Rom hierher; er blieb acht Tage in Heidelberg und erquickte Kreuzer, Daub, Loos und Comp. mit Seelenspeise; man zerriß sich um ihn.“<sup>69</sup>

Schon am Tag nach Tiecks Ankunft in Heidelberg ging Loos „mit dem Fremden über den Sprung und den Bierheller [sic!] Hof nach Leymen zu Abegg“<sup>70</sup>. Während man sich die Ausflüge nach Schwetzingen, ins Nationaltheater und die Oper nach Mannheim oder zum Rokokoschlösschen auf die Mühlau als Ausfahrten vorstellen darf, suggeriert Kaysers Tagebucheintrag vom 15. Juli 1803, dass der Weg nach Leimen über den Bierhelder Hof zu Fuß zurückgelegt wurde. Das galt auch für einen Ausflug auf den Königstuhl am 16. Juli.

Zum Thema „Spaziergänge rund um Heidelberg“ empfiehlt Albert Ludwig Grimm vor allen anderen den Königstuhl, denn der „bietet die Wahl zwischen dem Gang nach seinem Gipfel, nach dem Kohlhofe, dem Bierhelderhofe, den drei Trögen und der Ruchesruhe“<sup>71</sup>. Allerdings muss der Wanderer erst einmal hinauf-

kommen. Kaysers Tagebuch hält zur Exkursion der Herren – offenkundig in sommerlicher Hitze – lakonisch fest: „Loos hatte den unglücklichen Einfall, uns den geradesten, aber auch steilsten, beschwerlichsten Pfad zu führen. Es kostete viel Schweiß.“<sup>72</sup> Das klingt danach, als hätte die Wandergruppe den Königstuhl auf jenem Pfad erklommen, der 1844 zur „Himmelsleiter“ mit ihren 1600 Stufen ausgebaut werden sollte. Vielleicht. Wer die Heidelberg-Literatur überschaut, wird jedenfalls an Wilhelm Buschs „Fromme Helene“ denken, die mit ihrem frisch angetrauten und ebenfalls heftig schwitzenden Schorsch Schmöck zwar nicht zum Königstuhl, aber immerhin den Burgweg zum Schloss hinaufsteigt. Dass Tieck Heidelberg schon am darauffolgenden Tag wieder verließ, ist sicherlich nicht diesem Ausflug auf den Königstuhl geschuldet. Danach klingt Kaysers Bericht über den Abschied jedenfalls nicht. Wieder ist es Johann Jacob Loos, der dem Dichter, wie bei dessen Ankunft, Geleit gibt. Kayser erinnert sich:

„Loos und ich begleiteten den Abreisenden über Schönau [...] und das herrliche Thal [gemeint ist das Steinachtal; Anm. Wke] nach Neckarsteinach [...] In Neckarsteinach schieden wir mit brüderlichem Kusse froh und vergnügt voneinander, jedoch nicht ohne den Schmerz der Trennung von einem so liebens- und achtenswerthen Menschen.“<sup>73</sup>

Im September 1806 weilte der Dichter wieder kurz in Heidelberg. Aus Kaysers Tagebuch ist zu erfahren, dass Tieck ihn „Freytag Abends [das war der 5. September; Anm. Wke] mit einem kurzen Besuche [beehrte], den er mir durch Loos hatte ankündigen lassen.“<sup>74</sup> Zwischen dem 6. und dem 10. September bittet Tieck Kayser, „den Abend bey ihm in den 3 Königen zuzubringen. Außer dem Buchhändler Frommann aus Jena [...], Gries, dem Übersetzer, und Loos war niemand von ihm eingeladen.“<sup>75</sup> All das lässt darauf schließen, dass Johann Jacob Loos in Heidelberg in Tiecks engeren Kreis gehörte. Auch als Kreuzer Tieck am 7. September zum Mittagessen einlädt, zählt Loos zusammen mit Kayser und dessen Braut, Daub, Brentano und ein paar anderen zur Tischgesellschaft.<sup>76</sup> Irgendwann zwischen dem 6. und dem 10. September war Ludwig Tieck zusammen mit Le Pique auch bei Loos [im Haus Hauptstraße 62?] zu Gast<sup>77</sup>, bevor Loos und Kayser „den Tieck, Le Pique, Kreuzer und Daub [...] zum Mittagessen im Hecht“<sup>78</sup> einluden.

In den vorausgegangenen Zeilen wurde schon erkennbar, dass Loos auch immer wieder Clemens Brentano getroffen hat. Nach seiner Ankunft in Heidelberg scheint Brentano relativ schnell Anschluss an das Kleeblatt Kreuzer/Kayser/Loos gefunden zu haben. Denn schon unter dem Datum 5. August 1804 schreibt Kayser mit Bezug auf den 2. August: „Am letzten Donnerstag waren wir, Brentano, Kreuzer, Loos und ich, in Mannheim, um Wedekinden zu besuchen.“<sup>79</sup> Vermutlich zum 6. August 1804 heißt es dann: „Wir gedachten, am Abend einen Spaziergang mit Brentano, Daub, Kreuzer, Loos zu machen und dann am Hausacker unter den dicken Bäumen ein frugales Symposium zu halten, aber es kam etwas dazwischen.“<sup>80</sup> Was den Spaziergang verhinderte, lässt Kayser offen. Vielleicht fing es an zu regnen. Das war am 9. September sicherlich nicht der Fall, als Kayser und Loos mit „Madame Brentano“ auf einem „gemeinsamen Spaziergang“<sup>81</sup> nach Mannheim auf die Mühlau und an die Neckarspitze unterwegs waren. Dorthin sind die drei ganz sicher nicht gewandert, anders als am Tag zuvor, als Kayser und Loos „mit dem Brentano bey Abegg in Leymen“<sup>82</sup> waren. Ein halbes Jahr später,

nämlich am 5. Januar 1805, ist Loos zusammen mit Kayser und Creuzer bei Brentano zu Gast, der, „da wir bey ihm speisten, viel von seiner Reise, von Berlin und Ziebingen, von Tieck und Arnim“<sup>83</sup> erzählte.

Die letzte Nennung von Johann Jacob Loos im Tagebuch seines Freundes betrifft den bereits oben erwähnten Abend Anfang September 1806 bei Daub, den Le Pique, Creuzer, Zimmer und Kayser noch bis vier Uhr morgens bei Loos „auf dessen Zimmer“<sup>84</sup> ausklingen ließen. Nach diesem taucht Johann Jacob Loos in Kaysers Tagebuch nicht mehr auf, was einerseits umso verwunderlicher ist, als sich das akademische Wirken von Loos an der Universität Heidelberg mit dem Wintersemester 1806/07 erst richtig entfaltete, was andererseits aber auch dem Herausgeber und der von ihm getroffenen Auswahl geschuldet sein kann. Kaysers Tagebuch endet im Todesjahr seines Verfassers mit einem letzten Eintrag vom 24. April 1827.

## 5 Der „wunderliche Mann“

Fragt sich, warum Johann Jacob Loos schon nach relativ wenigen Semestern aus dem akademischen und gesellschaftlichen Leben Heidelbergs verschwand. Die traurige Antwort ergibt sich aus einem Schreiben Georg Friedrich Creuzers an Savigny vom 23. März 1810. Nicht ohne Mitgefühl bemerkt er: „Unser Doctor Loos hat wegen Geisteskrankheit vor einigen Tagen von hier weggebracht werden müssen.“<sup>85</sup> Dass er nicht einfach von „Doktor Loos“ schreibt, darf als Zeichen seiner persönlichen Betroffenheit gewertet werden.

Auf das Ausscheiden von Johann Jacob Loos aus dem Universitätsdienst folgt im Sommer 1812 eine Auseinandersetzung der Universität mit dem Innenministerium in Karlsruhe um die Fortzahlung seines Salärs, das offensichtlich 1810 und 1811 noch in voller Höhe ausbezahlt worden war. 1812 wollte die Universität die jährlichen 300 fl. der Staatskasse übertragen. In einem Beschluss des Generaldirektoriums beim Ministerium des Innern vom 11. Juni 1812 heißt es hierzu:

„Was die Besoldung des Professors Loos belangt, so ist es ganz billig, daß dieselbe nicht mehr aus dem Universitätsfond kann bezogen werden, aber eben so wenig aber auch der Staats Casse überwiesen werden kann; vielmehr ist den vermöglichen nächsten Verwandten des an Verstandes-Abwesenheit leidenden Professors Loos die Sorge für seine weitere Pflege zu überlassen; weshalb denselben vorzuschlagen ist: ob sie diesen Patienten in einer hierzu geeigneten Staatsanstalt unterzubringen gedenken; wenn zu befürchten seyn sollte, daß er den Seinen und sich selbst ohne genauere Aufsicht gefährlich werden dürfte.“<sup>86</sup>

Johann Jacob Loos musste seine Professur also wegen einer eingetretenen psychischen Erkrankung aufgeben, wobei das Generaldirektorium offensichtlich von einem drohenden schweren Verlauf ausging und gleich zur Einweisung in ein „Irrenhaus“ riet. Ein solches existierte in Heidelberg allerdings erst seit der Verlegung der psychiatrischen Klinik Pforzheim nach Heidelberg im Jahr 1827.<sup>87</sup> Folgerichtig verweist das Ministerium auf die Fürsorgepflicht der Verwandten.

Angesprochen wurde wohl der Vater des Kranken, Johann Martin Loos, der im Laufe des Sommers um die Fortzahlung des Professorengehalts kämpft. In einem Schreiben an den Senat vom 13. Juli 1812 verweist er auf die „höchst traurige

Lage, in die [sein] Sohn durch den Vollzug dieses Ministeriumsbeschlusses für seine übrige ganze Lebenszeit nothwendig verlegt werden müsse<sup>88</sup>, und außerdem darauf, dass er als Vater von sechs Kindern das „hohe Ministerium“ um die Übernahme der „fraglichen Besoldung auf die Staats=Casse“<sup>89</sup> bitten werde. Abgesehen davon, dass er – der einfache Handwerker – den akademischen Senat mit dem letztzitierten Satz unter Zugzwang setzt, ist der Hinweis auf seine sechs Kinder, die 1812 allesamt schon erfolgreiche Geschäftsleute oder „unter der Haube“ waren, doch reichlich pathetisch. Aber Johann Martin Loos zeigte sich gewillt, die Angelegenheit selbst in die Hand zu nehmen. Erfahrungen mit Schreiben an die allerhöchste Obrigkeit hatte er ja bereits. Durch das Insistieren des Vaters sah sich der Senat der Universität Heidelberg offensichtlich dazu genötigt, sich der Sache doch noch einmal anzunehmen. Das geschah im Rahmen einer Senatssitzung am 18. Juli 1812, an der der Theologieprofessor Kirchenrat Friedrich Heinrich Schwarz wegen des unerwarteten Besuchs von Freunden nicht teilnehmen konnte. Hierfür entschuldigte er sich beim amtierenden Prorektor artig in einem Schreiben vom 19. Juli, dem er sein schriftliches Votum in der Causa Loos beifügte. Beides ist in zeitgenössischen Abschriften nachzulesen, und zwar in der Personalakte von Johann Jacob Loos im Universitätsarchiv.

Das Votum von Schwarz ist gleich in mehrfacher Hinsicht aufschlussreich. Zum einen ist ihm „das Schicksal des Prof. Loos ... unverschuldet“ und er argumentiert, dass diesen die Einstellung der Gehaltszahlungen „muthmaßlich in den schlimmsten Seelenzustand versetzen, und seine Geistesverwirrung, die jetzt ruhig und kaum merklich ist, vielleicht gar in Raserey“<sup>90</sup> verwandeln könnte. Das klingt zunächst einmal sehr mitfühlend. Dann aber weist Schwarz sehr ausführlich darauf hin, dass auch die Mitglieder des „Gelehrtenstands“ nicht davor gefeit seien, durch Krankheit ins Elend gestürzt zu werden, und sich jeder darum Sorgen machen müsse, dass ihm „die Besoldung entzogen werde“<sup>91</sup>. Er plädiert letztlich dafür, dass die Universitätskasse die Bezahlung von Johann Jacob Loos auch weiterhin übernimmt, vielleicht um so einen Präzedenzfall zu schaffen, auf den man sich im Zweifel selbst beziehen konnte. Ein entsprechender Antrag der Universität wurde am 30. Juli 1812 vom Ministerium prompt zurückgewiesen, worauf sich Johann Martin Loos am 16. September noch einmal an den Senat wandte und um einen Begleitbericht bat, mit dem er ein weiteres Schreiben an das Ministerium des Innern unterfüttern wollte, denn der

„Beschuß des hohen Ministeriums des Innern vom 12 Juli N: 2346 wonach meinem in Wahnsinn verfallenen Sohn seine bis daher bezogene Besoldung ohne weiteres eingezogen ward, ist zu hart für mich, als daß ich mich hierbei beruhigen könnte.“<sup>92</sup>

Er sei daher willens, bei „Sr königlichen Hoheit Höchst Selbst die [...] Willfah- rung eines Gesuches fußfälligst“<sup>93</sup> zu erbitten, droht also damit, sich direkt an den Großherzog zu wenden.

Nach einigen weiteren, hier nicht näher aufgezählten Aktionen, machte das Ministerium des Innern schließlich mit Schreiben an den Senat vom 7. Januar 1813 einen Rückzieher und stellte fest, dass „dem Vater des Professors Loos [...] die Last zur Erhaltung dieses unglücklichen Staatsdieners nicht wohl allein zugemut- het werden kann“<sup>94</sup>, und wies die Universität an, „den Betrag der von dem Profes-





als auch der eingangs zitierte Goethe sowie die schon erwähnte Tatsache, dass Johann Jacob Loos noch 1816 im Haus der Familie gemeldet war, können außerdem als ein Indiz dafür gewertet werden, dass der Krankheitsverlauf nicht allzu extrem gewesen sein kann. Dafür spricht auch ein Brief Creuzers an Ludwig Tieck vom 6. September 1825. Darin heißt es: „Hr. Prof. Loos war über Ihren Gruß hocherfreut.“<sup>98</sup> Das war immerhin 22 Jahre nach dessen erster Begegnung mit Tieck und 15 Jahre nach seinem Ausscheiden aus dem akademischen Dienst. Tieck muss über Loos informiert gewesen sein, wie wohl auch Creuzer den Kontakt zu dem kranken Freund nicht abgebrochen hat. Schließlich muss er ihn besucht haben, wenn er dessen Freude über Tiecks Gruß weitergeben konnte. All das zeigt, dass diesem das Schicksal seines gleichnamigen Onkels, des cand. theol. Johann Jakob Loos, geb. am 3. Dezember 1761, erspart blieb. Zu diesem hält das Kirchenbuch der deutsch-reformierten Gemeinde Mannheim unter dem 22. September 1791 fest: „Jacob Loos, Theologiae Candidatus, in Heidelberg gebürtig, war blödsinnig, starb in dahiesigem Zuchthaus in einem Alter von ongefehr 30.“<sup>99</sup>

Johann Jacob Loos verstarb nach 28 Jahre während der Erkrankung am 19. September 1838. Der Eintrag im „Tottenbuch“ von Heilig Geist lautet lapidar:

„Achtzehnhundert acht und dreißig den neunzehnten September Nachts halbzwölf uhr starb in Heidelberg, und wurde den zwei und zwanzigsten September morgens acht uhr begraben Johann Jacob Loos, Doctor und Professor der Medicin an dahiesiger Universität, alt drei und Sechzig J. Zehn Monate und Neun Tage.“<sup>100</sup>

Der Ort seiner Grablegung ist nicht bekannt. Es könnte der alte St.-Anna-Friedhof gewesen sein, wo auch Sophie Brentano, Helmina von Chézy, die beiden Voß und viele namhafte Professoren der Universität ihre letzte Ruhe fanden. Da er ledig blieb, hatte Johann Jacob Loos keine direkten Nachkommen, die seine Tagebücher oder Briefe, die es sicherlich gegeben hat, aufbewahrten. Denkbar ist, dass die Familie das traurige Kapitel seiner Existenz mit der Vernichtung seiner persönlichen Sachen abschloss. Geblieben wäre dann nur ein Porträt (vgl. Abb. 1). Ob dieses den „wunderlichen Mann“ Universitätsprofessor Dr. med. Johann Jacob Loos aber tatsächlich darstellt, wird sich wohl nie erweisen.

## Anmerkungen

- 1 Zit. nach Robert Steiger, Angelika Reimann: Goethes Leben von Tag zu Tag. Eine dokumentarische Chronik, VI. Band, 1814–1820, Zürich, München 1993, S. 125.
- 2 Hermann Wirth: Eine kleine Bürgerrevolution am Schlusse des 18. Jahrhunderts, in: Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg, eine Vierteljahresschrift, hg. von Hermann Wirth, I. Band, Heidelberg 1868, S. 160–192.
- 3 Vgl. Friedrich Loos: Stammtafel der Familie Loos (Handschrift, o. J.; unveröffentlicht).
- 4 Vgl. Tottenbuch der evangelisch reformirten Gemeinde zum heiligen Geist in Heidelberg. Angefangen mit dem ersten Januar 1819 durch Johannes Bähr, Special Superintendenten und ersten Pfarrer zum heiligen Geist, S. 457 (Archiv der Evangelischen Landeskirche in Baden, Karlsruhe).
- 5 Dagmar Drüll: Heidelberger Gelehrtenlexikon 1803–1932, Wiesbaden 2019, S. 494.
- 6 Loos: Stammtafel (wie Anm. 3).
- 7 Oswald Dammann: Briefe Friedrich Creuzers an Johann Heinrich Christian Bang, in: Neue Heidelberger Jahrbücher. Neue Folge, hg. von der Gesellschaft der Freunde der Universität Heidelberg, Jahrbuch 1938, Heidelberg 1938, S. 47.

- 8 Eberhard Stübler: Geschichte der medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg 1386–1925, Heidelberg 1926, S. 237.
- 9 Eduard Seidler: Heidelberger Medizin in Aufklärung und Romantik, in: Wilhelm Doerr et al. (Hgg.): Semper Apertus. Sechshundert Jahre Ruprecht-Karls-Universität (1386–1986), Festschrift in sechs Bänden, Band 2: Das neunzehnte Jahrhundert: 1803–1918, Berlin 1985, S. 141.
- 10 O. Herbert Gawliczek: Chronik der Ärzte Heidelbergs. Ein Fragment, hg. von Boehringer Mannheim GmbH, Mannheim 1985, S. 136.
- 11 Katalog der Deutschen Nationalbibliothek, [www.portal.dnb.de](http://www.portal.dnb.de) (Stand: 29.8.2020).
- 12 Adolph Carl Peter Callisen: Medicinisches Schriftsteller-Lexicon der jetzt lebenden Aerzte, Wundärzte, Geburtshelfer, Apotheker, und Naturforscher aller gebildeten Völker. Eilfter Band, Copenhagen 1832, S. 473.
- 13 Loos: Stammtafel (wie Anm. 3).
- 14 Ehen- und Leichen Buch oder Verzeichnüß Aller derer, welche aus der Stadt Heidelberg reformirten gemeine Zum Heiligen Geist, und ins besondere aus dem Heil: Geist Quartier und Unterem Quartier, oder sonsten woher Schriftlichem gebrauch nach, in den Ehestand eingeleitet worden. – wie auch – Aller derer, welche aus dieser gemeine und deren besagten Quartieren verstorben und Schriftlichem gebrauch nach begraben worden. – beydes angefangen mit dem 11. July 1761. – Durch den dermahigen Zwayten Pfarrherrn dieser gemeine Philipp Gerhardd Rieger, S. 273 (Archiv der Evangelischen Landeskirche in Baden, Karlsruhe).
- 15 Gemeint sind der Theologe Johann Philipp Le Pique, der Philologe und Orientalist Georg Friedrich Creuzer und der Buchhändler und Verleger Johann Georg Zimmer sowie Karl Philipp Kayser selbst.
- 16 Franz Schneider (Hg.): Aus gärender Zeit. Tagebuchblätter des Heidelberger Professors Karl Philipp Kayser aus den Jahren 1793 bis 1827 mit 10 Abbildungen nach zeitgenössischen Bildern von Friedrich Rottmann, Karlsruhe 1923, S. 72.
- 17 Joseph Engelmänn: Universitäts- und Adreß-Calender von Heidelberg auf das Jahr 1816. Für Fremde und Einheimische. Heidelberg, bei Joseph Engelmänn, S. 128.
- 18 Paul Hintzelmann (Hg.): Die Matrikel der Universität Heidelberg, Vierter Theil von 1704–1807, bearbeitet von Gustav Toepke, Heidelberg 1903, S. 362.
- 19 Vgl. [https://zs.thulb.uni-jena.de/rsc/viewer/jportal\\_derivate\\_00252812/Ms-Prov-f-116\\_0276.tif?logicalDiv=jportal\\_jparticle\\_00546376](https://zs.thulb.uni-jena.de/rsc/viewer/jportal_derivate_00252812/Ms-Prov-f-116_0276.tif?logicalDiv=jportal_jparticle_00546376) (Stand: 23.07.2021)
- 20 Drüll: Gelehrtenlexikon (wie Anm. 5), S. 494.
- 21 Wilhelm Theophor Dittenberger: Die Universität Heidelberg im Jahre 1804. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte, Heidelberg 1844, S. 20.
- 22 Ebd.
- 23 PATHOGENIAE FRAGMENTUM. DISSERTATIO INAUGURALIS MEDICA QUAM PRO JURIBUS IN MEDICINA UNIVERSA RITE OBTINENDIS. EDIDIT JOHANNES JACOBUS LOOS, HEIDELBERGENSIS. HEIDELBERGAE IN AULA ACADEMICA DIES SEPTEMBR. MDCCC.
- 24 Johann Georg Meusel: Achter Nachtrag zu der vierten Ausgabe des Gelehrten Teutschlandes welcher noch mehr Nachträge zu der fünften Auflage des Herrn Hofraths und Professors Meusel enthält, Lemgo 1805, S. 495f.
- 25 Callisen: Medicinisches Schriftsteller-Lexicon (wie Anm. 12), S. 473.
- 26 Zit. nach Klaus-Peter Schroeder: Eine Universität für Juristen von Juristen. Die Heidelberger Juristische Fakultät im 19. und 20. Jahrhundert, (Heidelberger Rechtswissenschaftliche Abhandlungen 1), Tübingen 2010, S. 12.
- 27 Zit. nach Friedrich Strack (Hg.): Heidelberg im säkularen Umbruch. Traditionsbewusstsein und Kulturpolitik um 1800, Stuttgart 1987, S. 48, Anm. 71.
- 28 Vgl. Anzeige der Vorlesungen, welche im Winterhalbjahre vom November 1802 bis zu Ende Aprils 1803 auf der hohen Schule zu Heidelberg gehalten werden, Heidelberg 1802, S. 9.
- 29 Vgl. hierzu und zu den im Folgenden genannten Lehrveranstaltungen die Vorlesungsverzeichnisse der Jahre 1802 bis 1810 unter: [https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/unihd\\_vv1784\\_1923](https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/unihd_vv1784_1923) (Stand: 23.07.2021)

- 30 Gawliczek: Chronik der Ärzte Heidelbergs (wie Anm. 10), S. 136.
- 31 Friedrich Peter Wundt: Geschichte und Beschreibung der Stadt Heidelberg. Unveränd. Nachdr. [d. Ausg.] Mannheim 1805, Neustadt an der Aisch 1997, S. 386f.
- 32 Vgl. das Beschwerdeschreiben des Bibliothekscustos' an den Senat vom 30.12.1800 (UAH, RA 2346).
- 33 Hellfried Dahlmann (Hg.) unter Mitarbeit von Ingeborg Schnack: Briefe Friedrich Creuzers an Savigny (1799–1850), Berlin 1972, S. 125 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck in Verbindung mit der Heidelberger Akademie der Wissenschaften 23, Hessische Briefe des 19. Jahrhunderts, Zweiter Band).
- 34 Vgl. die zeitgenössische Abschrift in: Personalakten Johann Jacob Loos, 1804–1838 Universitätsarchiv Heidelberg (UAH), PA 1947.
- 35 Ebd.
- 36 Gemeint sind der Anatom Jakob Fidelis Ackermann (1765–1815), der Theologe Georg Lorenz Bauer (1755–1806) und der Philosoph Jakob Friedrich Fries (1773–1843).
- 37 Schneider (Hg.): Aus gärender Zeit (wie Anm. 16), S. 58.
- 38 Das sind 200 Gulden.
- 39 Vgl. die zeitgenössische Abschrift in: Personalakten Loos, Johann Jacob (wie Anm. 34).
- 40 Drüll: Gelehrtenlexikon (wie Anm. 5), S. 494.
- 41 Dahlmann (Hg.): Briefe Friedrich Creuzers an Savigny (wie Anm. 33), S. 162.
- 42 Vgl. die zeitgenössische Abschrift in: Personalakten Loos, Johann Jacob (wie Anm. 34).
- 43 Drüll: Gelehrtenlexikon (wie Anm. 5), S. 494.
- 44 Seidler: Heidelberger Medizin (wie Anm. 9), S. 135f.
- 45 Schneider (Hg.): Aus gärender Zeit (wie Anm. 16), S. 43.
- 46 Heinrich Schipperges: Ärzte in Heidelberg. Eine Chronik vom „Homo Heidelbergensis“ bis zur „Medizin in Bewegung“, Heidelberg 1995, S. 103.
- 47 Vgl. Anzeige derjenigen Vorlesungen, welche im Sommerhalbjahre 1807 auf der Großherzoglich Badischen Ruprecht-Karolinischen Universität zu Heidelberg gehalten werden sollen, Heidelberg [1807], S. 16. und Anzeige derjenigen Vorlesungen, welche im Winterhalbjahre 1807–1808 auf der Großherzoglich Badischen Ruprecht-Karolinischen Universität zu Heidelberg gehalten werden sollen, Heidelberg [1807], S. 14.
- 48 Vgl. Callisen: Medicinisches Schriftsteller-Lexicon (wie Anm. 12), S. 473f.
- 49 So Creuzer am 4.5.1806 an Savigny, vgl. hierzu: Dahlmann (Hg.): Briefe Friedrich Creuzers an Savigny (wie Anm. 33), S. 180f.
- 50 Stübler: Geschichte der medizinischen Fakultät (wie Anm. 8), S. 195.
- 51 Schneider (Hg.): Aus gärender Zeit (wie Anm. 16), S. 36.
- 52 Ebd., S. 68.
- 53 Ebd., S. 38.
- 54 J. G. Rieger, Historisch-topographisch-statistische Beschreibung von Mannheim und seiner Umgebung, Mannheim 1824, S. 315.
- 55 Schneider (Hg.): Aus gärender Zeit (wie Anm. 16), S. 47.
- 56 Ebd., S. 48.
- 57 Ebd., S. 50.
- 58 Wie Anm. 27.
- 59 Dahlmann (Hg.): Briefe Friedrich Creuzers an Savigny (wie Anm. 33), S. 117.
- 60 Erwin Rohde: Friedrich Creuzer und Karoline von Günderode. Briefe und Dichtungen, Heidelberg 1896, S. 113f.
- 61 Schneider (Hg.): Aus gärender Zeit (wie Anm. 16), S. 52.
- 62 Dittenberger: Die Universität Heidelberg (wie Anm. 21), S. 35.
- 63 Ebd., S. 36.
- 64 Ebd.
- 65 Dammann: Briefe Friedrich Creuzers an Johann Heinrich Christian Bang (wie Anm. 7), S. 47.

- 66 Schneider (Hg.): Aus gärender Zeit (wie Anm. 16), S. 63.
- 67 Ebd., S. 39.
- 68 Ebd., S. 40.
- 69 Heinz Härtel (Hg.): Ludwig Achim von Arnim: Briefwechsel 1805–1806, hg. von Heinz Härtel unter Mitarbeit von Ursula Härtel, Teil 1: Text, Berlin 2011, S. 339.
- 70 Schneider (Hg.): Aus gärender Zeit (wie Anm. 16), S. 40.
- 71 Albert Ludwig Grimm: Vorzeit und Gegenwart an der Bergstrasse, dem Neckar und im Odenwald. Erinnerungsblätter für Freunde dieser Gegend, Darmstadt 1822, S. 248f.
- 72 Schneider (Hg.): Aus gärender Zeit (wie Anm. 16), S. 40.
- 73 Ebd., S. 41.
- 74 Ebd., S. 69.
- 75 Ebd., S. 70.
- 76 Ebd.
- 77 Ebd., S. 72.
- 78 Ebd.
- 79 Ebd., S. 49.
- 80 Ebd., S. 50.
- 81 Ebd., S. 52.
- 82 Ebd.
- 83 Ebd., S. 57.
- 84 Ebd., S. 72.
- 85 Dahlmann (Hg.): Briefe Friedrich Creuzers an Savigny (wie Anm. 33), S. 304.
- 86 Beschluss des Ministeriums des Innern / General Directorium vom 11.6.1812, in: Personalakten Loos, Johann Jacob (wie Anm. 34).
- 87 Vgl. Stübler: Geschichte der medizinischen Fakultät (wie Anm. 8), S. 223. Ironischerweise wurde für die Unterbringung der psychisch Kranken in Heidelberg das Seminarium Carolinum genutzt, in dem nach weiterer wechselvoller Geschichte heute die Universitätsverwaltung ihren Sitz hat. Bereits 1842 wurde das „Irrenhaus“ wegen Platzmangels nach Illenau verlegt.
- 88 Schreiben von Johann Martin Loos an den Senat der Universität Heidelberg vom 13.7.1812, in: Personalakten Loos, Johann Jacob (wie Anm. 34).
- 89 Ebd.
- 90 Votum von Kirchenrat Schwarz, in: Personalakten Loos, Johann Jacob (wie Anm. 34).
- 91 Ebd.
- 92 Schreiben von Johann Martin Loos an den Senat der Universität Heidelberg vom 10.9.1812, in: Personalakten Loos, Johann Jacob (wie Anm. 34).
- 93 Ebd.
- 94 Schreiben des Ministeriums des Innern an den Senat der Universität Heidelberg vom 13.1.1813, in: Personalakten Loos, Johann Jacob (wie Anm. 34).
- 95 Ebd.
- 96 Schreiben vom 24.9.1838, in: Personalakten Loos, Johann Jacob (wie Anm. 34).
- 97 Julius Lampadius (Hg.): Almanach der Universität Heidelberg auf das Jahr 1813 – für Studierende, deren Eltern, und für Gelehrte, Heidelberg 1813, S. 138–142.
- 98 Karl von Holtei (Hg.): Briefe an Ludwig Tieck. Erster Band, Breslau 1864, S. 159.
- 99 Kirchenbuch der deutsch-reformierten Gemeinde Mannheim, Beerdigungen Sept. 1739–1794 (Archiv der Evangelischen Landeskirche in Baden, Karlsruhe).
- 100 Tottenbuch der evangelisch reformirten Gemeinde zum heiligen Geist in Heidelberg (wie Anm. 4), S. 45.

Ulrich Kronauer

## Carl Gustav Jochmann und Heidelberg. Eine Spurensuche

Carl Gustav Jochmann hielt sich nach Beendigung seiner Anwaltstätigkeit in Riga in den Jahren 1819 bis 1829 mehrfach, auch für längere Zeit, in Heidelberg auf, wo er in den Jahren 1806/1808 Jurisprudenz studiert hatte. Außer seinem Verleger Christian Friedrich Winter werden nur wenige seiner Heidelberger Freunde und Bekannten gewusst haben, dass der privatisierende Jurist als Schriftsteller tätig war und bedeutende kulturphilosophische und zeitkritische Werke verfasste. Jochmann legte größten Wert darauf, als Autor unbekannt zu bleiben; alle seine Schriften erschienen anonym. Sein Beharren auf „Verborgenheit“ mag der entscheidende Grund dafür sein, dass man über seine Kontakte in Heidelberg nicht sehr viel weiß, obwohl einige seiner Bekannten, so der schottische Kaufmann James Mitchell und der Bankier und Fabrikant Christian Adam Fries im gesellschaftlichen Leben der Stadt eine wichtige Rolle gespielt haben. Auch ob sein Freund Christian Friedrich Winter, in dessen Verlag drei der vier Bücher Jochmanns erschienen sind, das Geheimnis um seinen anonymen Autor wahren konnte, ist nicht bekannt.

### Eine späte Ehrung

2015 widerfuhr dem aus Livland stammenden Carl Gustav Jochmann eine unerwartete Ehrung. Das Heidelberg Alumni International Magazin (HAIlife), das von der Heidelberger Universität herausgegeben wird, widmete dem Heidelberger Alumnus zwei Seiten unter der Überschrift: „Ein scharfsinniger Aphoristiker und Spätaufklärer“. Abgebildet ist sein Eintrag aus dem Matrikelbuch der Ruperto Carola vom Mai 1806 (Nr. 122): „Carl Gustav Jochmann aus Liefland, studiert Jura, war 1 Jahr in Leipzig. Mein Vater Advocat in Pernau“.<sup>1</sup> Carl Gustav Jochmann wurde am 10. Februar 1789 in Pernau in Livland geboren, estnisch Pärnu, heute in Estland. Nach der Schulausbildung in Pernau und dann in Riga begann er 1805 seine Studien der Jurisprudenz zunächst in Leipzig und kam nach Heidelberg, wo er wahrscheinlich die Vorlesungen des bedeutenden Rechtswissenschaftlers Anton Friedrich Justus Thibaut hörte. 1809 war er an der Universität Göttingen eingeschrieben. 1810 ließ sich Jochmann als Rechtskonsulent oder Advokat in Riga nieder. Er war sehr erfolgreich und erwirtschaftete in wenigen Jahren ein Vermögen, das es ihm ermöglichte, aus gesundheitlichen Gründen 1819 Livland zu verlassen und in einem milderen Klima zu leben. Jochmann hielt sich vorwiegend in Deutschland, Frankreich und der Schweiz auf. In Deutschland war es neben Karlsruhe und Baden-Baden besonders Heidelberg, das er immer wieder aufsuchte. Dies lässt sich aus nicht veröffentlichten Briefen an seinen Freund von Sengbusch in Riga und den Verleger Sauerländer in Aarau entnehmen.

In dem Alumni Magazin werden Leben und Werk des Autors skizziert, der alle Schriften anonym veröffentlicht hat. Abschließend wird von einem Ereignis aus dem Jahr 2015 berichtet, anlässlich dessen die Universität Heidelberg ihres



Die Urne mit dem Herzen Carl Gustav Jochmanns (Cor Jochmannii) im Kreuzgang des Doms von Riga (Foto: privat)

ehemaligen Studenten gedenkt: „Als Jochmann 1830 starb, vermachte er seinem Freund Conrad Heinrich von Sengbusch in Riga sein Herz mit der Bitte, dieses in seinem Garten aufzubewahren, der als Treffpunkt seiner Freunde zu seiner Rigaer Zeit eine besondere Bedeutung für ihn hatte.“ Die Urne mit der Inschrift „Cor Jochmannii“ wurde später zusammen mit der dazugehörigen Säule im Dom von Riga aufgestellt. Die 2007 gegründete Heidelberger Jochmann-Gesellschaft war, gemeinsam mit Werner von Sengbusch, einem Nachfahren von Jochmanns Freund, daran beteiligt, Urne und Säule restaurieren und mit einer Hinweistafel versehen zu lassen. Am 3. Juli 2015 wurde das res-

taurierte und im Kreuzgang des Doms aufgestellte Ensemble feierlich eingeweiht. „Neben Ansprachen von Vertretern kultureller Einrichtungen in Riga und des Vorsitzenden der Jochmann-Gesellschaft verlas Ulrich Kronauer auch eine Grußbotschaft der Universität Heidelberg.“<sup>2</sup>

## Der Student Carl Gustav Jochmann in Heidelberg

Der Eintrag im Matrikelbuch der Ruperto Carola dokumentiert den ersten Aufenthalt Carl Gustav Jochmanns in Heidelberg. Einen Eindruck von dem siebzehnjährigen Studenten vermittelt der Bericht eines 1846 erschienenen Buches: „Ein Bild aus den Ostsee-Provinzen oder Andreas von Löwis of Menar“. Der Verfasser war Karl Ludwig Blum, geboren 1796 in Hanau, verstorben 1869 in Heidelberg. In Heidelberg hatte Blum die Rechte studiert und dorthin kehrte er 1851 nach einer langen Tätigkeit in Dorpat als Professor der Geschichte und Geografie zurück. In der Lebens- und Charakterskizze des bedeutenden Agrarreformers und Pioniers der Forstwirtschaft im damaligen Livland, Andreas Löwis of Menar, schildert Blum dessen Studentenleben in Heidelberg und erwähnt einen besonders unterhaltsamen Kommilitonen.

„Aus Frankfurt stammte [...] ein jüdischer Student, mit dem Löwis und seine Freunde dann und wann im Wirthshause eine Partie Billard, oder daheim irgend ein anderes Spiel machten. Baruch, so hieß der junge Mann, entwickelte im Spiel eine große Leidenschaftlichkeit, gegen welche seine sonstige Ruhe und Harmlosigkeit im strengsten Gegensatz stand. Darüber kam es nicht selten zu den köstlichsten Auftritten, an die Löwis später nie ohne Lachen dachte. Es waren seitdem lange Jahre vergangen, als ihm Börnes Schriften in die Hände fielen, von denen ihn einzelne durch ihr Salz und ihre Ausgelassenheit sehr anzogen. Wie staunte er aber, als er hörte, daß dieser Börne sein alter Baruch wäre! Er konnte nicht begreifen, woher jener gutmüthige Mensch all die giftige Lauge geschöpft habe, in die er seine spitze Feder tauchte.“<sup>3</sup>



1818 hatte sich Juda Löw Baruch evangelisch taufen lassen und änderte seinen Namen zu (Carl) Ludwig Börne. Es liegt nahe, dass Jochmann 1807/08 den späteren Journalisten und, wie es Blum andeutet, überaus scharfen Kritiker der Restauration kennengelernt hat. Nachweisen lässt es sich nicht. Blum hebt die Freundschaft des Studenten Jochmann mit Löwis in Heidelberg hervor und berichtet von einer abenteuerlichen Unternehmung:

„Unter den vielen Landsleuten, die sich in Heidelberg an Löwis anschlossen, thaten sich nachher mehrere hervor. Hier wollen wir nur Einen herausheben, weil dieser damals, und vielleicht niemals sich irgend wem so innig befreundete als unserm Löwis. Jochmann, den wir hier meinen, war sehr jung auf die Universität gekommen, und mochte zu einem älteren Freunde, der ihm mit Rath und That beistehen konnte, sich um so lieber halten, als es in ihm kochte und siedete. Er gehörte zu den anziehendsten Erscheinungen, die jene bewegte Zeit aufzuweisen hat. Von Natur höchst begabt, bildete er frühzeitig seinen eigenthümlichen Charakter aus. Er war ein wunderbares Gemisch von scharfem Verstand und phantastischem Wesen, von kühner Thatkraft und ängstlichem Lauern, von praktischem Talent und stiller Beobachtung.“<sup>4</sup>

Diese Beschreibung des „eigenthümlichen Charakters“ Jochmanns stützt sich wahrscheinlich auf Informationen, die Blum von Löwis erhalten hat. Und auch der Bericht, der die Leidenschaftlichkeit des jungen Mannes illustrieren soll, stammt wohl von Löwis:

„Nun er in Deutschland die Siegeszüge der Franzosen erlebte, und sie rasch gegen Norden vordringen sah, erwachte in ihm ein alter Lieblingswunsch. Er wollte für Polens Befreiung wirken. Dazu meinte er am ersten Gelegenheit zu finden, wenn er Napoleons Adlern folgte. Sein Entschluß fand beim älteren Freunde, dem er ihn allein vertraute, keine Billigung; doch blieb er fest. So speisten beide eines Abends denn noch mit den Freunden, und schlichen dann davon. Löwis gab ihm in dunkler Nacht das Geleite. Bald erhielt er einen Brief, der ihm Jochmanns glücklichen Eintritt in ein französisches Regiment meldete. Später schrieb derselbe noch mehreremale, zuletzt aus Danzig, wo er zum Lieutenant befördert in einer Schaar diente, die ihn anwiderte. Es war dieß das berühmte Regiment des Fürsten von Isenburg. [Das allerdings in Danzig nicht tätig war, U.K.]. Überdruß darüber und nähere Bekanntschaft mit den Freiheitshelden der großen Armee, von deren Führer er für Polen nichts weiter hoffte, bewogen ihn bald, die Franzosen zu verlassen.“<sup>5</sup>

Vieles an der sogenannten „polnischen Episode“ im Leben Jochmanns bleibt rätselhaft. So sprechen etwa die wenigen späteren Erwähnungen in Jochmanns Schriften keineswegs für ein besonderes Interesse an diesem Land. Mit Akribie haben zwei Forscher aus dem Kreis der Jochmann-Gesellschaft diesen Bericht untersucht und ihre Ergebnisse in den „Jochmann-Studien“ veröffentlicht.<sup>6</sup> Dass keine eindeutige Klarheit über den Verlauf dieses Abenteuers des jungen Studenten zu gewinnen ist, liegt nicht zuletzt daran, dass sich Jochmann selbst nie dazu geäußert hat. Blum schreibt: „Später hielt er die Sache so geheim, daß er selbst dem trefflichen Zschokke, den er doch ungemein schätzte, nichts davon mitgetheilt zu haben scheint. Er mochte wohl gute Gründe haben, da er nach Riga ging, wo ihn Löwis bald nachher traf.“<sup>7</sup>

1832 erscheint in Aarau der erste Teil der von Heinrich Zschokke und seinen Freunden bei Heinrich Remigius Sauerländer herausgegebenen Zeitschrift „Pro-

metheus. Für Licht und Recht“. Darin hat der aus Magdeburg stammende, in der Schweiz lebende populäre Schriftsteller, Pädagoge und liberale Politiker Zschokke „Erinnerungen an Karl Gustav Jochmann, von Pernau“ veröffentlicht und das Geheimnis um den anonymen Autor enthüllt. Sein Freund war 1830 in Naumburg an der Saale verstorben. Zschokke darf nun, wie er schreibt, da Jochmann nicht mehr unter den Lebenden wohnt, „von ihm reden“<sup>8</sup> und bekannt machen, dass es sich um einen bedeutenden Autor handelt. Zschokke gibt auch eine Erklärung dafür, dass Jochmann anonym veröffentlicht hat.

„Der Name dieses geistvollen Mannes ist in Deutschland fast noch unbekannt. Er selbst, mit wahrer Ängstlichkeit, suchte nur geräuschlos und verborgen zu leben; und wenn er sich bereden ließ, eine oder die andere seiner schriftlichen Arbeiten der lesenden Welt mitzuteilen, machte er Geheimhaltung seines Namens zur Hauptbedingung.“<sup>9</sup>

Zschokke hatte selbst in den Jahren 1821 bis 1823 einige Texte Jochmanns in der von ihm bei Sauerländer herausgegebenen Zeitschrift „Überlieferungen zur Geschichte unserer Zeit“ veröffentlicht, ohne den Namen des Autors zu nennen; so 1821 den Reisebericht „Blätter aus Nizza“<sup>10</sup> und 1822 den bedeutenden Robespierre-Essay.<sup>11</sup> Nicht nur aus seiner Autorschaft machte Jochmann ein Geheimnis, sondern er versuchte generell, kein „Aufsehen“ zu erregen, „geräuschlos und verborgen zu leben“. Dies bezog offensichtlich auch seine Freunde ein, denen er sich nur bedingt anvertraute. Auch dass bisher kein Porträt Jochmanns ausfindig gemacht werden konnte, mag mit dessen Neigung zur Geheimhaltung zusammenhängen.

Überliefert sind Briefe Jochmanns aus der Zeit, als er Riga für immer verlassen hatte. Einige Briefe hat Zschokke veröffentlicht. Der Zschokke-Forscher Werner Ort hat im Archiv des Sauerländer Verlags in Aarau Briefe an den Verleger Sauerländer entdeckt, transkribiert und den Herausgebern der „Gesammelten Schriften“ Carl Gustav Jochmanns zur Verfügung gestellt. Diese Briefe werden in dem Band VI 2 dieser Ausgabe veröffentlicht werden, ebenso wie die umfangreiche Sammlung der Briefe, die Jochmann seinem Freund Conrad Heinrich von Sengbusch in Riga schrieb. Aus den Briefen an Sengbusch, die in der Akademiska biblioteka in Riga liegen, lassen sich Kontakte und Begebenheiten in Heidelberg rekonstruieren; die Briefe, die Jochmann aus Heidelberg an Sauerländer geschrieben hat, vermitteln einen Eindruck von der psychischen Verfassung des Schriftstellers, der auf der unbedingten Geheimhaltung seiner Autorschaft besteht.

## **Briefe aus Heidelberg**

In Heidelberg hielt sich Jochmann mehrmals auf, zum Teil für längere Zeit. Am 30. Januar 1823 schreibt er aus Heidelberg an Sengbusch, er sei in dem „lieben Baden“, heute Baden-Baden, gewesen, dem Kurort, den er besonders schätzte. Aber sein Quartier, ein großes Haus, in dem er allein hätte wohnen müssen, behagte ihm nicht. Er kehrte daher, wie er schreibt, „für die nächsten Wintermonate nach Heidelberg zurück, wohin mich Herr Mitchell und einige andre Freunde“ herzlich eingeladen hatten. In Heidelberg herrschte eine große Kälte, die seiner angegriffenen Gesundheit sehr zusetzte. Inzwischen war aber eine Wetterbesse-

rung eingetreten. „Seit wenigen Tagen erst ist wieder gelinderes Wetter und in der vorigen Nacht hat das Eis im Neckar die Reise nach dem Rheine angetreten“.

Ein wesentlicher Grund für seinen Aufenthalt in Heidelberg waren seine dort lebenden Freunde, zumal der privatisierende schottische Kaufmann James Mitchell. Dieser bewohnte in der Heidelberger Hauptstraße ein Barockpalais, das heutige Völkerkundemuseum, das damals ein kultureller Treffpunkt der Heidelberger Gesellschaft war. Jochmann kannte ihn wohl aus der „Englischen Faktorei“ in Riga. Er wurde Pate bei Mitchells am 26. August 1823 in Heidelberg geborenen Sohn Duncan. Ein weiterer Freund war der in Heidelberg privatisierende Arzt Agathus Gottlieb Schmidt, der aus Pernaun stammte.<sup>12</sup>

Es lässt sich nicht feststellen, wann genau Jochmann seinen späteren Heidelberger Verleger und Freund Christian Friedrich Winter kennengelernt hat. Einen Hinweis gibt ein Brief Heinrich Zschokkes an Jochmann vom 10. Oktober 1825 nach Karlsruhe. Zschokke schreibt: „Mich freuts, daß Ihr Werk endlich das Licht erblicken soll.“<sup>13</sup> Gemeint sind die „Betrachtungen über den Protestantismus“, an dessen vorletztem Kapitel Jochmann, wie er in einer Anmerkung des Buches schreibt, im Januar 1824 gearbeitet hatte und das zur Ostermesse 1826 anonym bei C. F. Winter in Heidelberg erschienen ist. Zu klären wäre, warum die „Betrachtungen“ bei Winter erschienen sind und nicht in Aarau bei Sauerländer. Heinrich Remigius Sauerländer war der Verleger von Jochmanns 1823 erschienenen erstem Buch: „Die Hierarchie und ihre Bundesgenossen in Frankreich. Beiträge zur neuern Kirchengeschichte“. Der Korrespondenz Jochmanns mit Sauerländer ist zu entnehmen, dass dieser durchaus an einer Veröffentlichung der „Betrachtungen“ in seinem Verlag interessiert war. Jochmann schreibt in einem Brief aus Baden vom 7. August 1824: „Meine Betrachtungen über den Protestantismus, denn so möchte am passendsten das Manuscript zu nennen seyn, mit dem ich mich nun seit länger als einem Jahre beschäftigt habe, werde ich sehr gern zu Ihrer Disposition stellen.“



Christian Friedrich Winter (Aus: Carl Winter, 175 Jahre Universitätsverlag C. Winter in Heidelberg, Heidelberg 1999)

In einem Brief aus Heidelberg vom 28. September 1824 reagiert Jochmann auf eine Anfrage Sauerländers wegen des in Aussicht gestellten Manuskripts und äußert Bedenken bezüglich einer Veröffentlichung:

„Sie werden mir das zugeben, mit Recht, wie [...] in einer Zeit in der eine fanatische Selbstsucht, nun auch in religiöser Hinsicht, an allen Seiten die Apotheose ihres Eigenwillens feyert, daran liegen muß, nicht als derjenige gekannt zu seyn, der zwischen alle diese, unter dem Scheine der gelästerten für ihre Herrschaft kämpfenden Partheien hintritt, um keiner von ihnen, sondern den verläumderten Rechten des Gewißens das Wort zu sprechen. Ist mein Buch ein mittelmäßiges, so ist es des Druckes nicht werth. Ist

es ein gutes, – nun es paßt wenigstens auf die Zeit wie die Faust aufs Auge, die noch zuweilen dahin paßen mag, – so wird es Aufsehen erregen, nur wird es dann möglich seyn, hier, wo es nur auf die Sache ankommt, ihre(m) Sprecher die einzige Schutzwehr zu erhalten, der sich in unsern Tagen der ehrliche Mann erfreuen mag, – die Verborgenheit?“

Aber dann stellt Jochmann seine Bedenken doch zurück und fährt fort:

„So niedergeschlagen bin ich indeßen noch nicht, daß ich nicht für die einzige Sache, die ich, weil sie die der Menschheit ist, für die Sache Gottes halte, noch etwas zu thun wünschen sollte, und ich fühle zugleich, daß ich wenn sie den Druck des Manuscriptes Ihrem Interesse gemäß finden sollten, mich demselben nicht ohne Unbilligkeit widersetzen darf. Sie empfangen es daher durch den nächsten, oder spätestens den darauf folgenden Postwagen. Lesen Sie es, und entscheiden Sie dann, ob das Buch des Druckes werth ist, ob es deßen ungeachtet gedruckt werden kann, und ob endlich der Verf. unter allen Umständen auf seine Anonymität würde rechnen dürfen?“

Jochmanns Buch über die „Hierarchie und ihre Bundesgenossen in Frankreich“ ist eine Kampfschrift gegen den römischen Katholizismus, die Priesterhierarchie und deren Bundesgenossen in der Politik und der Gesellschaft. Für den Spätaufklärer Jochmann bedeutet der in der Restauration erstarkende politische Einfluss des Katholizismus einen gravierenden Rückschritt in der gesellschaftlichen Entwicklung der französischen Nation. Hagen Jäger sieht Entsprechungen zwischen der „Hierarchie“ und den „Betrachtungen“ in der Intention Jochmanns:

„Suchte ‚Die Hierarchie und ihre Bundesgenossen in Frankreich‘ die Deutschen im Blick auf die französischen Zustände vor der katholischen Kirche und den Machtansprüchen ihrer Hierarchie im Bündnis mit der restaurativen Politik zu warnen, so ‚Die Betrachtungen‘ vor den falschen Wegen, die der Protestantismus in seiner Geschichte gegangen ist und die er in Gefahr steht, weiter zu gehen. Auch hier offenbart sich Jochmann als Erbe der deutschen Aufklärung, der das Christentum an seine Aufgabe der stetigen Reformation weist, die nie abschließbare Suche nach einem das Tun bestimmenden Glauben im Blick auf die Lehre und das Leben Jesu.“<sup>14</sup>

In den „Betrachtungen“ umreißt Jochmann seine Vorstellung vom „wahren“ Protestantismus – in einem Satz, dessen Länge dem Leser einiges abverlangt:

„Gehört es zu den Eigenthümlichkeiten des Protestantismus, nicht in Zeichen und Gebräuchen, sondern in einer durch ihren wohlthätigen Einfluß auf das Leben sich bewährenden Gesinnungsweise die Religion zu erkennen; eben daher allen äussern Gottesdienst, in Vergleichung mit jenem innern und wahren, für eine dem Gewissen eines Jeden anheimzustellende, und keinem aufzudringende Nebensache zu erklären; und ein allgemeines, von keinem Lehrmonopole beschränktes, von keiner Stimmenmehrheit abhängiges Recht freyer Forschung rücksichtlich der Quellen unsers religiösen Glaubens zu behaupten; so mag es überflüssig scheinen, daran zu erinnern, daß endlich auch die Gewissensfreyheit, sie, die eben aus diesen Einzelheiten besteht, und in ihnen von mehreren Seiten und in ihren verschiedenen Beziehungen dargestellt wurde, ihrerseits gleichfalls dem Protestantismus angehört, ja das Wesen desselben ausmacht.“<sup>15</sup>

Es gibt keinen Hinweis darauf, dass der Verleger Sauerländer die Veröffentlichung der „Betrachtungen“ des kämpferischen und zugleich ängstlich auf seine Anonymität bedachten Spätaufklärers Carl Gustav Jochmann aus inhaltlichen, politischen oder anderen Gründen abgelehnt hätte. Auch Sauerländers Hauptautor Heinrich Zschokke geht in seinen Briefen an Jochmann auf dessen Wechsel zu dem Ver-

leger Winter in Heidelberg nicht ein. Man wird vermuten dürfen, dass die Persönlichkeit und das Verlagsprogramm Christian Friedrich Winters für Jochmanns Entscheidung maßgebend war, die „Betrachtungen über den Protestantismus“ sowie seine weiteren Buchveröffentlichungen in dessen Verlag zu veröffentlichen. Kennengelernt hat er seinen neuen Verleger wohl bei Christian Adam Fries, Bankier und Besitzer einer Krappfabrik an der Rohrbacher Chaussee in Heidelberg. In Briefen aus Heidelberg 1822 bis 1824 bittet Jochmann Sauerländer, ihm unter der Adresse dieses Herrn in Heidelberg zu schreiben. Christian Adam Fries, der Vater des berühmten Malers Ernst Fries, führte ein gastliches Haus, in dem unter anderen Achim von Arnim, Clemens Brentano, Ludwig Uhland, Joseph von Eichendorff, Johann Heinrich Voß und Anton Justus Thibaut verkehrten. Zu den engen Bekannten der Familie Fries gehörte die Familie des Heidelberger Verlagsbuchhändlers Christian Friedrich Winter. Dieser war auch als Politiker aktiv. Als Abgeordneter des badischen Landtags hatte er 1819 einen Antrag auf Einführung der Pressefreiheit gestellt.<sup>16</sup> 1820 wurde er Zweiter Bürgermeister von Heidelberg. 1822 trennten sich die beiden Teilhaber der wissenschaftlichen Verlagsbuchhandlung „Mohr und Winter“, und Winter gründete die akademische Verlagsbuchhandlung „C. F. Winter“. Anlässlich des Jubiläums „175 Jahre Universitätsverlag C. Winter in Heidelberg“ gibt der Verleger Carl Winter einen Überblick über die Jahre 1822 bis 1997. Zu der Trennung der Verleger Mohr und Winter schreibt er unter anderem:

„Kein Zufall [...] war es, welche Autoren die beiden Verleger für ihr künftiges Programm für sich vereinnahmen konnten. Grob vereinfachend kann man feststellen, daß sich die zur politischen Opposition gehörenden Gelehrten in der Regel für Winter entschieden. Dies sei an den alten Kontrahenten aus dem Heidelberger Romantikerstreit veranschaulicht: Der alte J. H. Voss veröffentlicht gleich von 1822 an bei Winter, während dessen Gegenspieler Kreuzer mit einigen seiner Veröffentlichungen bei Mohr bleibt. Für die Physiognomie des C. F. Winterschen Verlages charakteristische Autoren sind jedenfalls Jakob Friedrich Fries, der ‚vernunftglaubige‘ Rationalist H. E. G. Paulus, der oppositionelle Strafrechtler Christoph Martin und der Spätromantiker C. G. Jochmann. Jochmann übergibt Winter drei Manuskripte für seinen Verlag.“<sup>17</sup>

Diesem Kreis oppositioneller Gelehrter fühlte sich Jochmann offensichtlich verbunden. Und es ist nicht auszuschließen, dass Johann Heinrich Voß, der 1826 in Heidelberg starb, bei Jochmanns Wechsel zum Winter Verlag eine Rolle gespielt hat. Zumindest legt eine Stelle in dem Brief Zschokkes vom 28. Dezember 1824 nahe, dass Jochmann seinem Schweizer Freund von einer gewissen Vertrautheit mit Voß berichtet hat. Zschokke geht in diesem Brief davon aus, dass Jochmann sein Protestantismusbuch wegen einer geplanten Rückkehr nach Riga, aber auch wegen seiner von Zschokke nicht geteilten Bedenken, dass sein Buch „auf irgend eine Art anstößig gewesen seyn würde“, nicht vollenden und veröffentlichen will. Zschokke versucht, seinem Freund die Rückkehr ins kalte Riga auszureden:

„wenn Sie irgend können, bleiben Sie doch unter unserm mildern Himmel! Wär ich ein reicher Herr: ich machte Sie auf Lebenszeit zu meinem Hausphilosophen, gäbe Ihnen mäßigen Gehalt (ein Philosoph muß nicht viel haben) und ein treffliches Mädchen zur Frau. – Giebt Ihnen der greise Voß, der weiseste Mann in Heidelberg, nicht denselben Rath, wenn Sie in Heidelberg sind? Ein Weib, ein Freund und eine Hütte!“<sup>18</sup>



Johann Heinrich Voss (Aus: Carl Winter, 175 Jahre Universitätsverlag C. Winter in Heidelberg, Heidelberg 1999)

Zschokke setzt hier den Idyllendichter Voß als väterlichen Freund und Berater in Szene. Er geht offensichtlich davon aus, dass eine solche Szene im Prinzip möglich sei, da Jochmann im Hause Voß verkehrt. Dies legt auch ein undatiertes Einladungsbillet nahe, das der Zschokke-Forscher Werner Ort in der Autografensammlung von Pfarrer Emil Zschokke, einem Sohn Heinrich Zschokkes, gefunden hat: „Joh. Heinrich Voß; Einladung an Dr. Jochmann, diesen Abend gegen 8 Uhr bei Hofrath Voß zu Nacht zu essen“. Zschokkes Sohn wird das Billet in Jochmanns Nachlass, den er seinem Vater vermacht hatte, gefunden haben. Der Dokortitel, mit dem Jochmann versehen wird, zeugt eher von der Hochachtung vor dem hochgebildeten Juristen aus Riga als von einem tatsächlich erworbenen akademischen Grad. In Zivilprozessakten aus Riga wird Jochmann als „Dominus Juris practicus Jochmann“ bezeichnet.<sup>19</sup> Eber-

hard Haufe hebt die besondere Bedeutung des Hinweises Zschokkes auf Voß hervor. Im Nachwort seiner Edition schreibt er:

„Jochmann stellte sich der Öffentlichkeit, damit den Ernst seiner kritischen Intention beweisend, aber als Verborgener, als Namenloser. Das war die alte Vorsicht des russischen Untertans und die verständliche Reaktion auf die schärfste Zensur, die bis dahin jemals in Deutschland geherrscht hatte. So blieb er beinahe allen namhaften Zeitgenossen fremd, vielleicht mit Ausnahme eines schon fast Vergessenen, des greisen Johann Heinrich Voß in Heidelberg, der im selben Jahr 1819, als Jochmann für immer nach Deutschland kam, seinen rücksichtslosen Fehdebrief ‚Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?‘ drucken ließ, zorniger Angriff spätester Aufklärung auf den feudalreaktionären Katholizismus der Heiligen Allianz.“<sup>20</sup>

Die drei Bücher Jochmanns, die bei Winter in Heidelberg erschienen sind, waren neben den „Betrachtungen über den Protestantismus“ (1826) das Buch „Über die Sprache“ (1828) und die „Briefe eines Homöopathischgeheilten an die zünftigen Widersacher der Homöopathie“ (1829). In der letzten Veröffentlichung, einem an die Medizinerzunft gerichteten leidenschaftlichen Plädoyer für die Homöopathie, kommt Jochmanns vergebliche Hoffnung auf Heilung von seinen Leiden zum Ausdruck. Das Buch „Über die Sprache“ ist das heute bekannteste Werk Jochmanns. Werner Kraft, der Wiederentdecker Jochmanns im 20. Jahrhundert, schildert in seinen Jugenderinnerungen, wie er dieses Buch um 1931 in der Bibliothek in Hannover „herauszog und wie im Traume las“.<sup>21</sup> In seinem Artikel von 1974 in der „Neuen Deutschen Biographie“ über den politischen Schriftsteller Carl Gustav Jochmann legt er den Schwerpunkt auf Jochmanns „bedeutendste Arbeit“:

„Jochmann behandelt die Sprache vom gesellschaftskritischen Standpunkt aus, besonders in dem umstürzenden Aufsatz ‚Die Rückschritte der Poesie‘, welcher im Zeit-



alter Goethes eben diese Rückschritte positiv, als Merkmal gestiegenen politischen Interesses, deutet. Bei strenger Sachlichkeit der Darstellung ist die Tendenz des Buches offen politisch, da das tiefe Eingehen auf Probleme der Sprache außersprachlichen Zielsetzungen dient und in der radikalen Blickwendung von der Sprache auf die Gesellschaft eine demokratische Politik entworfen wird, die schon in Schlabrendorfs Wirken angelegt war.<sup>22</sup>

Der erste Teil des Buchs, betitelt „Über den Rhythmus“, gibt ein Gespräch mit Gustav Graf von Schlabrendorf wieder, den Jochmann 1819 in Paris kennengelernt hatte. Der fünfte Teil, der „umstürzende Aufsatz“ über die Rückschritte der Poesie, hatte Walter Benjamin veranlasst, Jochmann als „einen der größten revolutionären Schriftsteller Deutschlands“ zu bezeichnen.<sup>23</sup> Den Band beschließen einhundert kleine Texte, die Jochmann allzu bescheiden „Stylübungen“ genannt hat und die seinen Ruf als scharfsinnigen Aphoristiker begründet haben.

Zwei „Stylübungen“ mögen Jochmanns Aphoristik illustrieren:

„Die aufrührerische Wahrheit

„Das paßt, pflegt man zu sagen, wie die Faust auf's Auge; aber zuweilen paßt sie dahin. Non amo veritatem seditiosam, die aufrührerische Wahrheit mag ich nicht! wehklagte Erasmus, während Luther sprach. Aber wenn die Lüge herrscht, wie soll die Wahrheit nicht ein Aufruhr seyn!“<sup>24</sup>

Man vergleiche hierzu Jochmanns Brief an Sauerländer aus Heidelberg vom 28 September 1824, in dem ebenfalls die Redewendung „es passt wie die Faust aufs Auge“ vorkommt und so eine Entsprechung zwischen der aufrührerischen Wahrheit bei Luther und bei Jochmann hergestellt wird. Die das Sprachbuch beschließende letzte „Stylübung“ über die Erfolgsaussichten der schriftstellerischen Aufklärungsbemühung mag für sich sprechen:

„Wozu die Schriftsteller?

Wozu in den Gewölben der Westindischen Docks zu London die kleinen Spiegel, die man den Eintretenden reicht, um die matten und zerstreuten Lichtstrahlen, die spärlich in das Gewölbe hineinfallen, zu sammeln, und leuchtend auf jeden beliebigen Punkt zu lenken! Unsre Erde ist wohl nur ein solches Kellergewölbe in der großen Stadt Gottes, und auch der größte Geist ein bloßer Handspiegel, der das Licht nur sammelte, und nicht schuf. Aber weil er ungeschickt behandelt auch blenden kann, zerschlagen sie ihn, und greifen sich lieber durch die liebe Finsterniß zu irgend einem Fasse hin, vor dem sie liegen bleiben. – Gute Nacht!“<sup>25</sup>



Titelblatt von Carl Gustav Jochmanns 1828 anonym erschienenen Buch „Ueber die Sprache“. (Aus: Carl Winter, 175 Jahre Universitätsverlag C. Winter in Heidelberg, Heidelberg 1999)

## Die Hochwasserkatastrophe von 1824

In die Zeit eines längeren Aufenthalts in Heidelberg fällt ein Ereignis, das Jochmann tief erschüttert hat. Dies erfährt man aus einem Brief, den er am 20. November 1824 aus Heidelberg an seinen Freund Sengbusch in Riga geschrieben hat. Dort beschreibt er das Hochwasser, das Ende Oktober bis Anfang November 1824 Südwestdeutschland, aber auch Gegenden weit darüber hinaus heimgesucht hat. Das ganze Ausmaß der Katastrophe wird in dem Bericht deutlich. Und auch die psychischen Folgen für den gesundheitlich Angegriffenen lassen sich erahnen.

Jochmann berichtet seinem Freund Conrad Heinrich von Sengbusch:

„Aus den öffentlichen Blättern werden Sie wohl schon erfahren haben, daß wir hier in sehr trüben Zeiten leben. Eine große und furchtbare Naturerscheinung hat diese unglücklichen Gegenden heimgesucht, eine Überschwemmung, so außerordentlich in ihren Ursachen, so ungewöhnlich in ihrem Umfange und so zerstörend in ihren Wirkungen, daß sie als durchaus beyspiellos und als einzig in ihrer Art dasteht. Fast ganz Schwaben, Bayern, Elsaß und Lothringen bildete in den letzten Tagen des Octobers und in den ersten d[ieses] M[onats] einen großen von unzähligen reißenden Strömungen durchschnittenen Archipelagus. Unter einem entsetzlichen, sich wie scheint über diese ganze Länderstrecke ausbreitenden Hochgewitter und wütenden Stürmen begannen plötzlich alle Quellen gewaltsam überzuströmen. Jeder Bach wurde zu einem Rhein oder einer Donau, und Rhein und Donau bildeten bald einen einzigen unabsehbar weiten See, der in wenigen Stunden die Früchte vieler vergangener Jahre und die Hoffnungen noch mehrerer künftigen verschlang. In den Gebirgen und den Niederungen ist das Elend gleich unermesslich. Das schöne Thal von Baden ist eine Wüste. Das Murgthal, eines der lieblichsten und gewerfleißigsten des ganzen Schwarzwaldes, ist mit Schutt und Trümmern bedeckt. –

Die Minister reisen umher und können nicht vielmehr als den Jammer ansehen. An Ersatz ist nicht zu denken und selbst die bloße, augenblickliche Linderung des Elendes erfordert Anstrengungen, denen bey der Allgemeinheit desselben die Regierungen schwerlich gewachsen sind. –

Den Schaden dieses Ereignisses vermehrt seine Unerklärlichkeit. Man hat stärkere Regengüsse und ein anhaltenderes schlechtes Wetter, aber darum noch nicht solche Folgen davon erlebt, und es wird nach allen übereinstimmenden Nachrichten und Beobachtungen immer augenscheinlicher daß dießmal irgend ein großer unterirdischer Wasserbehälter seine Dämme durchbrochen, daß ‚die Brunnen der Tiefe‘ sich öffneten. Auch ist, so scheint es, diese große Bewegung in den geheimen Werkstätten der Natur noch nicht zu Ende. Sie scheint sich vielmehr nach Süden und Norden fortzupflanzen.“

Wenn Jochmann schreibt, dass die Brunnen der Tiefe sich öffneten, spielt er auf den biblischen Bericht von der Sintflut an, so 1. Mose 7. Gott hat Noah aufgefordert, mit seinem ganzen Haus in den Kasten, d.h. die Arche zu gehen.

„Denn von nun an über sieben Tage will ich regnen lassen auf Erden vierzig Tage und vierzig Nächte, und vertilgen von dem Erdboden alles, was das Wesen hat, das ich gemacht habe. [...] Und da die sieben Tage vergangen waren, kam das Gewässer der Sintflut auf Erden. [Da brachen] alle Brunnen der großen Tiefe [auf,] und taten sich auf die Fenster des Himmels.“

Man hat die Katastrophe von 1824 als „Jahrhunderthochwasser“ bezeichnet, und die Assoziation zum biblischen Bericht über die Sintflut lag nahe. Bei einem ähn-

lich zerstörerischen Hochwasser im Jahr 1784 war die Vorstellung, dass es sich um das Strafgericht eines zürnenden Gottes handle, noch durchaus präsent und diente etlichen Geistlichen dazu, den sündigen Menschen die Folge ihres Tuns vorzuhalten. Allerdings erhoben sich, anders als bei den Naturkatastrophen voriger Jahrhunderte, im Zeitalter der Aufklärung auch Gegenstimmen, die vor Selbstgerechtigkeit und moralischer Anmaßung warnten. Und der „Commissarius bei der Kurfürstlichen Akademie der Wissenschaften“ in Mannheim, Ernst Ferdinand Deurer, preist in seinem Bericht über die vom Hochwasser 1784 stark betroffenen Städte Heidelberg und Mannheim Gott, der nicht nur „alles Ergötzliche der Erde“ geschaffen hat, sondern auch

„das Gewitter und den brausenden Sturmwind, das Erdbeben und die reisenden Fluthen [...] und der Unendliche sahe, daß alles gut war. So erhielt dieses Irdische schon mit dem Werden den Stoff zu abwechselndem Vergnügen und Trauern, Wohlthun und Verderben, auf daß der Mensch aufmerksam, weise und klug würde“<sup>26</sup>.

Für Carl Gustav Jochmann mag sich vierzig Jahre später die Parallele zu der biblischen Sintflut aufgedrängt haben, wie für viele andere Menschen damals. Aber er versucht nicht, einen „Sinn“ in die Naturkatastrophe hineinzulegen, sie auch nicht, wie Deurer, als Bestandteil der guten Schöpfung Gottes zu deuten. Die Unerklärlichkeit des Ereignisses vermehrt noch den Schaden, den es angerichtet hat. Zu der Zerstörung in den Städten und auf dem Land kommt eine elementare Verunsicherung der Menschen, kommt das Gefühl der Bedrohung durch Gefahren, die man nicht einschätzen kann, die sich in den „geheimen Werkstätten der Natur“ zusammenbrauen.

Es sind „trübe Zeiten“ für die „unglücklichen Gegenden“, in denen er sich so gern aufhält und die gerade von einer „beispiellosen“ Überschwemmung heimgesucht wurden. Die „Mannheimer Zeitung“ spricht von „eben so traurigen als unerwarteten Ereignissen“, von „Tagen des Schreckens und der Gefahr“. Am Dienstag, den 2. November 1824 berichtet die Zeitung über Heidelberg:

„Von dem empfindlichen Schaden, den dieses unglückliche Naturereigniß auswärts und namentlich im Neckarthal ange richtet haben mag, können wir der gehemmten Circulation wegen noch keine zuverlässigen Nachrichten haben. Indessen erfuhren wir so viel, daß Heidelberg ebenfalls sehr gelitten hat, da das Gewässer sich in der Stadt bis über den Badischen Hof hinaus verbreitet haben soll.“<sup>27</sup>

Aus den Briefen aus Heidelberg geht nicht hervor, wo Jochmann gewohnt hat. Nur die Postadresse ist bekannt. Man wird aber annehmen können, dass er Zeuge des Hochwassers war, das sich über den Badischen Hof hinaus erstreckte. Dieses vornehme Hotel lag in der Hauptstraße 113, Ecke Schiffgasse.

Von Karlsruhe aus schreibt Jochmann am 2. Februar 1825 an seinen Freund in Riga den nächsten Brief und gibt noch einmal zu erkennen, wie sehr ihn die Ereignisse der letzten Monate erschüttert haben:

„Seit dem Empfange Ihres Briefes vom 20. Decbr. des v[origen] J[ahres] mein lieber, theurer Freund, habe ich einen sehr erbärmlichen Winter zugebracht, sey es nur, daß der Mikrokosmos meines armen Körpers die Rückwirkungen der großen Zuckungen die noch immer den Makrokosmos zu erschüttern scheinen, seinerseits mitempfinden mußte, oder

daß mancher Kampf, den ich in meiner Seele durchzufechten hatte, so nachtheilig auch auf mein physisches Befinden wirkte.“

Dem Freund schildert Jochmann seinen elenden Zustand in bestürzender Bildlichkeit. Die Rückwirkungen der Naturgewalten, der großen Zuckungen auf seinen „armen Körper“ muss man sich als qualvoll vorstellen. Hinzu kommt die ihn bedrängende Entscheidung, ob er nach Riga reisen soll. Aber es zeigt sich auch ein Hoffnungsschimmer:

„Ich ziehe übermorgen nach meinem armen, zerstörten Baden um da, wo ich die Monate bis zur bessern Jahreszeit zuzubringen denke, – wie noch immer zu geschehen pflegte, wieder in mein physisches und moralisches Gleichgewicht zu kommen, und sodann in den ersten Tagen des Juny, will's Gott, die Reise nach Liefland anzutreten.“

### **Jochmanns Vermächtnis an Christian Friedrich Winter**

Carl Gustav Jochmann hat seine Heimat nicht mehr gesehen. Nach einer homöopathischen Kur in Hanau im Jahr 1828 empfand er eine Besserung seines Gesundheitszustands, die aber nicht lange anhielt. Er befand sich auf dem Weg nach Köthen zu Samuel Hahnemann, dem Begründer der Homöopathie, als er am 24. Juli 1830 auf der Durchreise in Naumburg an der Saale starb.

In seinem Testament hat Jochmann unter anderen seinen Verleger Christian Friedrich Winter bedacht:

„Meinem lieben Freunde, d[em] H[errn] UniversitätsBuchhändler C. F. Winter in Heidelberg, vermache ich das volle Eigenthumsrecht an meinen in seinem Verlage erschienenen Schriften: die Betrachtungen über den Protestantismus, der Schrift über die Sprache und den Briefen eines homöopathischen Geheilten, hinsichtlich deren ihm die erste Auflage der beiden ersten Werke ohnehin gehört, da wir nur in Ansehung der letztgenannten Schrift in Rechnung stehen. Möge ihm dies Vermächtnis einmal ersprißlicher werden, als ich zu vermuthen Ursache habe“.<sup>28</sup>

Im Jahr 2022 feiert der Universitätsverlag Winter in Heidelberg sein zweihundertjähriges Jubiläum. Zwei der drei in dem Vermächtnis genannten Werke aus der Anfangszeit des Verlags, das Buch über die Sprache<sup>29</sup> und die Briefe zur Homöopathie<sup>30</sup>, sind als Neuausgaben innerhalb der Edition der „Gesammelten Schriften“ Jochmanns inzwischen wieder verfügbar. Daneben hat der Verlag mit der Veröffentlichung mehrerer kleinerer Schriften Jochmanns als „Jahresgaben“ seine Leserinnen und Leser immer wieder auf den bedeutenden Autor und Freund des Verlagsgründers aufmerksam gemacht.<sup>31</sup>

### **Anmerkungen**

- 1 Heidelberg Alumni International, Magazin 2015, S. 28.
- 2 Ebd., S. 29.
- 3 Karl Ludwig Blum: Ein Bild aus den Ostsee-Provinzen oder Andreas von Löwis of Menar, Berlin 1846, S. 52f.
- 4 Ebd., S. 53.
- 5 Ebd., S. 54f.
- 6 Horst Gundlach: Erkundungen über Carl Gustav Jochmann und die Befreiung Polens, in: ders.: Carl Gustav Jochmann als Söldner, als Testator, als Stifter. Drei Studien zu sei-

- dem Leben und Nachleben, Heidelberg 2018, S. 13–82, (Jochmann, Studien 2). Jürgen Joachimsthaler: „Er wollte für Polens Befreiung wirken“. Carl Gustav Jochmanns „alter Lieblingswunsch“, in: Carl Gustav Jochmann – Ein Kosmopolit aus Perna, hg. von Ulrich Kronauer und Jaan Undusk (Jochmann, Studien 3), Heidelberg 2020, S. 45–64.
- 7 Blum (wie Anm. 3), S. 55.
  - 8 Prometheus. Für Licht und Recht. Zeitschrift in zwanglosen Heften, herausgegeben von Heinrich Zschokke und seinen Freunden. Erster Theil, Aarau 1832, S. 91.
  - 9 Ebd.
  - 10 Blätter aus Nizza. (Im Spätjahr 1820 und Frühjahr 1821.) [anonym], in: Überlieferungen zur Geschichte unserer Zeit. Gesammelt von Heinrich Zschokke. Aarau, Jahrgang 1821, S. 329–369.
  - 11 Robespierre [anonym], in: Überlieferungen zur Geschichte unserer Zeit, Jahrgang 1822, S. 22–46.
  - 12 Vgl. die Lebenschronik Jochmanns, die Eberhard Haufe zusammengestellt hat. Eberhard Haufe (Hg.): Carl Gustav Jochmann: Die unzeitige Wahrheit. Aphorismen, Glossen und der Essay ‚Über die Öffentlichkeit‘, Leipzig und Weimar 1990, S. 259–267.
  - 13 Prometheus (wie Anm. 8), S. 145.
  - 14 Hagen Jäger: Kirche oder Christentum. Carl Gustav Jochmanns Kampf gegen die Kirche für das wahre Christentum (Wissen und Kritik, Bd. 19), Waltrop 1999, S. 84.
  - 15 [anonym]: Betrachtungen über den Protestantismus, Heidelberg 1826, S. 106.
  - 16 Vgl. Ulrich Kronauer: Carl Gustav Jochmann und Baden, in: Achim Aurnhammer, Wilhelm Kühlmann und Hansgeorg Schmidt-Bergmann (Hgg.): Von der Spätaufklärung zur Badischen Revolution. Literarisches Leben in Baden zwischen 1800 und 1850, Freiburg i. Br., Berlin, Wien 2010, S. 410f.
  - 17 Carl Winter: 175 Jahre Universitätsverlag C. Winter in Heidelberg. 1822–1997. Ein Überblick, Heidelberg 1999, S. 19–21.
  - 18 Prometheus (wie Anm. 8), S. 141.
  - 19 Louis Cambecq: Themis oder Rechtsstudium und Rechtspflege. Ein Handbuch für angehende praktische Rechtsgelehrte, mit besonderer Berücksichtigung vaterländischer Gesetze und des Gerichtsgebrauchs in Livland, Dorpat 1835, S. 177.
  - 20 Haufe (wie Anm. 12), S. 243.
  - 21 Horst Gundlach: Jochmann und seine Wiederentdecker – Werner Kraft, Wilhelm Kütemeyer, Walter Benjamin, in: ders. (Hg.): Carl Gustav Jochmann – Spuren eines Spätaufklärers im 19. und 20. Jahrhundert, Heidelberg 2016, S. 76, (Jochmann, Studien 1).
  - 22 Werner Kraft: Jochmann, Carl Gustav, in: Neue Deutsche Biographie 10 (1974), S. 449 (Online-Version).
  - 23 Gundlach (wie Anm. 21), S. 81.
  - 24 Carl Gustav Jochmann: Über die Sprache. Mit einem Vorwort zu dieser Ausgabe von Hans-Peter Schütt und einem einführenden Essay zu Jochmanns Leben und Werk von Ulrich Kronauer, hg. von Peter König. Carl Gustav Jochmann, Gesammelte Schriften, hg. von Peter König, Ulrich Kronauer und Hans-Peter Schütt, Bd. I, Heidelberg 1998, S. 217.
  - 25 Ebd., S. 218.
  - 26 Ulrich Kronauer: Hochwasser als Strafe Gottes, in: Thomas Haas, Katharina Stork (Hgg.): Hochwasser, Schutz, Konflikte. Eine transdisziplinäre Perspektive. Hg. im Auftrag der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Akademie des Landes Baden-Württemberg, Akademie-Konferenzen Bd. 22, Heidelberg 2016, S. 39.
  - 27 Mannheimer Zeitung Nr. 304, Dienstag, den 2.11.1824 (Vaterländische Nachrichten).
  - 28 Zitiert nach der legalisierten Karlsruher Abschrift des Testaments, in: Gundlach: Drei Studien (wie Anm. 6), S. 99.
  - 29 Jochmann: Über die Sprache (wie Anm. 24).
  - 30 Carl Gustav Jochmann: Briefe eines Homöopathischgeheilten an die zünftigen Widersacher der Homöopathie. Hg. von Hans-Peter Schütt und Peter König, Gesammelte Schriften Bd. VI/1, Heidelberg 2010.





Norbert Giovannini

## **„Die Kinder verstehen nicht, was diese ‚Abfahrt‘ für uns bedeutet – aber das ist gut so.“**

**Der Briefwechsel von Klara Baer mit den Pflegeeltern ihrer Kinder in Großbritannien 1939**

Auf den ersten Blick ist es ein kleiner, bescheidener Briefwechsel. Eine Mutter bedankt sich bei einer ihr unbekanntem Familie, dass diese den Sohn aufgenommen hat. Sie freut sich über jede positive Nachricht. Ihre Wünsche und Hoffnungen sind größer als das wirkliche Wissen, das sie aus den kindlichen Erzählungen ihres nicht sonderlich schreibfreudigen Sohnes erfährt. Sie „promotet“ ihren Sohn und seine Schwester, in der inständigen Hoffnung, dass ihre Kinder gut aufgehoben sind.

Betrachten wir die Umstände, gewinnen die scheinbar harmlosen Zeilen an dramatischem Gewicht.

Die Mutter, die das Englische ganz gut beherrschte, weil sie als junge Frau einige Zeit in England gelebt hatte, ist Klara Baer aus Heidelberg. Sie war verheiratet mit Dr. Alfred Baer, der als Landgerichtsrat 1935 endgültig aus dem Justizdienst entlassen worden war. Das Ehepaar hatte zwei Kinder, die Tochter Doris ist 1923 geboren, Sohn Hans Dieter 1926, beide in Heidelberg. Die Familie wohnte zunächst in der Hauptstraße, dann in der Weststadt, bis 1924 in der Zähringerstraße 27, anschließend bis 1940 in der Kronprinzenstraße 24, der heutigen Dantestraße. Doris besuchte von 1933 bis 1938 das Kurfürst-Friedrich-Gymnasium, ebenso ihr Bruder, der bis 1937 zwei Schuljahre Schüler der jüdischen Volksschulklasse in der Pestalozzischule (Landhausschule) gewesen war. Nach dem Novemberpogrom 1938 wurden die beiden aus dem Gymnasium entlassen. Am 27. März 1939 schickten die Eltern ihre beiden Kinder mit einem Kindertransport nach England.



Familie Baer, ca. 1936; Doris Baer, Klara Baer, Alfred Baer, Hans-Dieter Baer (Foto: Susie Sherpa-Baer, Droitwich Großbritannien)

Für die Eltern war dies eine schmerzliche, traumatisierende Entscheidung, die aber getroffen wurde, um die Lebensgefahr, in der sie und die gesamte jüdische Bevölkerung sich nach dem 9. November 1938 befanden, wenigstens von den Kindern abzuwenden. Durch die Kindertransporte, an denen zahlreiche jüdische, kirchliche und private Organisationen beteiligt waren, konnten über 18 000 Kinder entkommen, etwa 10 000 davon zunächst nach Großbritannien. Für die meisten war dies der Beginn eines schwierigen und nicht minder traumatisierenden Wegs. Trotz der hingebungsvollen Bereitschaft vieler (überwiegend nichtjüdischer) Briten, die Kinder bei sich aufzunehmen, bedeutete für diese die Rettung doch sehr oft die endgültige Trennung von den Eltern. Gerade ein Spielzeug und eine Fotografie durften sie mitnehmen. Ursula Krechels eindrucksvoller Roman „Landgericht“ (2012) schildert aber auch den schmerzhaften Kontaktverlust dort, wo die Eltern überlebten und ihre Kinder wieder zurückholen wollten. Dass es ein Abschied auch für immer sein könnte, wird in einer Bemerkung im 7. Brief von Klara Baer angedeutet.

Den Krieg verbrachten die jüdischen Kinder in England in einem ungewissen Status, denn sie wurden zeitweilig als Enemy Aliens betrachtet, und das nicht nur in amtlicher Sicht, sondern auch von Teilen der Bevölkerung, die ihnen unverhohlenen Misstrauen entgegenbrachte. Auch sind nicht alle Unterbringungen geglückt, und die Hilfsorganisationen waren erheblich gefordert, sowohl um die Aufenthalte zu finanzieren als auch zu deren zufriedenstellender Organisation. Viele Jugendliche wurden zudem, wie auch erwachsene Flüchtlinge, nach Beginn der Bombardierung Englands durch die Deutschen auf der Isle of Man interniert oder/und nach Kanada und Australien verbracht.

Am 22. Oktober 1940, eineinhalb Jahre nach dem Abschied von ihren Kindern, wurden Klara und Alfred Baer wie nahezu alle pfälzischen und badischen Juden in das Lager Gurs nach Südfrankreich deportiert. Klara wurde vermutlich im März 1941 mit ihrem Mann in das Lager Récébédou verlegt und von dort über Paris/Drancy am 31. August 1942 nach Auschwitz gebracht, wo sie getötet wurde. Der Ehemann ist am 2. Mai 1941 in Récébédou gestorben. Dies teilte die Mutter ihren Kindern brieflich mit. „I heard about my father's death by letter from my mother, but she then disappeared.“

Im Herbst 2019 bin ich mit den aus England angereisten Angehörigen der Familie des 2017 verstorbenen Dieter Baer durch die Weststadt gegangen. Zuerst zu den Wohnungen in der Zähringer- und der Dantestraße, dann sind wir den täglichen Schulweg zur jüdischen Klasse in der (damaligen) Pestalozzischule und zum Kurfürst-Friedrich-Gymnasium gegangen, ebenso den letzten Weg der Eltern zum Hauptbahnhof in der heutigen Kurfürstenanlage am 22. Oktober 1940 und zur dortigen Gedenkstätte. Vor dem Haus in der Dantestraße liegen Stolpersteine, die an Eltern und Kinder erinnern.

Viele Fragen sind offen geblieben: Wovon lebten die Baers nach der Entlassung des Vaters 1935 aus dem Staatsdienst? Reichten die drastisch herabgesetzten Rentenbezüge und das Einkommen eines „jüdischen Rechtskonsulenten“? Warum mussten die Baers nach dem 9. November nicht aus der Dantestraße in eines der Judenhäuser umziehen? Warum wurde Dr. Baer nach der Pogromnacht nicht nach Dachau deportiert wie die 70 anderen jüdischen Männer aus Heidelberg? War er

beim Eindringen der Weststadt-SA in die Wohnung verletzt worden? Wer hat die Familie geschützt und das Mietverhältnis aufrecht erhalten? Wie und über welche Organisation ist der Kontakt der Baers nach England zustande gekommen? Auch die Nachkommen wissen über die Zeit in Heidelberg und die ersten Jahre in Großbritannien fast nichts. Der Kontakt Hans Dieter Baers zu seiner Schwester Doris war schon in England sehr spärlich. Sie heiratete einen US-Amerikaner und ist in die USA ausgewandert, wo sie zwei Töchter bekam. Doris Baer ist 2014 gestorben.

Hans Dieter Baer ist 1944 in die britische Armee eingetreten und war nach dem Krieg zeitweilig auch als Übersetzer in Deutschland eingesetzt. Vorübergehend unterrichtete er in der in den Briefen genannten Old Buckingham School in Norfolk und studierte dann in Cambridge Naturwissenschaften. Danach war er leitender und weltweit tätiger Angestellter mehrerer Metallbetriebe. Kenntnisse über ihn verdanken wir seinen Kindern Robin, Zeenat und Susie aus Droitwich/GB. Er ist am 22. März 2017 gestorben.

Wir veröffentlichen die Briefe der Claire Baer (die ihre Briefe mit Clär unterschrieb) unkommentiert. Sie sprechen weitgehend für sich und lassen uns Raum, die Verfasstheit, die Empfindungen, den Schmerz und die Liebe, die Zumutungen und Ängste in und zwischen den Zeilen zu finden. Wir spüren die Sorge und die Hingabe, die liebevolle und aufmerksame Zuwendung der Eltern, die ein liberales Erziehungskonzept und ein respektvolles Verhältnis zu ihren Kindern hatten. Vieles deutet darauf hin, dass der Sohn Dieter sich dem neuen Leben angepasst und sich rasch in die englische Gastfamilie integriert hat. Bald schreibt er auf Englisch oder in einem merkwürdigen Deutsch, stellt die Mutter fest. Hans-Dieter Baer hat aber seinen Kindern und Enkeln wenig mitgeteilt, ja die Zeit der Trennung, der Ausreise und die ersten Jahre in England eher beschwiegen. Deuten wir zu viel, dass sein Schweigen auch ein (vielleicht notwendiges) Schweigen in ihm selbst gewesen ist? Für die Eltern, die keine Möglichkeit mehr fanden zu emigrieren, war es aber wahrscheinlich ein letzter Trost, den eigenen Kindern das Leben, das Überleben gesichert zu haben, als sie selbst den Weg in die Internierungs- und Tötungslager antreten mussten.

#### Verzeichnis der Briefe von Klara Baer

Brief 1, 25. Nov. 1938. Klara Baer an Herrn Gilkes (Uppingham)

Brief 2, 16. März 1939. Briefumschlag mit Anschrift Herrn T.J.E. Sewell, Old Buckenham Hall, Norfolk.

Brief 3, 25. März 1939. Klara Baer an Herrn T.J.E. Sewell, Old Buckenham Hall, Norfolk.

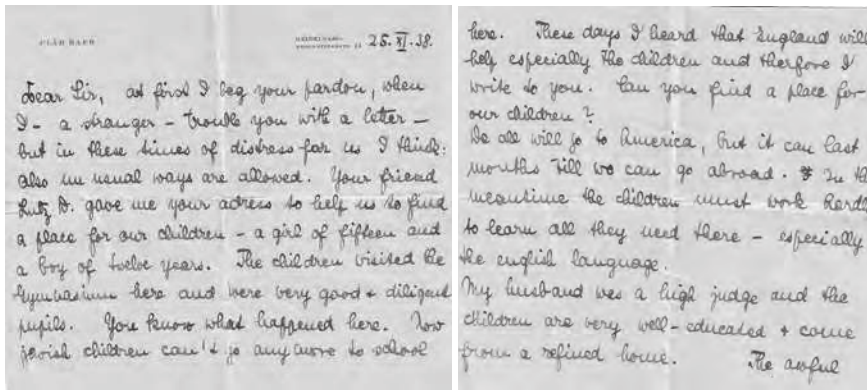
Brief 4, 6. April 1939. Klara Baer an Frau und Herrn Gilkes, die Pflegeeltern der Tochter Doris, in Uppingham.

Brief 5, 13. April 1939. Klara Baer an Herrn T.J.E. Sewell, Old Buckenham Hall, Norfolk.

Brief 6 (Postkarte), 1. Mai 1939. Klara Baer an Herrn T.J.E. Sewell, Old Buckenham Hall, Norfolk.

Brief 7, 16. Mai 1939. Klara Baer an Herrn T.J.E. Sewell, Old Buckenham Hall, Norfolk.

Brief 8, 26. Juni 1939. Klara Baer an Herrn Gilkes in Lyddington bei Uppingham.



Erster Brief von Klara Baer an Herrn Gilkes (Uppingham), 25. November 1938 (Quelle: Susie Sherpa-Baer, Droitwich Großbritannien)

### Brief 1, 25. November 1938. Absender Klara Baer, Heidelberg.

Der Empfänger des Briefs ist vermutlich Herr (bzw. das Ehepaar) Gilkes aus Uppingham, auf den im nächsten Brief Bezug genommen wird und an den der vierte und der letzte der hier dokumentierten Briefe gerichtet ist. Der Empfänger Gilkes arrangierte Unterbringungen geflüchteter Kinder in England. Er beherbergte mit seiner Frau zunächst Doris Baer und vermittelte den Schulunterricht und möglicherweise auch eine Unterbringung bei zwei Frauen (Misses Masters) in Lyddington. Hinweise sprechen dafür (siehe letzter Brief), dass Doris dort in einem Mädcheninternat untergebracht worden war, das von diesen geleitet wurde. Der im Brief genannte Lutz W. konnte nicht ermittelt werden.

Klara Baer, Heidelberg, Kronprinzenstr. 24, 25.11.38

Sehr geehrter Herr, zuerst bitte ich um Entschuldigung, wenn ich – eine Fremde – Sie mit einem Brief belästige, aber in diesen Notzeiten denke ich: auch ungewöhnliche Wege sind erlaubt. Ihr Freund Lutz W. gab mir Ihre Adresse, um uns zu helfen, einen Platz für unsere Kinder zu finden – ein fünfzehnjähriges Mädchen und einen zwölfjährigen Jungen. Die Kinder haben das hiesige Gymnasium besucht und waren sehr gute und fleißige Schüler. Sie wissen, was hier geschehen ist. Jüdische Kinder dürfen nicht mehr zur Schule gehen.

In diesen Tagen habe ich gehört, dass England bereit ist, besonders Kindern zu helfen und deswegen schreibe ich Ihnen. Können Sie einen Platz für unsere Kinder finden?

Wir alle wollen nach Amerika, aber es kann Monate dauern, bis wir ins Ausland gehen können. In der Zwischenzeit müssen die Kinder hart daran arbeiten, alles zu lernen, was sie dort brauchen – besonders die englische Sprache.

Mein Mann war ein hoher Richter und unsere Kinder sind gut erzogen und kommen aus einem anständigen Haushalt. Es ist schrecklich für uns, dass wir keine Freunde oder Verwandte in England haben und müssen deshalb fremde Men-

schen um Hilfe bitten – ebenso, dass wir nicht für die Kinder bezahlen können, denn es ist nicht erlaubt, Geld ins Ausland zu schicken. Denken Sie, dass jemand die Kinder ohne Entgelt nehmen wird, oder ob irgendeine Organisation diese Kosten übernehmen wird?

Sehr geehrter Herr, ich will Schluss machen. Darf ich Sie bitten, bald zu antworten. Wir sind so voller Schwierigkeiten und Sorgen. Die Kinder müssen so bald wie möglich von hier weg. Herr L(utz) W. wird Ihnen seinerseits in den nächsten Tagen schreiben. Haben Sie herzlichen Dank für alles, was Sie in dieser Angelegenheit tun werden. Wir hoffen auf eine erfreuliche Nachricht.

Ich verbleibe,  
hochachtungsvoll  
Clär Baer

**Brief 2, 16. März 1939. Briefumschlag mit Anschrift Herrn T.J.E. Sewell, Old Buckenham Hall, Norfolk.**

(T.J.E. Sewell war Schulleiter der Old Buckenham Hall School in Norfolk. Er adoptierte Dieter Baer und wurde von Dieters Kindern als Großvater angesprochen. Zum Zeitpunkt des Schreibens befanden sich die Kinder der Baers noch in Heidelberg.)

Sehr geehrter Herr,  
Herr Gilkes aus Uppingham gab uns Ihre Adresse und teilte uns mit, dass Sie bereit sind, unserem Sohn Dieter ein Zuhause und eine Schule zu geben. Deshalb möchten wir Ihnen sehr herzlich für Ihre Freundlichkeit danken.

Sicher wissen Sie, was hier geschieht. So können Sie sich vorstellen, in welcher schrecklichen Situation wir uns befinden. Herr Gilkes war so bemüht darum, eine Lösung für unsere Kinder zu finden – aber wir mussten so lange warten. Nun hofft Herr Gilkes, dass die Kinder in 14 Tagen starten können.

Wir wissen, wie schwierig es für Großbritannien ist, diese große Hilfsaktion in die Wege zu leiten. Wir bewundern die edle Gesinnung und die Menschlichkeit der englischen Bevölkerung. Herr Gilkes hat uns die Bilder Ihrer Schule geschickt – sie sind wirklich wunderschön. Dieter freut sich sehr, zu Ihnen kommen zu können. Er ist im Oktober 12 Jahre alt geworden. Er ist ein großer und gesunder Junge, immer fröhlich und zufrieden. Er ist mit aller Liebe und Fürsorge erzogen worden. Insbesondere versuchten wir ihn vor diesen schrecklichen Dingen zu bewahren, die Kinder hier zu hören bekommen. So hat er bis zum November nicht viel davon mitgekriegt. Dann wurde er aus der Schule entlassen. Als er schulpflichtig wurde, ging er in eine kleine Privatschule. Dort gingen nur 8–10 Kinder in eine Schulklasse und er hatte eine sehr glückliche Zeit. Danach ging er in die öffentliche Schule (wir nennen dies: Gymnasium). Auch in dieser Schule war er sehr erfolgreich und alle mochten ihn. Seitdem er nicht mehr in die Schule gehen darf, unterrichtet ihn mein Mann.

Wir versuchen, ihm sehr viel Englisch beizubringen – aber er findet das ziemlich schwierig. Er hat mehr Talente für Mathematik und Geschichte, ebenso für Schach und Musik. Er will Chemiker werden. Wir hoffen, er kann dieses Ziel erreichen.

Natürlich werde ich Dieter alle Kleidungsstücke, Mäntel, Unterwäsche, Stiefel, Schuhe und Socken und alles, was er für eine lange Zeit braucht, mitgeben. Bitte sagen Sie mir, wenn Sie wollen, dass er bestimmte Dinge mitbringt. Kann er sein Fahrrad mitnehmen?

Unsere Tochter, die fünfzehn Jahre alt ist, wird bei Fräulein Masters in Lyddington unterkommen. Ich hoffe, dass die Kinder sich manchmal gegenseitig besuchen können. Ich bin ebenfalls in England zur Schule gegangen: in Moira-Haus in Eastbourne. Ich habe immer versucht, mich an die Sprache zu erinnern, vor allem, habe ich englische Bücher gelesen. Ich habe 1921 geheiratet. Mein Mann war Richter beim Landgericht Mannheim. Er ist hier geboren, hat 4 Jahre im großen Krieg gekämpft und seinem Land 34 Jahre lang gedient – und wurde entlassen. Nun wollen wir alle nach Amerika gehen, wo wir viele Freunde haben. Einer von ihnen will die Kinder nehmen. Sie hoffen, dass Doris und Dieter dieses Jahr in den USA ankommen werden. Aber mein Mann und ich müssen noch warten. Wollen Sie Dieters Schulzeugnisse, Geburtsurkunde und Impfbescheinigungen? Natürlich sind wir sehr daran interessiert, von Ihnen, Ihrer Familie und Schule zu hören. Wir hoffen, Sie werden uns schreiben.

Mit herzlichstem Dank und freundlichen Grüße von uns allen  
Ihre Clär Baer

**Brief 3, 25. März 1939. Klara Baer an Herrn T.J.E. Sewell, Old Buckenham Hall, Norfolk.**



Doris Baer, Hans-Dieter Baer, Klara Baer, verm. 1939  
(Foto: Susie Sherpa-Baer, Droitwich Großbritannien)

Lieber Herr Sewell, wir waren sehr glücklich, Ihren freundlichen Brief zu erhalten. Machen Sie sich keine Sorgen über die Adresse – das nicht – ich verstehe Sie. Wir sind mit allem einverstanden, was Sie schreiben. Dieter ist ganz begeistert, dass Sie eine Mathematikerfamilie sind – und dass Ihre Söhne auch Musik und Schach lieben. – Wir haben nun Nachrichten aus Berlin, dass die Kinder am Mittwoch, dem 29. [März] von Frankfurt aus starten können. Deshalb nehme ich an, dass Dieter am Donnerstagabend ankommen wird.

Natürlich ist er sehr aufgeregt, aber er freut sich auch sehr. Die Kinder verstehen nicht, was diese „Abfahrt“ für uns bedeutet – aber das ist gut so. Dieter darf einen



Koffer und einen Rucksack mitnehmen. Alle anderen Sachen von ihm muss ich später senden. Zuerst muss man eine Gebühr zahlen – und dann auf die Erlaubnis zu packen warten.

Wir haben auf einen Schlag 250 Mark bezahlt und hoffen, bald die Erlaubnis zu bekommen – aber es kann vierzehn Tage oder länger dauern. Die Zeugnisse und Papiere wird Dieter mitbringen. Natürlich bin ich gerne bereit, Ihnen alle Informationen mitzuteilen, die Sie noch haben möchten. Dieter wurde vor vielen Jahren von einem Hund gebissen. Er erhielt eine Tetanusimpfung. Sollte er aus irgendwelchen Gründen eine Impfung benötigen, müsste man dies dem Arzt sagen. Mein Mann und ich sind etwa im selben Alter wie Sie. Wir hatten auch ein glückliches Familienleben – unser größtes Glück waren die Kinder. Wir sind keine Geschäftsleute („money people“). Mein Mann ist immer in geistiger Arbeit eingebunden gewesen und hat den Kindern immer viel beigebracht. Ich bin sicher, Sie werden Dieter bald sehr gerne haben, denn er ist ein guter Kerl. Alle mochten ihn gerne und er ist vertrauens- und liebenswürdig. Ich bin mir sicher, dass Sie alle gut zu ihm sein werden und das ist ein großer Trost für uns. Wir danken Ihnen sehr für all das Gute, was Sie für unseren Jungen tun werden.

Mit freundlichen Grüßen, auch von meinem Mann und Dieter,  
Ihre Clär Baer

#### **Brief 4, 6. April 1939. Klara Baer an Frau und Herrn Gilkes, die Pflegeltern der Tochter Doris in Uppingham.**

Liebe Frau Gilkes, lieber Herr Gilkes,  
haben Sie vielen Dank, dass Sie unsere Kinder so herzlich aufgenommen haben. Beide haben schon lange Briefe geschrieben und es scheint so, dass sie sich schnell eingelebt haben. Fräulein Masters schreibt, dass Doris schnell Englisch lernt + dass Sie sie sehr gerne haben. Dieter berichtet uns, dass Haus und Garten wunderschön sind und dass es sechs Hunde und Turteltauben gibt – er ist ganz glücklich über die Hunde. Über die Menschen schreibt er nichts. Beide unserer Kinder sind sehr vernarrt in Tiere – besonders Hunde. Wir fühlen uns nun sehr allein + traurig, aber trotzdem ist es uns ein großer Trost zu wissen, dass die Kinder sicher und glücklich sind. Nun will ich Ihnen die Adresse unserer amerikanischen Freunde geben, die die „stellvertretenden“ Eltern unserer Kinder sein werden + und wohin sie gehen werden, wenn sie nach Amerika reisen – das ist: Mr. Bernhard Ostrolenk, Professor of the College of the City of New York / 17. Lexington Avenue / New York City. / Die Privatadresse lautet: Mr. + Mrs. Ostrolenk / Solebury / Penna. Ich habe ihnen auch Ihre Adresse gegeben, da wir nicht wissen können, was hier und auch uns passieren wird! Ich hoffe, die Kinder werden Ihnen keinerlei Schwierigkeiten machen und versuchen, ihr Bestes zu geben.

Mit sehr herzlichem Dank, auch von meinem Mann und allen guten Wünschen für ein frohes Ostern. Mit herzlichen Grüßen  
Clär Baer

**Brief 5, 13. April 1939. Klara Baer an Herrn T.J.E. Sewell, Old Buckenham Hall, Norfolk.**

Lieber Herr Sewell, haben Sie herzlichen Dank für Ihren langen Brief. Sie dürfen nicht meinen, dass Ihre Briefe eine Belästigung für uns darstellen. Ganz im Gegenteil – wir sind so glücklich, sie erhalten zu haben. Sie bringen Sie uns näher und wir lernen Sie, Ihre Familie und Ihr Haus kennen. Dieter schreibt sehr glücklich, aber auch nicht mehr + und er schreibt, was ihn gerade im Augenblick interessiert! Also nicht, was wir wissen wollen. Aber der wichtigste Punkt für uns ist, dass er so glücklich und zufrieden ist + und alles so wunderbar findet. Er ist ein sehr sensibles Kind + und fühlt sich nicht überall glücklich – aber, dass er dort so glücklich ist, zeigt uns, dass er am richtigen Platz ist und bei den richtigen Leuten. So ist das, was für uns ein großes Unglück ist, für ihn vielleicht ein großes Glück. Was die Postkarten betrifft, so hat Dieter ganz recht – sie sind auf der ganzen Welt erhältlich, auch dieser kleine „Antwortschein“. Wir benutzen ihn, damit er keine Briefmarken kaufen muss!

Nun zu den religiösen Angelegenheiten. Wir sind sehr tolerant. Wir glauben, dass jede Religion gut ist – wenn man nur eine hat. Dieter ist sehr schwierig in dieser Hinsicht. Zuerst hatte er Unterricht bei einem jungen Geistlichen, der ein außerordentlich feiner und kluger Mann war und es verstand, mit Dieter umzugehen. Aber er ist bald weggegangen und es kam ein anderer, der sehr orthodox und fast ein Fanatiker war. Dieter hasste ihn inständig +, was er ihm erzählte. Neben all dem wünschte er sich angesichts der hiesigen Behandlung der Juden oft, keiner zu sein.

Hier mussten wir Rücksicht nehmen, aber wir versprachen ihm, dass er im Ausland tun kann, was er will. Wir meinen, es ist nicht gut, ein Kind zur Religion zu zwingen. Wenn er erwachsen ist und verstehen kann – wird er sicher einen Weg zur Religion finden. Vielleicht wird er nach einiger Zeit, wenn er besser Englisch sprechen kann, mit Ihnen über dieses Problem sprechen. Ich schreibe ihm dazu nichts, da ich ihn nicht beeinflussen will.

Doris freut sich schon sehr darauf, wenn sie zu Ihnen kommen darf. Es geht ihr gut in Lyddington.

Wir haben hier einen herrlichen Frühling, überall Blüten. Ich wünschte mir, Sie könnten hierher kommen und Heidelberg im Frühling erleben – es ist wirklich wunderbar. Wir haben das mildeste Klima von Deutschland – fast südländisch.

Ich bin froh, dass Dieter mit dem Englisch vorankommt. Denken Sie, er kann am Unterricht teilnehmen, wenn die Schule beginnt?

Ich schreibe noch einen kleinen Brief an Dieter – bitte geben Sie ihn ihm.

Viele liebe Grüße, auch von meinem Mann, an Sie alle.

Herzlichst Clär Baer

**Brief 6 (Postkarte ), 1939. Klara Baer an Herrn T.J.E. Sewell, Old Buckenham Hall, Norfolk.**

Lieber Herr Sewell, danke für Ihren letzten Brief. Dieter war begeistert von seinem Ausflug nach Lyddington. Er freut sich auf die Schule. Wir haben viele Gäste, die



Postkarte von Klara Baer an Herrn T.J.E. Sewell, Old Buckenham Hall, Norfolk, 1. Mai 1939 (Quelle: Susie Sherpa-Baer, Droitwich Großbritannien)

wegen der Beerdigung der Mutter meines Mannes gekommen sind. Deshalb nur eine Karte. Die besten Wünsche für einen guten Verlauf des Schultrimesters.

Freundliche Grüße. Herzlichst Ihre Clär Baer.

**Brief 7, 16. Mai 1939. Klara Baer an Herrn T.J.E. Sewell, Old Buckenham Hall, Norfolk.**

Lieber Herr Sewell, ich danke Ihnen für Ihre Briefe. Dieter hat uns schon geschrieben, dass Ihre Tochter sehr krank geworden ist – wir sind froh von Ihnen zu hören, dass sie so schnell genesen ist. – Wir waren ganz erstaunt, dass wir einen Brief auf Englisch von Dieter erhalten haben. – Das war sicher eine schwere Arbeit für ihn & für seinen Lehrer auch! Aber er sagt: er lernt Englisch nun viel schneller als zu Hause + er kann sich die Wörter viel besser merken. Seine Schrift ist schlecht – ich

weiß. Hier am Gymnasium haben sie sich nicht viel um die Schrift gekümmert – sie mussten schnell schreiben, sogar mit dem Bleistift war schreiben erlaubt – wenn es dadurch schneller ging. Dieter sagt immer: es dauert ihm zu lange, wenn er schön schreiben soll! Nun, wenn er Briefe schreiben muss, bin ich mir sicher, dass er immer noch in großer Eile ist, sie zu beenden! Deshalb sende ich ihm Postkarten – das reicht für die Freunde + und er muss nur an uns Briefe schreiben.

Dieter hat uns erzählt, dass er sonntags mit Ihnen Tee trinken darf – nachdem wir Ihren Brief erhalten haben, verstehen wir das. Es ist so nett von Ihnen, ihm das Gefühl zu geben, dass er zuhause ist. Aus seinen Briefen wissen wir, dass dies auch sein Gefühl ist + und wir sind froh darüber – denn sein Zuhause hier, das hat er für immer verloren! Ich hoffe, dass Frau Sewell keine Schwierigkeiten mit den vielen Dingen hat, die Dieter gehören – der Schneider machte die Kleidung so, dass sie lange hält, weil es uns nicht erlaubt ist, ihm noch mehr zu schicken. Es ist uns also nicht erlaubt, unseren Kindern Pakete zu schicken!! – Nun zu den Pfadfindern – Dieter schrieb, dass er sehr hofft, dass wir ihm erlauben, zu den Pfadfindern zu gehen, aber er ist deswegen ein wenig beunruhigt – wie Sie es auch dachten. Also – wie ich ihn kenne, er ist vielleicht ein bisschen ängstlich. Hier wird die Jugend gezwungen, in die Jugendorganisationen zu gehen. Sie müssen sich in vieler Hinsicht sehr anstrengen und es sind einige schreckliche Unfälle passiert – er weiß davon. Natürlich stimmen wir zu, dass er den Pfadfindern beitritt, wenn Sie es ihm erlauben. Ich habe es ihm so gesagt, + dass es dort ganz anders ist als bei den hiesigen Organisationen. Ich denke, er wird glücklich sein, wenn er mitmachen kann und auch spürt, dass er genau so ist wie die anderen Jungen.

Ein Freund meines Mannes geht im Juli nach England – er wird sicherlich kommen + Dieter besuchen. Er ist ein alter Mann, aber er empfindet sich als sehr jung + und kam oft um die Kinder auf großartige Wanderungen mitzunehmen. Er wird Ihnen viel erzählen + und alles, was Sie interessiert – Dinge, über die ich nicht schreiben kann. Er kaufte einen Baedeker für England und darin studierten wir alles über Norwich – Attleborough – Liss – die Gegend, in der Dieter lebt! Und auch über Uppingham und verschiedene Plätze, die Doris besuchte. Die Schule begann am Montag. Zu allen Englischstunden geht sie in Fräulein Masters Schule. Für die anderen Fächer kommt ein Lehrer der Jungenschule zu ihr. Es ist wirklich großartig, wie der gute Herr Gilkes für sie sorgt.

Nun muss ich Schluss machen. Good wishes for honor. Herzliche Grüße an Frau Sewell + an Sie. Herzlichst  
Clär Baer

Lieber Herr Sewell,  
das Eintreffen von Briefen von Dieter und Doris ist immer ein festlicher Tag für uns. Dasselbe ist es mit Ihren freundlichen Briefen. Ich glaube, wir haben nun ein gutes Bild von dem Leben, das Dieter jetzt lebt und wir können uns vorstellen, wie glücklich er sich fühlt. Vielen Dank für Ihre Freundlichkeit, sich um Dieter in jeder Hinsicht zu sorgen.

Ich gebe mein Einverständnis, dass er sich den Pfadfindern anschließen kann. Ich denke, es wird sehr gut für ihn sein und nun wird er alle die Dinge haben, die er hier vermisst hat. Zuletzt wurde er von allen Jugendorganisationen ausgeschlossen und im Innersten seiner Seele war er sehr traurig darüber. Ich bin davon überzeugt, dass er ein guter Kamerad für alle Jungs sein wird. Meine besten Wünsche für Frau Sewell und für Sie

Mit herzlichen Grüßen  
Dr. Alfred Baer

### **Brief 8, 26. Juni 1939. Klara Baer an Herrn Gilkes in Lyddington bei Uppingham.**

Lieber Herr Gilkes, von einer Fahrt nach Köln zurückkommend, finden wir eine schnell geschriebene, aber sehr glückliche Karte von Doris vor, die uns gute Nachrichten mitteilt. Haben Sie herzlichen Dank für Ihren Brief und auch dafür, dass Sie so wunderbar für Doris sorgen. Ich bin glücklich, dass Sie so zufrieden sind mit ihrer Arbeit und ihrem Verhalten. Sie war sehr glücklich mit den drei Fräulein Masters. Wir sind sehr dankbar, dass sie ihr so viel Liebe und Fürsorge gegeben haben + sie hat es so sehr genossen. Aber ich bin auch sicher, dass sie sich sehr auf die große Schule freut + darauf, dass sie mit so vielen jungen Mädchen zusammen leben kann. Sie schrieb, dass sie all den Unterricht hat, den sie wünscht, ebenso Musik- und Klavierstunden. Heute will sie einen großen Brief schreiben + uns alles über die Schule erzählen. Ich hoffe, sie wird sich schnell einleben + ihr Bestes geben. Doris ist sehr fleißig + weiß, wie wichtig das Lernen für sie ist. – Dieter schreibt nicht viel – er ist sehr glücklich und zufrieden + hat viele Freunde. Seine

Heidelberg, 26. VI. 39.  
Frau Prinzgenossin H.

Dear Mr. Gilkes, coming back from a trip to Cologne - we received a hurried, but very happy card from Doris telling us the good news! Thank you very much for your letter and also for caring so wonderful for Doris! I am glad you are contented with her work & manners. She was very happy with the three Misses Masters. He are very grateful, as they really gave her much love & care & she had so many enjoyments. But still I am sure, that she is quite enthusiastic about the big school & to live with so many young girls. She wrote, that she

has all Doris she wished, also music- & piano-lessons! To-day she will write a big letter & tell us all about the school. I hope she will settle quickly & do her best there. Doris is very ambitious & knows how important it is for her to work. - Tieder strikes not much - he is very happy & well & has made many friends. His German letters are full of mistakes - it seems he is already translating from the English - quite funny.

Is there a prospect of your coming here this summer? We would be so glad to see you here!

With many thanks & kind regards  
at  
Yours sincerely  
Clara Baer

I am so glad that you have arranged so beautiful for Doris. I thank you so very much most sincerely  
Alfred Baer

8. Brief von Klara und Alfred Baer an Herrn Gilkes in Lyddington bei Uppingham, 26. Juni 1939 (Quelle: Susie Sherpa-Baer, Droitwich Großbritannien)

auf deutsch geschriebenen Briefe sind voller Fehler – es scheint so, als übersetze er bereits aus dem Englischen – ganz lustig.

Gibt es denn eine Aussicht, dass Sie im Sommer hierherkommen? Wir wären so glücklich, Sie hier zu sehen.

Mit vielem Dank und herzlichen Grüßen  
Ihre Clär Baer.

Lieber Herr Gilkes!

Ich bin so glücklich, dass Sie alles so wunderbar für Doris eingerichtet haben. Ich danke Ihnen so sehr dafür.

Mit freundlichen Grüßen  
Dr. Alfred Baer

## Anmerkungen

- 1 Ich habe Malena Arnold von der Stadtverwaltung Heidelberg zu danken, die den Kontakt zu Robin, Susie und Zeenat Baer (Pontefract/West Yorkshire/GB), den Kindern von Hans Dieter Baer, herstellte; ebenso Ingrid Moraw, die frühere Korrespondenzen mit Hans Dieter Baer aufbewahrt, sowie Frau Ursula Rieber (Frankfurt) für Hinweise zu den Kindertransporten. Zeenat Baer hat zahlreiche Informationen beige-steuert und geduldig Fragen beantwortet. Ein ganz besonderer Dank gilt Frau Beverley Mühlbauer (Dossenheim), die die Brieftexte von Klara Baer kongenial übersetzt hat und dazu beigetragen hat, dass inhaltliche und sprachliche Probleme der Übersetzung gelöst wurden.
- 2 Initiative Stolpersteine in Heidelberg (Hg.): Stolpersteine in Heidelberg 2010–2015, Heidelberg 2017, S. 42–43; Norbert Giovannini, Claudia Rink, Frank Moraw (Hgg.): Erinnern, Bewahren, Gedenken. Die jüdischen Einwohner Heidelbergs und ihre Angehörigen

- gen 1933–1945. Biographisches Lexikon mit Texten. Hg. vom Förderkreis Begegnung, Heidelberg 2011, Heidelberg 2011, S. 35. Clara Baer war Schülerin der Moira House School (seit 1878) in Eastbourne, die 2020 geschlossen wurde. [https://en.wikipedia.org/wiki/Roedean\\_Moira\\_House](https://en.wikipedia.org/wiki/Roedean_Moira_House) (ges. 29.4.2021)
- 3 Claudia Hurio: Verfolgung, Flucht, Rettung. Die Kindertransporte 1938/1939 nach Großbritannien, Berlin 2006; Wolfgang Benz (Hg.): Die Kindertransporte 1938/39. Rettung und Integration, Frankfurt 2003; zur Heidelberger Situation Norbert Giovannini: Die Kindertransporte Heidelberger Kinder und Jugendlicher nach Großbritannien 1938/1939, in: Norbert Giovannini, Ingrid Moraw, Reinhard Riese, Claudia Rink: Stille Helfer. Eine Spurensuche in Heidelberg 1933–1945, Heidelberg 2019, S. 287–299. 36 Kinder aus Heidelberg wurden durch die Kindertransporte gerettet, davon 26 nach Großbritannien.
  - 4 Brief von Hans Dieter Baer an Frank Moraw vom 27.3.2010. Mittlg. Ingrid Moraw an Verf. 25.2.2021.
  - 5 Initiative Stolpersteine (wie Anm. 2)
  - 6 Das Haus in der Kronprinzenstraße gehörte den Erben des Architekten Jakob Henkenhaf (1855–1927), der mit dem Architekten Friedrich Ebert 1901–1903 die Heidelberger Stadthalle gebaut hatte. [wikipedia.org/wiki/Jakob\\_Henkenhaf](https://de.wikipedia.org/wiki/Jakob_Henkenhaf) (ges. 29.04.2021)
  - 7 Nach Dachau deportiert wurden überwiegend Männer und Jugendliche zwischen 16 und 60 Jahren. 1938 war Alfred Baer 54 Jahre alt.
  - 8 Moraw (wie Anm. 4); Hans Dieter Baer schreibt, dass seine Schwester Doris in England bei „two elderly ladies“ nicht so viel Glück hatte wie er. „We did not see much of each other.“ Susie Sherpa-Baer teilt mit, dass Doris bei Misses Masters (also zwei „Fräuleins“) in Lyddington in der Nähe von Uppingham untergekommen war und später nach Pennsylvania/USA auswanderte, wo sie eine Familie gründete. (29.5.2020 an Verf.)
  - 9 Susie Sherpa-Baer: Hans Dieter Baer Career (MS an Verf. 24.4.2021).
  - 10 [https://en.m.wikipedia.org/wiki/Old\\_Buckenham\\_Hall\\_School](https://en.m.wikipedia.org/wiki/Old_Buckenham_Hall_School). Schulleiter von 1923–1967 war Thomas J. Elliot Sewell, gefolgt 1967–1991 von J. Donald Sewell.
  - 11 <https://de.findagrave.com/memorial/13018261/bernard-t.-ostrolenk>. Ostrolenk, 1887 in Warschau geboren und 1944 in Pennsylvania gestorben, war nach dem Studium in den USA Schulleiter und Agrarökonom, u.a. an der Universität von Pennsylvania und verschiedenen Landwirtschaftsschulen. Seine Frau Ester, geb. Weinstein, verstarb 1976. Solebury ist eine Gemeinde in Pennsylvania in der Nähe von Princeton.



Norbert Giovannini

## Briefe der Familie Durlacher 1939–1942

Wir dokumentieren und kommentieren vier Briefe des Heidelberger Volksschullehrers Hermann Durlacher und seiner Frau Mart(h)a aus den Jahren 1939, 1941 und 1942, also aus den Jahren der Verfolgung und Deportation der jüdischen Einwohner.<sup>1</sup>

Das Ehepaar Durlacher hatte 1923 in Heidelberg geheiratet, wo Hermann Durlacher seit 1920 als Lehrer an der städtischen Volksschule Ecke Plöck/Sandgasse unterrichtete. Martha Durlacher, in Radovesnice geboren, stammte aus einer tschechischen Familie.<sup>2</sup> Dies erklärt die Hinweise in den Briefen auf Verwandte in Jihlava (Iglau) an der böhmisch-mährischen Grenze und Kuthna Hora in Böhmen. Durlachers hatten zwei Söhne, Walter (geb. 1924) und Lutz (geb. 1927), die sie am 26. Juli 1939 mit einem Kindertransport nach England schicken konnten. Familie Durlacher wohnte, wie zeitweilig auch Marthas Schwester Anni Arnold und ihr nichtjüdischer Mann Friedrich (Fritz) in der Hauptstraße 121. Fritz Arnold hatte 1939 seine Frau Anni davon überzeugt, dass sie sich in England in Sicherheit bringen müsse. Nicht zuletzt fürchtete er, keine Anstellung als Bankangestellter mehr zu erhalten. In den Kriegsjahren ließ er sich von seiner Frau scheiden, ohne diese darüber zu informieren, und gründete eine neue Familie. Vor vollendete Tatsachen gestellt, verließ Anni Arnold Deutschland, nach einem ersten und einzigen Besuch 1945, erneut und kehrte nach Großbritannien zurück, wo sie Kontakt zu Ludwig (Lutz), dem jüngeren Sohn der Durlachers hatte.<sup>3</sup>



Martha Durlacher, geb. Fischer und Hermann Durlacher 1. März 1923 (Foto: S. Mould/Birmingham)

Hermann Durlacher wurde 1935 von Stadtschulrat und NSDAP-Kreisleiter Seiler die Leitung der jüdischen Schulklassen in der Pestalozzischule übertragen, nachdem die jüdischen Schüler\*innen die staatlichen Volksschulen hatten verlassen müssen. Er stammte aus einer religiös konservativen jüdischen Familie aus Münzesheim, heute Stadtteil von Kraichtal bei Bruchsal. Nachdem er die sechsjährige seminaristische Lehrerausbildung durchlaufen hatte, wurde er an verschiedenen badischen Schulen eingesetzt, bis er 1912 nach Heidelberg versetzt wurde und eine feste Anstellung als Hauptlehrer erhielt. Durlacher war von 1914 bis 1918, also die gesamte Zeit des Ersten Weltkriegs, als Soldat und Offizier im Einsatz und hatte verschiedene militärische Auszeichnungen erhalten.

Nach seiner Rückkehr organisierte er die Heidelberger Ortsgruppe des Reichs-

bundes jüdischer Frontsoldaten, der sich gegen die diskriminierende, antisemitische Behandlung jüdischer Kriegsteilnehmer engagierte.<sup>4</sup> Teil des Reichsbundes war die Organisation „Schild“, eine jüdische Sport- und Jugendorganisation, die vor allem nach 1933 – analog zum Jüdischen Kulturbund – mit großem Aufwand die sportlichen Aktivitäten der deutschen Judenschaft organisierte, die von allen „bürgerlichen“ Sportvereinen ausgeschlossen war.<sup>5</sup> Durlacher, der selbst ein leidenschaftlicher Sportler war, verkörperte den Reichsbund und den Schild in Heidelberg in beispielhafter Weise. Er trainierte Jugendliche in mehreren Sportarten und war nach 1938 eine zentrale Bezugsperson der jüdischen Community. In der Pogromnacht 1938 wurden das Mobiliar der jüdischen Schulklasse zerstört und Hermann Durlacher nach Dachau deportiert.<sup>6</sup> Von dort zurückgekehrt, unterrichtete er die jüdischen Kinder bis unmittelbar vor der Deportation 1940 in einem Gemeinderaum in der Bunsenstraße 3. Sechzehn seiner Schüler\*innen wurden mit ihren Eltern und dem Ehepaar Durlacher ins Lager Gurs



Leutnant Hermann Durlacher im 1. Weltkrieg 1917 (Foto S. Mould/Birmingham)



Hermann Durlacher mit den Söhnen Walter und Ludwig, ca. 1930 (Foto S. Mould/Birmingham)



Ludwig „Lutz“ Durlacher am 1. Schultag 22. Mai 1933 (Foto: S. Mould/Birmingham)

deportiert. 13 konnten aus dem Lager gerettet werden, drei sind in Auschwitz ermordet worden.

Vier Briefe des Ehepaares Durlacher aus Gurs sind erhalten, von denen Frank Moraw 1996 bereits zwei veröffentlichte.<sup>7</sup> Durch Kontakte zur Enkelin der Durlachers, Suzie Mould in Birmingham, haben wir einen von versteckten Andeutungen geprägten Brief Hermann Durlachers an seinen Schwager Fritz Arnold von 1939 sowie einen letzten, in großer Verzweiflung an den Sohn Lutz nach England geschriebenen Brief erhalten. Diesen hatte Durlacher in Englisch verfasst. Die letzten Hoffnungen auf eine Emigration in die USA, wo Durlachers Bruder Hugo lebte, hatten sich seit längerem zerschlagen. Der Gesundheitszustand Frau Durlachers war desaströs. Die Söhne waren vermutlich davon überfordert, den Eltern wirkungsvoll helfen zu können. Der ältere Sohn Walter war in Großbritannien kurzzeitig auf der Isle of Man interniert und dann nach Kanada in ein Lager gebracht worden. Wir wissen, dass Hermann Durlacher im Lager unterrichtete, religiöse Feiern durchführte und versuchte, seine Englischkenntnisse zu erweitern. Am 13. August 1942 wurde Hermann Durlacher, am 4. September 1942 seine Frau Martha nach Auschwitz deportiert. Sie wurden wahrscheinlich unmittelbar nach der Ankunft in Auschwitz ermordet. Er wurde 49, sie 45 Jahre alt.

Handwritten letter from Hermann Durlacher to Fritz Arnold, dated May 21, 1939. The text is written in cursive and discusses the author's situation in a camp, mentioning the lack of time to write and the desire to hear from his wife and children. The letter is addressed to 'Lieber Fritz!' and is dated 'Freitag, d. 21. Mai 39'.

Brief Hermann Durlacher an seinen Schwager Fritz Arnold 21. Mai 1939 (Faksimile: S. Mould/Birmingham)

geplagt wird, wie sie es allem Anschein nach wirklich ist. Hat sie doch den denkbar besten Posten erhalten – nicht viel oder schwere Arbeit, gutes Essen – und

### Hermann Durlacher an seinen Schwager Fritz Arnold, 21. Mai 1939

Lieber Fritz, wenn ich Deinen Brief erst heute beantworte, so muss ich die so banale Phrase „Keine Zeit“ gebrauchen. So banal sie aber auch ist, sie ist bei mir tatsächlich der Grund des Nichtschreibens. Du weißt, dass ich mehr als beschäftigt bin.

Bei uns gibt es keine Langeweile! Immer wieder Neues, Unerwartetes, Überraschendes, leider nur [...] Unangenehmes. Wann werden wir einmal nicht mehr gehetzt werden. Vielleicht dann, wenn wir ein Klaffer unter dem Boden sind.

Ja, von Anny haben wir Nachricht. Das haben wir doch nicht erwartet, dass sie von Heimweh derartig gepackt und

schreibt so kläglich, dass man es in unserer Lage gar nicht verstehen kann. Vielleicht wird es in einigen Wochen besser sein, wenn Erna Bodenheimer nicht weit von ihr sein wird und sie von Zeit zu Zeit zusammen kommen können. Meine eigene Angelegenheit ist völlig im Sand verlaufen. Wir werden anscheinend die Letzten sein und die beißen gewöhnlich die Hunde, wie es im Sprichwort heißt.

Von Iglau und Kuthna Hora haben wir in jüngster Zeit Nachricht erhalten. Sie lautet wie erwartet – kläglich. Besonders scheint es bei Paula gewesen zu sein. Sie hat sowohl Glaser als auch andere Handwerker in Arbeit und Brot setzen dürfen. Pepa berichtet auch von einigen Bekannten, die eine Urlaubsreise gleich der meinigen vor 6 Monaten antreten konnten. Ihr eigenes Geschäft, das uns vertraute Bezeichnungen trägt, kann noch etwas warten. Paula wird wahrscheinlich zur Mutter ziehen. Wie lange Heiner tätig sein kann, wurde noch nicht mitgeteilt; doch dürfte es schon am Ende sein. Ein Ähnliches berichtet der Onkel aus Triest. Er erfreute uns mit seinem Bilde, das ihn als ehemaligen Fascio zeigt. Sein hoher Orden hängt ihm in Wirklichkeit zum Halse raus.

Bei uns ist bis heute noch keine Auswirkung der neuen Wohnungsvorschriften eingelaufen. Dass wir in Erwartung sind, liegt auf der Hand, zumal sich gerade der Nachfolger Eurer Wohnung in merkwürdiger Weise entpuppt hat.

Da wir unsere Feiertage am Mi. u. Do. dieser Woche haben, so erwarten wir den Walter am Di. in Urlaub. Er war in der vergangenen Woche an Grippe erkrankt und mehrere Tage mit hohem Fieber im Bett gelegen.

Alles in allem, ich komme auf den Anfang meines Briefes zurück: Wenn wir nur auch einmal wieder von erfreulichen Dingen berichten könnten.

Ja, das Wetter ist immer zu unbeständig. Ich glaube, Du solltest das Marschieren lieber unterlassen und ... [unl., ev. kannst oder sonst/sollst] (mit) Deiner Maschine auf die Berge kraxeln. Ist das auch nicht gerade ideal, so immer noch besser als marschieren.

Laß wieder einmal von Dir hören und empfangе herzliche Grüße von deinem Hermy.

Meine Frau und Lutz wollten auch ein paar Worte anfügen; da kam wieder etwas dazwischen. Darum haben sie mich beauftragt, Grüße von ihnen zu schreiben. D.U.

### **Anmerkung**

Der Brief an Fritz Arnold vermittelt beklemmend die Einschränkung jeder freien Korrespondenz unter der NS-Diktatur. Durlacher hat gerade noch ein Auskommen als Lehrer, die Vorbereitung für die Transporte der beiden Söhne nach England waren in Gang gekommen, seine Bemühung um eine Emigration in die USA, wo ein Bruder wohnte, sind ins Stocken geraten. Die Kristallnacht und die nachfolgende Lagerhaft Durlachers in Dachau sind noch gegenwärtig und werden mit mehreren versteckten Hinweisen angesprochen, auch was die Situation der Verwandten in Münzesheim und in den tschechischen Wohnorten der Familie von Martha Durlacher betrifft. „Besonders scheint es bei Paula gewesen zu sein. Sie hat sowohl Glaser als auch andere Handwerker in Arbeit und Brot setzen dürfen.“ Auch tschechische Verwandte sind offenbar deportiert worden. „Pepa berichtet auch von eini-



Fritz Arnold und Anna Arnold, geb. Fischer, vor 1939. Das Kind ist Uschi Ehrle, Tochter von Bekannten. (Foto: S. Mould/Birmingham)

gen Bekannten, die eine Urlaubsreise gleich der meinigen vor 6 Monaten antreten konnten.“

Sohn Walter war einige Zeit bei den tschechischen Verwandten, ist aber wieder zurück in Heidelberg. Fritz Arnold scheint keinen Kontakt mit seiner Frau in England zu haben, weswegen ihn Hermann Durlacher über deren Verfassung und Klagen unterrichtet, die er in seltsamer Verständnislosigkeit kommentiert. Für sich und seine Frau sieht Durlacher wenig Chancen des Entkommens. „Meine eigene Angelegenheit ist völlig im Sand verlaufen. Wir werden anscheinend die Letzten sein und die beißen gewöhnlich die Hunde, wie es im Sprichwort heißt.“

Unverkennbar ist, dass Durlacher versucht, mit versteckten Hinweisen und vorsichtigen Formulierungen das informelle Netzwerk der Familie aufrecht zu erhalten. Nicht alles erschließt sich sofort, z. B. die ironi-

schen Hinweise auf einen ordensdekorierten Onkel seiner Frau in Triest, der vormals Anhänger Mussolinis war. Oder der Hinweis auf die „neuen Wohnungsvorschriften“, mit denen Durlacher auf die Kündigungen von Mietverträgen und die Einweisungen in Judenhäuser nach der Kristallnacht anspielt. Ganz kryptisch sind die Hinweise auf die Gefahren des Marschierens und die Empfehlung, mit der Maschine „auf die Berge zu kraxeln“.

### **Hermann Durlacher an seinen Sohn Walter aus Camp de Gurs, Îlot D, 13; Basses Pyrénées, France am 18. Dezember 1940**

Mein lieber Junge!

Am gestrigen Tag erhielt ich Deinen Brief vom 15. August, der nach den verschiedensten Irrfahrten (über das Rote Kreuz Holland nach Heidelberg, nach Genf, endlich hierher) bei mir und heute bei der Mama eintraf. Darüber herrschte bei uns große Freude. War es doch seit April das erste Lebenszeichen von Dir. Anfang September hat nur Onkel Hugo geschrieben, dass Du in Canada seist. Unsere Freude wäre aber noch größer gewesen, wenn wir endlich auch von Lutz etwas hören könnten. Musstest Du ihn damals bei Deiner Internierung im Stich lassen? Konntest du es nicht fertigbringen, mit ihm zusammenzubleiben? Er kam – wie ich hörte – von Herrn Klugmann weg. Weißt Du wohin? Ich will den Versuch von hier aus machen, ihn zu erreichen. Auch Du kannst von dort das Gleiche tun, indem



Du an die frühere Adresse oder das englische Rote Kreuz (Red Cross) oder an das German Jewish Aid Komitee Bloomsbury House, Bloomsbury Street, London WC 1 schreibst. Hoffentlich ist er und auch Tante Anny wohlauf.

Nun von dir. In der langen Zwischenzeit von der Absendung des Briefs bis heute wird ja nun die Arbeit für dich eingesetzt haben. Was treibst Du denn? Halte dich recht tapfer und bleibe stark. Uns ist Schlimmes geschehen! Ganz unerwartet wurden wir morgens früh aufgefordert, das Nötigste an Kleidern und Wäsche zu packen. Dann wurden wir – Männer und Frauen und Kinder – abtransportiert. Nach drei Tagen langten wir an unserem Ziele an. So sitzen wir hier am Fuße der Pyrenäen, nicht weit weg von Spanien und nicht weit weg vom Golf von Biskaya, der ja zum Atlantischen Ozean gehört. Die Unterkunft, Verpflegung und sonstiges lässt manche Wünsche offen, da dieses Land unter dem Krieg sehr gelitten hat. Die Behandlung durch die französischen Behörden ist die denkbar beste. Wir arbeiten nur das, was für uns nötig ist (Küche, Holz holen und dergleichen). Ich bereite eine Jugendgruppe gerade für die Chanukkafeier vor, übrigens ohne jedes Buch! Die Mama ist in der Frauenabteilung. Ich sehe sie von Zeit zu Zeit. Wir schreiben uns oft. Bis heute blieb sie auch gesund.

Im Sommer war ich in Münze, wo wir – auch die Mama und der Großvater – die Ernte sehr schön heimholten. Auch die Feiertage verliefen sehr schön, und ganz unerwartet setzte am 22. Oktober das Unglück ein, Großvater war krank und darum nicht transportfähig. Ob er noch kommt, weiß ich nicht. Tante Hedwig brauchte wegen ihrer Ehe nicht fort. Wie es weitergeht, wissen wir nicht. Wir möchten alle bald zur Auswanderung kommen. Schreibe oft, auch nach Münze oder an Oskar nach Mettingen (Württemberg), Lerchenbergstr. 31. Bleibe gesund und empfangen von Mama und mir herzliche Grüße und Küsse.

Dein Papa.

P.S. An Onkel Hugo schreibe auch, er soll alles unternehmen, dass wir hier fortkommen.

## **Martha Durlacher 10. November 1941 an Walter Durlacher**

### **Anmerkung**

Martha Durlacher bezieht sich auf einen nicht mehr vorhandenen Brief von Walter Durlacher an seinen Vater vom August 1941. Sie ihrerseits hat ihrem Sohn geschrieben und erwartet, dass er ihr erneut schreibt und sich die beiden Briefe (der vom 10. November 1941 und Walters Schreiben) kreuzen werden.

Inniggeliebtes Kind, mein Herzensjunge

Der Brief, der an Papa gerichtet war und noch Ende August geschrieben ist, ist mir hierher geschickt worden. So tue ich es auch, wenn ich von Dir direkt einen Brief erhalte, so schicke ich ihn dem Papa. Meinen Brief hast Du sicher erhalten, und dieser Brief wird sich wieder mit dem Deinen kreuzen. Ich will mit dem Schreiben nicht länger zögern; auch der Sonnenstrahl, der augenblicklich in unsere spärliche Behausung dringt, erleichtert mir das Schreiben! Es ist nicht ausgeschlossen, dass ich eine längere Pause mit dem Schreiben machen muss, nachdem es unter



der jetzigen Witterung nicht möglich ist, die Feder in der Hand zu halten. Mache Dir daher keine Sorgen, wenn ich auch nicht schreiben werde. In Gedanken bin ich stets bei Dir, wie du den Winter nur überstehen wirst, ob Du auch genügend warme Sachen hast und ob bei Dir die Lagerverhältnisse erträglich sind. Ich kann mir schon vorstellen, dass es an allem mangelt; doch Hungern und Frieren sind die schlimmsten Erscheinungen eines Krieges. Und doch will der Krieg kein Ende nehmen und wütet weiter, und die Menschen sind die Leidtragenden.

Wir dachten selbst im Winter nicht mehr hier zu sein, doch die Aussichtslosigkeit unserer Auswanderung hat alles vernichtet. Wie es hier weiter gehen soll, ist mir ein Rätsel. [Groß] ist die Sorge um Papa, der allein dort ist, für sich sorgen, arbeiten muss und der sehr viel am Gewicht schon abgenommen hat. Als gewesener Lehrer ist für ihn dabei auch keine Beschäftigung vorhanden, und so lebt er tag-ein, tagaus nur mit der Abwechslung, dass er Sprachen treibt. Auch ich kann mich nicht so beschäftigen wie früher, man hat steife Finger und kann Stricknadeln nicht halten. Deshalb bleiben wir hier in den Betten und grübeln über das vergangene Leben nach. Dabei ist mir sehr schwer, an alles zu denken, an unser Vierkleeblatt, wo wir noch gar nicht ahnen konnten, dass wir auseinandergerissen werden. Du schreibst so reife Briefe, so dass ich überzeugt bin, wie schwer Du es nimmst und welche Sorge Du um uns hast. Auch die Briefe, die Du nach Prag oder Münze schreibst, bringen allen Lieben große Freude. Über Lutz führen sie Klage, aber bei dieser Schreibfaulheit lässt sich nichts machen. Uns hat er schon einige Wochen nicht geschrieben, vielleicht gibst Du ihm mal einen Rippenstoß. Tante Anny soll auch einmal schreiben, wenn auch durch Hugo. Onkel Fritz ist beim Militär, wo wissen wir nicht genau, aber er schreibt schon Onkel Oskar, der es uns wieder schreibt.

Vorige Wochen kam ein Brief aus Münze, dort leben sie so gut es geht, haben viel Feldarbeiten, könnten den Papa gut gebrauchen, der Großvater klagt über Leiden etc.

Früher habt Ihr doch über diesen oder jenen Ausdruck gelacht, damals waren es noch schöne Zeiten für Euch beide, das werdet ihr schon empfunden haben, das wohlhabende Vaterhaus mit allem Komfort, die schönen Erinnerungen, die durch Eure Kinderzeit damit verknüpft sind. Ich denke viel an Euch beide als kleine Kinder, dann etwas größere, an alle die Veranstaltungen und ganz besonders an die Aufführungen, die daheim aufgeführt wurden. Du hast wenigstens einige



Walter Durlacher in Montreal, Canada 1944.  
Auf der Rückseite: Dear Lutz: To your 17.  
Birthday happy returns of the day, your  
brother Walter. March 27 1944, Montreal Ca-  
nada (Foto: S. Mould/Birmingham)

Bilder mitgenommen, ich aber gar keine, so dass ich mich nur geistig mit Euch beschäftigen kann. Kann der Lutz kein Bildchen schicken? Bei Dir wird es nicht erlaubt sein, so wie bei uns nicht. Hier werden nur Paßbilder gemacht.

Was macht Deine Schneiderei? Wenigstens kannst Du Dir Deine Kleider in Ordnung halten. Ich fragte schon oft, was du von den vielen Sachen gerettet hast? Bis jetzt noch keine Silbe davon. Du darfst es ruhig schreiben. Wir haben aus unserer Wohnung jeder einen Koffer gerettet, das andere ist hin. Alles möchte ich hergeben, wenn ich noch das Glück erleben sollte, einmal mit euch beiden Jungens vereint zu sein. Und denselben Wunsch betet jeden Tag der Papa und klammert sich wirklich an die Hoffnung, es zu erleben.

Nun mein lieber Junge, Du siehst, wie schwer das Leiden zu tragen ist, schon deshalb, weil es zu schwer und zu viel ist. Es ist mir nicht bewusst, für was ich so leiden muss. Die Bürde, die uns der liebe Gott auferlegt hat, ist fast nicht mehr zu tragen. Ich wollte allein das Opfer sein, nun bin ich es nicht mehr. Wenn Du etwas Direktes erfahren willst, so schreibe an Berta Zaritzki, Waldhausergasse 4, die ist dort geblieben. Ich will auch dorthin schreiben. Der Abtransport war nach dem Osten gerichtet.

Nun genug von dem Jammern, es gibt keinen Ausweg mehr. Allein Geduld und Hoffnung muss uns ausharren lassen. Nur eine starke Natur kann es überstehen. Sally, Anni Türke sind unterwegs über Cuba. Die Eltern von Alfred Wolf sind auch bestätigt, Abfahrt noch unbestimmt. Frau Wolf ist noch hier, sie sprach mich an und erzählte von der großzügigen Art ihres Sohnes. Er will angeblich für Dich sorgen, um Dich zu befreien. Bitte nehme jedes Anerbieten von Alfred an, vorausgesetzt dass es nicht nur leere Worte sind, die fast alle Menschen faseln, wenn es sein darf, und verlasse dich nicht auf D. Bürgen. Auch jede Unterstützung, die er dir zukommen lassen will, nimm an, wenn es zu deiner Erhaltung dienen sollte.

Uns muss auch geholfen werden mit Geld oder Einzahlung nach Portugal oder Schweiz für Lebensmittelpakete, sonst können wir es hier nicht durchhalten. Papa klagt diesbezüglich, weiß nicht, wie es weiter gehen soll, und deshalb bitte ich Dich, schreibe nach USA allen, sie mögen uns hier nicht vergessen. In welcher Art und Weise unseren Pragern geholfen werden soll, lässt sich noch nicht übersehen. Vielleicht erfährst Du mehr als wir, oder ich berichte Dir später von ihnen, wenn ich etwas erfahren sollte. Es tut mir leid, dass mein Brief außer unserer Gesundheit dir nichts Erfreuliches mitteilen kann, aber die Nachricht ist so schwerwiegend, dass ich Dich davon unterrichten muss, wenn ich auch annehme, dass Du es durch Radio längst weißt. Noch dieses Jahr wird alles gesäubert, unfassbar dieser Gedanke. Frau Iser mit ihren Jungens muss auch ziehen und mit ihr Tausende.

Wie ist bei Euch die Witterung, hier sehr kalt, man kann sich weder nachts noch bei Tag schützen. Dann gibt es Perioden, wo es Tage und Nächte regnet. Schreibe mir, wie sich dort der Winter zeigt und ob dort genügend geheizt wird. Lutz wird sicher nicht frieren, denn im Hotel muss wegen Betrieb warm sein. Oder ist dieser Betrieb geschlossen? Gebe Nachricht über Lutz und Anny. Achte auf Deine Gesundheit, ziehe dich warm an, dann bin ich beruhigt. Ich schließe meinen Brief mit tausend Küssen von deiner sorgenden Mama.

PS Gerade kommt Post von Papa, außer Gesundheit, berichtet er wenig Erfreuliches. Meine Fehler bitte zu entschuldigen.



8870

This document of Identity is issued with the approval of His Majesty's Government in the United Kingdom to young persons to be admitted to the United Kingdom for educational purposes under the care of the Inter-Aid Committee for children.

**THIS DOCUMENT REQUIRES NO VISA.**

**PERSONAL PARTICULARS.**

Name DURLACHER LUDWIG

Sex MALE Date of Birth 27-3-27

Place HEIDELBERG

Full Names and Address of Parents  
DURLACHER Hermann & Maria  
121, Hauptstr.  
HEIDELBERG



Rechts: Lutz Durlacher um 1939, vor oder nach der Abreise nach Großbritannien; oben: Personal Particulars für Lutz Durlacher; Ersatzdokument für Visa und Pass. Gestempelt 3. August 1939 in Harwich und 5. April 1943 in Birmingham vom Aliens Registration Office (Fotos: S. Mould/Birmingham)

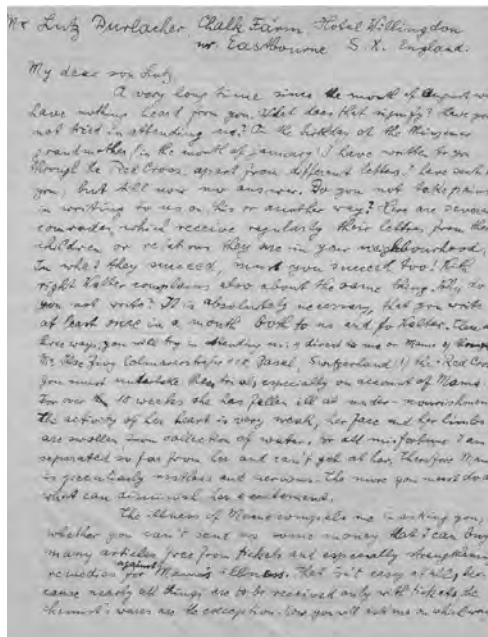
## Hemann Durlacher an Sohn Ludwig 13. März 1942

### Anmerkung

Dieser vermutlich letzte, englisch geschriebene Brief von Hermann Durlacher erreichte den Sohn Ludwig erst nach seinem 15. Geburtstag am 27. März und ist an dessen Arbeitsstelle im heute noch bestehenden Chalk Farm Hotel im Stadtteil Willingdon der Stadt Eastburne an der englischen Südküste gerichtet. Durlacher bezog sich auf einen letzten Brief seines „schreibfaulen“ Sohnes vom August 1941. Er schrieb englisch, wohl zu Recht vermutend, dass sein Sohn inzwischen so weit integriert war, dass er einen deutschen Text nur mit Mühe verstehen würde.

Durlacher schildert dramatisch die Situation seiner schwer erkrankten Frau und zeigt seinem Sohn Wege auf, wie er Geld auftreiben und ins Lager schicken kann, damit er für seine Frau Medikamente einkaufen kann. Durlacher ist zu diesem Zeitpunkt schon fast ein Jahr von seiner Frau getrennt und muss schwere körperliche Arbeit in Camp de Miramas, einem Außenlager von Les Milles bei Marseilles leisten. Die Lage des Ehepaars ist desaströs und aussichtslos und man spürt Hilflosigkeit und Verzweiflung. Flucht und Ausreise in die USA sind nicht mehr möglich, Verbindungen unterbrochen, Nachrichten der Pfälzer Verwandten und der Schwägerin Anny in England bleiben aus. Der Sohn Walter steckt in einem Lager in Kanada fest, wohin der 19-jährige aus Großbritannien gebracht worden war. Die Situation von Lutz ist schwer einzuschätzen. Vermutlich verfügte er selbst über keine Geldmittel und auch der Hinweis auf die Nachbarsfamilie Bodenheimer in Heidelberg und deren Kontakte zu den Quäkern mag wenig hilfreich gewesen sein. Ob er Kontakte zu Erna Bodenheimer (geb. 1905) hatte, die 1939 nach England floh, wissen wir nicht. Deren Bruder wurde am selben Tag wie Martha Durlacher nach Auschwitz deportiert, ihre Mutter konnte in Frankreich untertauchen und bei Kriegsende nach England fliehen.<sup>8</sup>

Viereinhalb Monate nach Verfassen des Briefs wurde Hermann Durlacher über Paris/Drancy nach Auschwitz deportiert, dreieinhalb Wochen später seine Frau aus dem Lager Rivesaltes. Eine Fehlinformation, die Sohn Walter in Kanada erhal-



Vermutlich letzter Brief von Hermann Durlacher an seinen Sohn Ludwig vom 31. März 1942 aus Miramas/Bas de Rhin. (Faksimile S. Mould/Birmingham)

ten hatte, ließ die beiden Söhne kurzfristig im Glauben, dass Vater und Mutter überlebt hätten.<sup>9</sup> Miramas (B. d. Rh. J, 31.3.42) 701 G.T. E.. France

Herr Lutz Durlacher, Chalk Farm Hotel Willingdon Eastburne S.X. England<sup>10</sup>

Mein lieber Sohn Lutz  
Sehr lange seit dem Monat August haben wir nichts von Dir gehört. Was bedeutet das? Hast Du nicht versucht, uns zu besuchen? Zum Geburtstag der Münzener Großmutter (im Januar) habe ich Dir durch das Rote Kreuz geschrieben, abgesehen von verschiedenen Briefen, die ich Dir geschickt habe, aber noch keine Antwort. Willst du Dir nicht die Mühe machen uns auf

diesem oder einem anderen Weg zu schreiben? Hier sind mehrere Kameraden, die regelmäßig ihre Briefe von ihren Kindern oder Verwandten erhalten, sie leben in Deiner Nachbarschaft. Was ihnen gelingt, müsste Dir auch gelingen! Mit Recht klagt Walter auch über das Gleiche. Warum schreibst Du nicht? Es ist unbedingt erforderlich, dass Du uns und Walter mindestens einmal im Monat schreibst. Es gibt drei Möglichkeiten, wie Du versuchen kannst, uns zu erreichen: 1) Direkt an mich oder Mama. 2) durch Frau Ilse Zivy, Colmarerstraße 118, Basel (Schweiz) 3) das Rote Kreuz. Dies musst Du vor allem wegen Mama machen. Seit über zehn Wochen ist sie an Unterernährung erkrankt. Die Herzaktivität ist sehr schwach; ihr Gesicht und ihre Gliedmaßen sind voll Wasser angeschwollen. Zu allem Unglück bin ich so weit von ihr getrennt und kann sie nicht erreichen. Deshalb ist Mama besonders unruhig und nervös. Umso mehr musst Du alles tun, was ihre Aufregung mindern kann.

Die Krankheit von Mama zwingt mich, Dich zu fragen, ob Du uns nicht etwas Geld schicken könntest, damit ich viele Artikel ohne Tickets kaufen kann, insbesondere Heilmittel gegen Mamas Krankheit. Das ist gar nicht so einfach, denn fast alles ist nur mit Tickets zu bekommen, nur bei Medikamenten gibt es Ausnahmen. Jetzt wirst Du mich fragen, auf welchem Weg du das Geld an uns senden kannst. Mama teilt mir mit, dass Erna Bodenheimer, ehemals Landfriedstraße<sup>11</sup> – Du kennst sie – und ihr Onkel regelmäßig Geld an ihre Mutter und ihren Bruder schicken, sie sind im „Camp de Gurs“. Sie nutzen immer die Organisation der Quäker (genau: American Friends Service Committee). Sie haben ihre Geschäftsstelle in London, nehme ich an, und Du musst entweder auf der Post oder im Telefonbuch



Lutz Durlacher und Anny Arnold, geb. Fischer  
Ostern 1951 in London (Foto S. Mould/Bir-  
mingham)

oder in einer Zeitung oder bei einem jüdischen Komitee oder bei Erna Bodenheimer nach ihrer Adresse fragen, wenn Du deren Adresse kennst. Sag ihnen (den Quäkern), dass Du etwas Geld für Deinen Papa oder Deine Mutter in Frankreich schicken willst, alsdann werden sie dir helfen.

Wenn wir dieses Geld nicht dringend bräuchten, hätte ich nicht darüber geschrieben. – Sag mal, hast Du eine Verbindung mit Anny? Warum schreibt sie nicht? Ist sie frei oder auch in einem Camp? Hat sie einen Verdienst? Teile ihr alles mit, was ich über uns geschrieben habe. Vielleicht kann sie Dir helfen oder einen Rat bei einer Organisation einholen. Sag ihr auch, dass ihre Mutter und Schwester nicht verstehen können, warum sie nichts von sich hören lässt.

Seit dem Kriegseintritt der Vereinigten Staaten von Amerika ist die

Auswanderung gestoppt. Deshalb wurde ich in eine Arbeitsgruppe ausländischer Arbeiter verlegt. Seit dem 11. Januar muss ich hart arbeiten (Holz sägen, im Garten arbeiten, altes Material aufladen). Es war außerordentlich kalt und der Sturm tobte und wütet sehr oft angsterregend im Rhônetal; in der Nähe des Meeres, nicht weit von Marseille und nicht weit vom ehemaligen Camp Les Milles. Meine Adresse findest Du am Ende. Von Walter haben wir einen Brief vom Dezember. Kennst Du seine Adresse: Refugee Camp, Sherbrook, P.Q. Kanada. Er bedauert es, noch immer in einem Lager zu sein. Aber niemand kann ihm helfen. Von Hedwig und Paula<sup>12</sup> erwarte ich sehnlichst Nachrichten. Was wird dort los sein? Schick Herrn Klugmann einen Gruß, und auch Tante Anny. Lass bald von Dir hören. Meine herzlichen Grüße und Küsse

Von Papa und Mama

Von Hugo<sup>13</sup> erhielt ich einen Brief vom 1. Januar. Sie sind gesund. Julius wurde registriert und wird bald ein Soldat sein.

## Anmerkungen

- 1 Norbert Giovannini, Claudia Rink, Frank Moraw (Hgg.): *Erinnern, Bewahren, Gedenken. Die jüdischen Einwohner Heidelbergs und ihre Angehörigen 1933–1945. Biographisches Lexikon mit Texten.* Hg. vom Förderkreis Begegnung, Heidelberg 2011, Heidelberg 2011, S. 85–89; darin auch: Frank Moraw: *Überraschend und überfallartig schlug der NS-Staat zu.* Wiederabdruck aus der Rhein-Neckar-Zeitung 21.10.2000; Norbert Giovannini: *Durlachers Kinder. Der Lehrer Hermann Durlacher und die jüdische Volksschul-Abteilung 1935–1940,* in: Norbert Giovannini, Ingrid Moraw, Reinhard Riese, Claudia Rink: *Stille Helfer. Eine Spurensuche in Heidelberg 1933–1945,* Heidel-

berg 2019, S. 243–256; Initiative Stolpersteine Heidelberg (Hg.): Stolpersteine in Heidelberg 2010–2015, Heidelberg 2017, S. 16–17; Briefeditionen aus Gurs sind gesammelt und verzeichnet in <https://www.exilforschung.uni-hamburg.de/archiv/bestaende/findbuecher/fb-gurs.pdf> (gesehen 14.7.2021); für Heidelberg verweisen wir auf die Korrespondenz der Familie Oppenheimer 1941/1942, in: Norbert Giovannini, Frank Moraw (Hgg.): *Erinnertes Leben*, Heidelberg 1998, S. 274–321.

- 2 Es gibt zwei kleine Gemeinden dieses Namens östlich von Prag im Kreis Kolin.
- 3 Mittlg. Suzie Mould, Birmingham. Eintrag Anny und Friedrich Hermann Arnold, in: Norbert Giovannini, *Erinnern* (wie Anm. 1), S. 32.
- 4 Ulrich Dunker: *Der Reichsbund jüdischer Frontsoldaten 1919–1938. Geschichte eines jüdischen Abwehrvereins*, Düsseldorf 1977.
- 5 *Der Schild*, Zeitschrift des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten. Berlin 1921–1938; <http://sammlungen.ub.uni-frankfurt.de/cm/periodical/titleinfo/4911661> (ges. 29.4.2021)
- 6 Norbert Giovannini: Die Ausweisungen und Deportationen der jüdischen Einwohner Heidelbergs 1937–1945, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt, Jg. 10, 2005/2006, S. 105–142. Aus Heidelberg wurden 75 Männer zwischen 18 und 64 Jahren nach Dachau deportiert; Michael Liebhold verstarb kurz nach der Rückkehr an den Verletzungen, die ihm in Dachau zugefügt wurden. Mittlg. Andreas Blumenthal, Heidelberg, Oktober 2019.
- 7 Frank Moraw: Die nationalsozialistische Diktatur (1933–1945), in: *Geschichte der Juden in Heidelberg*. Buchreihe der Stadt Heidelberg Band VI, Heidelberg 1996, S. 536–539.
- 8 Giovannini (wie Anm. 1), S. 62.
- 9 Walter Durlacher an Ludwig Durlacher, 5.9.1945. Dieser Brief wurde dem Verf. von Frau Suzie Mould (Birmingham) übermittelt.
- 10 Übersetzung Norbert Giovannini.
- 11 Giovannini (wie Anm. 1), S. 62. Erna Bodenheimer wohnte mit Mutter und Bruder seit 1937 in der Landfriedstraße 14.
- 12 Hedwig Durlacher, verh. Völker, ist Hermann Durlachers Schwester, die in Münzesheim lebte und in „Mischehe“ mit Oskar Völker verheiratet war. Paula Fischer, verh. Winterstein, ist eine von Martha Durlachers Schwestern. Sie lebte in Jihlava (dt. Iglau) in der Tschechoslowakei. Nach einer von Ludwig Durlacher erstellten Liste sind Paula Winterstein, ihr Mann Heinrich und Hanna (vermutlich die Tochter) in Konzentrationslagern ermordet worden.
- 13 Hugo Durlacher ist Hermann Durlachers Bruder, der in den USA wohnte.



Anton Ottmann

## Das Leben der Kamilla Knopf



Kamilla Knopf im Jahr 1995 (Foto: privat)

Kamilla Knopf (1911–1996) ist mutmaßlich die erste Frau aus Dielheim, einer Gemeinde im südlichen Rhein-Neckar-Kreis, die das Abitur machte. Sie studierte in England und unterrichtete nach dem 2. Weltkrieg an der Universität Heidelberg viele Generationen angehender Gymnasiallehrer in englischer Phonetik und Literatur, Übersetzung und Sprechtraining im Sprachlabor. Am 22. Januar 2021 wäre sie 110 Jahre alt geworden.<sup>1</sup> Nach einem Aufruf in der Rhein-Neckar-Zeitung meldeten sich Dutzende von Zeitzeugen, die zur Vita dieser ungewöhnlichen Persönlichkeit etwas beizutragen hatten.

Die schwarzhäufige untersetzte Frau mit der auffallend tiefen Stimme, trat, stets elegant mit Kostüm und Stöckelschuhen gekleidet, sehr selbstbewusst auf. „Sie war

burschikos, kein Pflänzchen, hob sich ab in der Männergesellschaft der Professoren“, so der Kommentar einer ehemaligen Studentin. Sie sprach ein gut artikuliertes Hochdeutsch, aber auch die unterschiedlichsten Dialekte, vor allem ihr „Dielheimer Kurpfälzisch“. Sie forderte auch immer wieder ihre Zuhörer auf, ihren eigenen Dialekt zu pflegen. Darüber hinaus beherrschte sie ein akzentfreies Oxford-Englisch und einige englische Dialekte. Auffällig war ihre impulsive, aber nie verletzende Art, Menschen anzusprechen. So berichtet eine ehemalige Studentin, dass sie einmal im vollen Hörsaal von ihr zu hören bekam: „Ich könnte Sie für Ihre Antwort umarmen.“ Und eine andere ließ sie 15-mal „very“ sagen, ohne dass diese sich gedemütigt fühlte. Legendar waren ihre Einfälle, Vorlesungen attraktiv zu gestalten.

In der Einführungsvorlesung forderte sie gerne jeden Studierenden auf, etwas zu erzählen, und konnte ihm dann auf den Kopf zusagen, aus welcher Ecke Deutschlands er kam. Einmal führte sie auf dem Podium englische Landtänze vor, ein anderes Mal schwärmte sie vom englischen Essen und dass sie den herrlichen Bratensaft aus der Pfanne schlecke. Gutes Essen liebte sie über alles. So speiste sie schon Anfang der 60er-Jahre regelmäßig im elsässischen Illhäusern beim weltberühmten Dreisterne-Koch Paul Haerberlin.

Doch vor allem hatte sie ein gutes Herz. So besuchte sie während ihres Engländeraufenthaltes an Weihnachten in London einen emigrierten deutschen Juden und hatte Geschenke und einen kleinen Weihnachtsbaum mitgebracht. Als sie ihm „Frohe Weihnachten“ wünschte, sei dieser in Tränen ausgebrochen, weil ihm für eine Antwort in seiner Muttersprache die Worte fehlten. Sie scheute sich auch nicht, eine wenig schmeichelhafte Anekdote über ihren Chef, den von Studenten gefürchteten Prof. Hermann Flasdieck zu erzählen. Als er bei einem Englandbesuch Queen Mum vorgestellt wurde, habe diese ihn gefragt, ob er „Anglo-Saxon English“ spreche, gemeint war ein Alt-Englisch, das auf das 5. Jahrhundert zurückgeht.



Faschingsveranstaltung 1961 mit Studenten und Prof. Flasdieck, sitzend 2. von links, rechts von ihm Camilla Knopf (Foto: privat)

Gerne feierte sie mit ihren Studenten oder lud sie zum Tee bei sich zuhause ein. So berichten Ehemalige von einer Faschingsfeier mit Dozenten und Assistenten des englischen Seminars in Weinheim, ihrem ersten Wohnort nach dem Krieg (1945–1960), wo sie mit einem Kollegen das Tanzbein schwang. Sie hatte auch nichts gegen Überraschungsbesuche der Studenten in ihrer Wohnung in Heidelberg-Ziegelhausen (1960–1972), denen sie gutmütig erlaubte, ihren Kühlschrank zu leeren.

Prof. Dr. Liselotte Glage studierte von 1960 bis 1965 Anglistik und Romanistik und war Professorin für Englische Literaturwissenschaft an der Universität Hannover (1978–2005), sie schreibt: „Kamilla ist eine der wenigen Lehrenden, die mir in nachhaltiger Erinnerung geblieben sind. In den späteren Semestern hatten wir ein fast freundschaftliches Verhältnis. Vor Kurzem fand ich einen handgeschriebenen Brief von ihr aus dem Jahr 1972 mit der hübschen Anrede ‚Liebes Liselottchen‘. Darin gab sie mir Tipps für phonetische Korrekturen als Antwort auf eine Unterrichtsfrage.“ Auch Dr. Walter Sauer, der von 1961 bis 1967 Anglistik und Romanis-

tik studierte und Knopf als Akademischer Rat folgte, erinnert sich: „Ich besuchte bei Ihr Übersetzungsübungen und Vorlesungen in Phonetik. Das waren Massenveranstaltungen im großen Hörsaal, bei denen man als Student auch gelegentlich beim Vorlesen drankam. Ich erinnere mich, dass sie meine Aussprache einmal vor versammelter Mannschaft lobte, was mir äußerst guttat. Vor Antritt meiner Stelle besuchte ich sie und bekam von ihr Materialien zu Phonetik-Klausuren, die ich gerne verwendete.“ Die Heidelberger Schriftstellerin Marion Tauschwitz, die von 1972 bis 1976 Germanistik und Anglistik studierte, weiß zu berichten: „Hatte man erst mal ihre Bekanntschaft gemacht, dann liebte man diese unkonventionelle Dozentin – die Resolute mit der dunklen Stimme und dem dröhnenden Lachen, die mir beibrachte, wie sich Somerset Maugham aussprach: „Səməsɪt Mɔ:m“. Wir lauschten gern ihrer kurzweiligen ‚Einführung in die Phonetik‘ und folgten ihr erwartungsfroh ins Sprachlabor. Nach einer dieser Doppelstunden bat sie mich einmal um ein kurzes Gespräch. Wir sprachen über die Studentenunruhen. Ich sollte ihr doch meine Ausführungen aufschreiben, ermunterte sie mich. Kommentar bei der Rückgabe: „Your essays would be excellent if you would study your grammar.“ (Ihre Ausführungen wären ausgezeichnet, wenn Sie ihre Grammatik gelernt hätten.)



Familienbild 20er-Jahre, Kamilla Knopf 2. von links (Foto: privat)

Kamilla Knopf wuchs zusammen mit sieben Geschwistern in einer kleinbürgerlichen Dielheimer Familie auf, die als gut katholisch und nazifeindlich galt. Der Vater war Schreiner, führte nebenbei einen kleinen „Kolonialwarenladen“ und war für seine Schlagfertigkeit bekannt. Zwei ihrer Schwestern gingen ins Kloster, eine wanderte in die USA aus, wo sie eine Familie gründete. Ein Bruder, der sich als Patient in der „Heil- und Pflegeanstalt Wiesloch“ befand, fiel der Euthanasie zum Opfer. Der andere tritt in der Öffentlichkeit mit Nazi-Größen seines Heimatortes über die Sinnlosigkeit des Krieges und kam daraufhin in ein Strafbataillon, wo er sich angeblich das Leben nahm, was von seiner Schwester Kamilla immer angezweifelt wurde.<sup>2</sup>

Nach dem Besuch der achtjährigen Volksschule trat Knopf als „Kandidatin“ in das Franziskanerinnen-Kloster in Gengenbach ein.<sup>3</sup> Nach zwei Jahren wechselte sie vom Mutterhaus in das zum Orden gehörende Mädchenheim mit angeschlossener Haushaltsschule St. Elisabeth in Freiburg. Von dort aus besuchte sie das Hindenburggymnasium für Mädchen.<sup>4</sup> Obwohl Seiteneinsteigerin lagen ihre Schulnoten zwischen eins und zwei. Nach dem Abitur wurde sie ab Ostern 1932 vom Kloster nach England „beurlaubt“. Dies lässt vermuten, dass sie in irgendeiner Form zum Personal gehörte und eine kirchliche Stiftung die Kosten für die Überfahrt nach England und die ersten Auslandssemester in Anglistik und Germanistik in London übernahm. Von einer Cousine war zu erfahren, dass der Vater während ihres Aufenthaltes in Gengenbach und Freiburg für das Kloster kostenlos Möbel anfertigte, vielleicht als Gegenleistung für Unterkunft, Schulbücher und das damals zu zahlende Schulgeld. Genaueres konnte nicht in Erfahrung gebracht werden, da die von ihr eingesetzten nichtverwandten Erben den ganzen Nachlass entsorgt haben.

Knopf studierte insgesamt sieben Jahre (1932–1939) Anglistik und Germanistik an der Londoner Universität mit den Abschlüssen „Bachelor of Arts“ und „Master of Arts“.<sup>5</sup> In den letzten drei Jahren verdiente sie ihren Unterhalt als „Demonstrator Student“ (wissenschaftliche Hilfskraft). Von einem Klostereintritt war zu diesem Zeitpunkt nicht mehr die Rede, sie blieb aber ihr Leben lang ledig und kinderlos und war tief religiös – für Gäste deutlich sichtbar am Betstuhl in ihrem Wohnzimmer.

1939 kam sie rechtzeitig vor Kriegsbeginn nach Deutschland zurück, begann an der Universität Jena das Promotionsstudium in Anglistik, Germanistik und Erziehungswissenschaft und arbeitete als Lektorin. Nach einem einjährigen Aufenthalt als Lektorin in Köln, promovierte sie im November 1944 bei Prof. Hermann Flasdieck in Jena mit der Auszeichnung „summa cum laude“ mit einer Arbeit über den englischen Dichter Robert Bridges (1844–1939).<sup>6</sup> Nach dem Ende der NS-Herrschaft wurde sie als völlig „unbelastet“ und perfekt englischsprechend im November 1945 in einem amerikanischen Medizinlager in Weinheim als Verwalterin eingesetzt. Nachdem sie erfuhr, dass der Dielheimer Zigarrenfabrikant Alexander Ottmann<sup>7</sup>, ein Freund ihres Bruders Gottfried, nach einer Lungenoperation mit einer eiternden Wunde im Sterben lag, überredete sie dort einen amerikanischen Soldaten zum Diebstahl von Penicillin, das in Deutschland selbst auf dem Schwarzmarkt so gut wie nicht zu bekommen war. Es war für den auf der Autobahn verunglückten General Georg S. Patton eingeflogen worden, der aber noch vor der Anwendung verstarb. Das Penicillin rettete Ottmann das Leben. Knopf wurde wegen des Diebstahls im Mai 1946 entlassen und kam vor ein amerikanisches Militärgericht. Als sie auf Nachfrage bekannte, dass sie die Straftat wieder begehen würde, wenn sie damit ein Menschenleben retten könnte, wurde sie erstaunlicherweise freigesprochen.

Sie fand dann am Dolmetscher-Institut in Heidelberg eine Anstellung als wissenschaftliche Hilfskraft.<sup>8</sup> Mit Beginn seiner Lehrtätigkeit an der Universität Heidelberg, holte sie ihr Doktorvater, der Sprachwissenschaftler Flasdieck, 1947 an seine Seite. Ihr Wissen über die Phonetik, das sie sich in London bei Daniel Jones, dem damaligen „Phonetik-Papst“, angeeignet hatte, war eine wichtige Ergänzung sei-

ner Vorlesungen. In den folgenden Jahren stieg sie auf, wurde Wissenschaftliche Assistentin, Lektorin und schließlich 1965 Akademische Rätin. Ihr Vorgesetzter Flasdieck hat sie offensichtlich sehr geschätzt und ihre Bewerbungen mit Schreiben an das Kulturministerium unterstützt. Darin ist beispielsweise zu lesen: „Der Universität Heidelberg muss alles daran gelegen sein, eine auf ihrem Spezialgebiet geradezu einmalige Kraft zu erhalten“ und „Zu der sachlichen Qualifikation kommt eine ausgezeichnete pädagogische Begabung.“ Seine Wertschätzung ging aber nicht soweit, dass er ihr als Frau die Habilitation ermöglichte, wie sie bedauernd im Verwandten- und Bekanntenkreis erzählte.

Knopf lehrte, nur unterbrochen durch einen einjährigen Studienaufenthalt in den USA, bis zu ihrer Pensionierung im Jahr 1974 am Anglistischen Seminar in Heidelberg – am Ende als Akademische Oberrätin, daneben hatte sie Lehraufträge in Saarbrücken und Mannheim. Darüber hinaus erwies sie sich als kompetente Schulbuchautorin im Bereich der Phonetik und war als brillante Übersetzerin gefragt. Ihre bekannteste Arbeit: Die Übersetzung des Filmdrehbuchs „Die zehn Gebote“. Knopf erlebte noch die Studentenrevolte 1968 und die folgende Radikalisierung eines Teils der Studentenschaft Anfang der 70er-Jahre. Doch das war nicht mehr ihre Welt. So schreibt ein Ehemaliger über diese Zeit: „Jeder Anglist musste sich mit Knopf einmal in seinem Studium beschäftigen. Das war’s aber schon, ich kenne niemanden, der sich damals für den Kurs groß engagiert hat.“ 1972 kam Knopf in ihren Heimatort zurück, frischte alte Freundschaften auf und widmete sich der Dialektforschung. Die umfangreiche Sammlung Dielheimer Dialektwörter, die Grundlage eines Buches werden sollte, ging leider mit ihrem Nachlass verloren. Sie starb 1996 im Alter von 85 Jahren und hat auf dem Dielheimer Friedhof ihre letzte Ruhestätte gefunden.

## Anmerkungen

- 1 Der nachfolgende Bericht stellt eine erweiterte Fassung des Artikels „Ich könnte Sie für Ihre Antwort umarmen“ in der RNZ vom 22.1.2021 dar.
- 2 Ausführliche Darstellung des Schicksals ihres Bruders Gottfried siehe „Strafkompanie wegen Regimekritik“ in der RNZ vom 5.5.2021.
- 3 Angaben zum Aufenthalt im Kloster und dem dazugehörenden Mädchenheim in Freiburg stammen aus dem Archiv des Franziskanerinnen-Klosters in Gengenbach.
- 4 Die Angaben zur Schulzeit am Hindenburggymnasium wurden vom Stadtarchiv Freiburg zur Verfügung gestellt.
- 5 Siehe Angaben aus der Personalakte der Universität London.
- 6 Siehe Promotionsakte des Universitätsarchivs Jena.
- 7 Aus den unveröffentlichten Memoiren von Alexander Ottmann.
- 8 Nachfolgende Ausführungen zu ihrer beruflichen Karriere siehe Personalakte des Universitätsarchivs Heidelberg.

## Neuerscheinung Herbst 2021



- ... eine Auswahl besonders schöner Weihnachtskrippen
- ... reich bebildert auf 148 Seiten
- ... Wissenswertes einfühlsam erzählt
- ... Karten, Öffnungszeiten, Adressen laden ein zu einer Reise durch die Pfalz

Fadenheftung, fester Einband  
22,- Euro  
ISBN 978-3-924566-94-4



KURPFÄLZISCHER VERLAG HEIDELBERG

Inh.: Claudia Rink  
Turnerstraße 141 • 69126 Heidelberg  
Tel.: 06221/314940 • [www.kurpfaelzischer-verlag.de](http://www.kurpfaelzischer-verlag.de)



Wolfgang Vater, Raimund Beisel

## 800 Jahre Ziegelhausen

Die erste urkundliche Erwähnung eines Gemeinwesens ist ein wichtiges Datum, doch es sagt nicht viel über die Lebensgrundlagen der Menschen von damals aus. In einer Rückschau fragen wir, was die Natur in einer bergigen, waldbestandenen Landschaft, durch die sich ein Fluss hindurchgegraben hat, den Menschen zum Leben bietet. Bodengegebenheiten, Klima und Bewuchs sind gewiss die natürlichen Voraussetzungen für menschliche Existenz, doch darf die menschliche Kreativität bei der Ressourcenerschließung nicht unterschätzt werden.

Die Ziegelhäuser Gegend war Teil der Urgemarkung Handschuhshheim. Diese umfasste das Gebiet an der Bergstraße südlich Dossenheims bis zum Neckar und ostwärts bis zu den Höhenzügen vor dem Steinachtal. Nach dem siebten Jahrhundert löste sich Neuenheim davon ab. Deren Gemarkung reichte den Neckar aufwärts bis zu dem noch nicht namentlich bekannten Ziegelhausen.

### Der Ton

Die reichen Tonvorkommen am alten Friedhof (Friedhofweg, Klingenweg) und am Hahnberg (östlich gelegener Südhang Ziegelhausens) mit gelber Tonerde und dem darunter liegenden blauen Letten wurden schon in römischer Zeit abgebaut und über 150 Jahre den Töpfereien des römischen Neuenheims und Ladenburgs zugeführt. Auf einem Acker unweit des Mosselsbrunnen (heute: Moselbrunnen) wurden Bruchstücke von Aschenurnen und Beigaben zu römischen Gräbern gefunden.

Um 850 stifteten zwei fränkische Freie aus Dossenheim, Escrilius und Heimricus, ihr Besitzrecht von zehn Huben im Steinbachtal, das damals wohl zur Urgemarkung Dossenheims gehörte, dem Kloster Lorsch.<sup>1</sup> Ob die Huben zu einer Ansiedlung gehörten, bleibt Spekulation, eine dörfliche Struktur im Steinbachtal ist bisher nicht nachgewiesen. Zu Beginn des zweiten Jahrtausends wurde im Steinachtal das Zisterzienserkloster Schönau gegründet (1142). Gegen 1220 erstanden die dortigen Mönche zwei Morgen Land am „Gihenge“ (steiler Hang), um am Fuße desselben ein Ziegelwerk (opus latericium) für die Erweiterung der Klosterbauten zu errichten (heute: Brahmshaus). In der lateinisch geschriebenen Schönauer Urkunde heißt es: „Zwei Morgen zur Errichtung eines Ziegelwerkes (opus latericium) vom Ritter Blicker von Steina (= Steinach). Dieser bekannte, dass er die gekauften Morgen Feld von dem Edelmann Gerhard von Schauenburg zu Lehen habe. Blicker bat seinen Lehensmann, er möge den mit den Schönauern geschlossenen Kaufvertrag billigen. Infolgedessen setzte Gerhard, dem Bittenden zustimmend, die Klosterbrüder förmlich in den Besitz der von ihnen gekauften Grundstücke unter Beifügung seines Siegels. Da er jene aber selbst vom Kloster Lorsch zu Lehen trug, so möge die Schönauer Kirche, nachdem sie auf rechtlicher Weise in seinen Besitz gelangt ist, es nach Belieben zu jeder Nutzung genießen.“<sup>2</sup>

De uinea uolcmari censu dante ad capellam sancti laurentii stuenheim.

**H**

Innoce scē iunctus. Sigehard' di grā Lauren-  
tis abbas. Motū sūt tam p'sent' quā futuris  
qd' Budda de hentsculheī. 7 Wolmar' uir-  
ei' cui uinea in banno uille stuenheim i' o-  
ficio mōtis hagenroderen posita quā anob'  
censualit' possederūt. Diboldo uenabili abbi  
conaugēsi 7 suo monastio. xxij. martis vac-  
ca 7 pellico uēdiderūt nob' eā i' cōsilio uil-  
lanoz de hentsculheim uita manu resignā-  
tes. Quā cōmunicato a frīb' nris cōsilio 7 accep-  
to cōsensu. ad eoz' petitiōē i' eodē cōsilio quo  
eā resignatā recepim'. Ib' eodē cōsilio q' illi frīb'  
bi laurenci de capella annu' p'soluerūt manu  
nra ad manu' abbis r'ustulm'. Censur autem  
stat m' l. duab' libris olei 7 xxx. denarijs. Et  
denarij eius r'imus dādi sūt. id ē. uij. sōus  
jan. xv. de annu'ario gerlaci p'positi. sō u'  
septē. r'oude de annu'ario q'arq' di abbis frē  
oleū sūt denarij partitū dabit' hys uidelicet

timms. Irathed' sū pet' xxvi. lib' 7 i' nantare  
sū solis bapre xxvi. lib'. Ad tñ oleū qm'  
ad annu'arioz' celebratiōē nō s'ptat' si die cō-  
stituto casu exhibitū n' fuit n' satisfctōi reos  
statuet' ul' negligēcie i' putabit'. Hanc autē  
paginā sigillo nro muniri de cōm' ut si  
ecclia conaugēsis aliqn' sup' hys impetita  
fuit. auctoritate r'eligionalis septi nri corā  
vniuers' nob' canonice succedētib'. Secura  
cōsistat 7 i' uicta. Adā sūt autē h' ano abicē-  
natiōē dñi. q' ē nonagesimo. viij. r'elibus  
ydoneis. q'arcolfo. Wñhero. bobone. Cun-  
rado. henrico. Bucrone. Bodescalo. Wñhe-  
ro. sculteto. Arnolde. Wichenādo. hartugo.  
q'arq' r'ido. occone. Btoldo. Wictamo. decano  
de stuhusen.

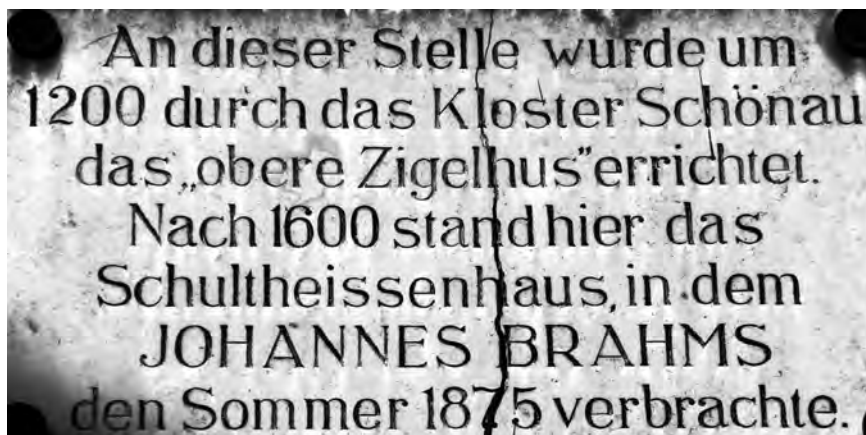
Compositō de dōmo latericū.

**B**

Cunrad' di grā abbas lauretis omībus  
i' ppetuū. Am' i' ualefctēte p'fona nra  
q' ē tua fides 7 eqtas deficit sup' tñ. tuo cōter-  
ac s'plē. cōsiliari uolētes oī r'ucela i' digēt 7 cau-  
tela. Hanc d' eqtatis nauigū sōb' r'ustulmū  
ēē remediū auctoritas septē. Quo tñ p'sen-  
tū auctoritate tam postis q' modis cupimus  
notū fore qd' cū di dilā frēs ouer'. Conaugie  
q'ruoz' iugēti t'raz. duo qd' sūt i' uilla stuenhei  
ad grā suā ubi aphādā r'el' q' duo tē monte  
bi henge 7 fluuū steckerū ad op' latericū apō

Schönauer Urkunde über das „Ziegelhaus“, Reproduktion aus Hoppe, wie Anm. 1, S. 32f. (Foto: Stadtteilverein Ziegelhausen und Peterstal e.V.)

Für den Brennvorgang verbrauchte das neu errichtete Ziegelwerk große Mengen Holz aus den umliegenden Wäldern. Das wiederum gefährdete die Rechte der Neuenheimer Bauern, die um ihr Allmendholz bangten. Sie zogen aus und zerstörten die Ziegelei vollständig. Daraufhin klagte das Kloster die Verursacher wegen Rechtsverachtung und eines entstandenen Schadens von dreißig Pfund Heller vor den Richtern des Papstes an. Der Schiedsspruch des Lorscher Abtes Konrad (1214–1229) datiert auf das Jahr 1220 und ist die erste urkundliche Erwähnung



Gedenktafel am sog. Brahmshaus, Kleingemünder Str. Nr. 41/43 (Foto: Dagmar Welker)

des „Ziegelhus“, dem späteren Ziegelhausen. Um diese Ziegelbrennerei bildete sich der Dorfkern.

In den folgenden Jahrhunderten wurde die Ziegelei der Familie Roscher oder Röscher<sup>3</sup> zum Erbbestand gegeben und blieb bis zur Aufhebung des Klosters Schönau im Jahre 1560 in deren Händen. Nach 1600 wurde auf diesem Areal das Schultheißenhaus, das spätere Brahmshaus, errichtet.

Zum Besitz des Benediktinerklosters Neuburg (gegr. 1130) gehörte ebenfalls eine Ziegelei, die im Gegensatz zu dem weiter oben am Neckar gelegenen „oberen Ziegelhus“ das „nydere Ziegelhus“<sup>4</sup> genannt wurde. Der Name des Erbbeständers war Hermann Harlaß, dessen Name auf das Gut überging und bis heute gebräuchlich ist (seit 1996 SAS Institut GmbH / In der Neckarhelle 162).

Das Korn aus den vom Kloster verpachteten Äckern (Langwiese) und anderen zinspflichtigen Gütern wurde in der 1417 am Neckarufer erbauten Zehntscheuer, das sogenannte „Schönauer Kornhaus“, gelagert. Das Gebäude wechselte oft die Besitzer. 1615 gelangte es in das Eigentum der Gemeinde, die es als Rat- und Schulhaus benutzte. Danach erfolgten weitere Besitzwechsel bis es 1675 an den Verwaltungsrenovator Daniel Wolff gelangte, der an das Gebäude ein Wohnhaus anbaute (später „Wirtschaft zum Schwanen“). 1707 pachtete die reformierte Gemeinde Ziegelhausen dieses schon marode und hochwassergefährdete „Wolffsgut“ und nutzte es als Pfarrhaus und Kirche. 1733 kauften die Reformierten den Gebäudekomplex, rissen ihn ab und errichteten eine Kirche (nach den Plänen des Werkmeisters Rischer) mit Pfarrhaus. 1973 veräußerte die nunmehrige evangelische Kirchengemeinde das Anwesen an den Textilunternehmer und Kunstmäzen Max Berg, der ein Textilmuseum einrichtete, das 2002 dem Kurpfälzischen Museum angegliedert wurde.

Die Gewinnung von Tonerde und deren Verarbeitung zu Ziegeln und Backsteinen gab den Ziegelhäusern lange Lohn und Brot. Das Ziegeleigewerbe verlagerte sich allmählich näher an die Tongruben. Eine hochgelegene Ziegelhütte befand sich auf dem ehemaligen Ziegelhütter Weg (heute Friedhofweg 9). Bevor die Dampfziegelei Kühnert und Cie. 1872 auf dem Ziegelplatz (zwischen Brahms-

straße und ehemaliger Heinrich-Stoeß-Straße) einen Ringofen aufstellte, wurden auf dem Platz des Schulhauses die sogenannten „Feldbrandbacksteine“, die zur Füllung von Riegelwänden beim Fachwerkbau Verwendung fanden, hergestellt. Mit der Kühnertschen Dampfziegelei endete 1914 das für Ziegelhausen namensgebende Gewerbe.

Bis ins 15. Jahrhundert stand in der unmittelbaren Nähe des „oberen ziegelhus“ das sogenannte „heiligen heüsel“. Da die katholische Gemeinde mittlerweile auf 400 Seelen angewachsen war, wurde 1742 nach Erlaubnis des Kurfürsten Karl Philipp die dem heiligen Karl Borromäus geweihte Kirche eingeweiht. Zwei Jahre später wurde sie dem heiligen Laurentius gewidmet. Nach dem Verkauf der Kirche an einen Privatmann wurde 1997 mit der St. Teresa-Kirche das neue katholische Pfarrzentrum St. Laurentius, Mühlweg 11, komplettiert.

## Die Mühlen

Der Wasserreichtum Ziegelhausens und Peterstals mit dem Steinbach, Mausbach, Bärenbach und den vielen kleinen Wasserläufen und Quellen kam den insgesamt 14 bezeugten Mühlen einschließlich deren Wiederaufbau zugute. Die erste im Weistum von Handschuhshaus 1399 genannte Mühle ist die „walkemulne zu Nuenburg“, die Stiftsmühle, das spätere Hotel-Restaurant. Die untere Pulvermühle, um uns auf drei zu beschränken, lieferte der Kurpfalz das für ihre Kriege notwendige Schießpulver. Bei dessen Herstellung wurden Holzkohle, Salpeter und Schwefel gemahlen, das Gemisch durch mächtige Stempel zerstampft, anschließend im Kernhaus gekernt und danach im Dörrhaus getrocknet. Das bedeutete Arbeit und Brot für viele Dorfbewohner\*innen. Im Wald musste das damals reichlich vorhandene Weichholz wie Pfaffenhütchen, Haselnussstauden, Hornstrauch und Faulbaum geschlagen und verkohlt werden. Aus den herrschaftlichen Salpeterwerken in Käfertal wurde der Salpeter und aus dem Vitriolbergwerk im Schießheimer Tal der Schwefel mit Fuhrwerken herbeigeschafft. Der Transport des fertigen Schwarzpulvers geschah auf Neckarschiffen mit einer hochgezogenen schwarzen Flagge als Zeichen der Explosionsgefahr. Manche Wirtschaften in Schlierbach, Neuenheim und Heidelberg trugen die Namen „Zum schwarzen Schiff“ (in der Heidelberger Schiffgasse, heute: Backmulde).

Bei einer Explosion 1740 erlag der Pulvermacher Johann Wilhelm Rödiger seinen Verletzungen. 1753/54 explodierte die Pulvermühle fünfmal, weil der Müller die Arbeit durch des Pulvermachers unkundige Leute, die sonst in den Steinbrüchen Steine brachen und behauten, verrichten ließ. Die untere Pulvermühle war bis 1806 in Betrieb. Die großherzoglich badische Regierung veräußerte sie 1810 an den Rotgerber Peter Friedrich Werle, der eine Papiermühle einrichtete und später in ein Hammerwerk umgestaltete. 1823 übernahm Heinrich Jakob Correll den Betrieb in Erbbestand. Ihm folgte sein Sohn Johann und dessen Sohn Friedrich stellte bis 1928 hauptsächlich Beile und Hacken her. Nach dessen Tod wurden die Hammerwerke herausgerissen und in eine Kettenschmiede umgewandelt. Auf dem Gelände, Mühlweg 10, steht das heutige evangelische Kirchenzentrum (Matthäusgemeinde, vormals Versöhnungsgemeinde Ziegelhausen und Berggemeinde Schlierbach).

Die Papiermühle, die spätere „obere Pulvermühle“, unterhalb des Fürstendamms, bestand bis zu Beginn des Dreißigjährigen Kriegs. Sie hatte „Zweye unterschiedliche gängen“, womit Papier mit dem Pfälzer Wappen als Wasserzeichen für die kurfürstliche Hofkanzlei hergestellt wurde. Kurpfalz hatte für das Papier ein Vorkaufsrecht zum Preis von „das Rieß (= 480 Bogen) zwee Batzen näher als es sonsten kaufflich begeben.“<sup>5</sup> Die Pächter der herrschaftlichen Mühle genossen die Freiheit des Einsammelns der notwendigen Leinenlumpen im Lande. Das Papier musste ab 1616 auch in der Mühle selbst geleimt werden, damit „den Fisch in den Deichen [Fürstenweiher, WV] daselbsten der abgang von dem Leimen, ahn Ihrer waidt und nahrung Zum Besten komme.“<sup>6</sup> Die Mühle wurde im Dreißigjährigen Krieg wie viele andere ein Opfer der Flammen. Nach dem Wiederaufbau stellten die obere wie die untere Mühle Schwarzpulver her.

### Die Wäsche

Etwa in der Mitte des 19. Jahrhunderts kam ein neuer Broterwerb hinzu. Das in Fülle vorhandene kalkfreie, weiche Wasser eignete sich zum Bleichen von gewaschenem Rohleinen. Vom Bleichen bis zum lohnmäßigen Waschen und Nachbehandeln der Wäsche war es nur ein kleiner Schritt, zumal in den umliegenden Städten Heidelberg und Mannheim die wachsende Bevölkerung immer wohlhabender wurde und die Zahl der Krankenanstalten und Hotels sich vermehrte. Allwöchentlich sammelten die Peterstaler und Ziegelhäuser in den Städten die Schmutzwäsche mit Pferdefuhrwerken ein. Die Frauen wuschen sie in ihren Waschhäusern und verteilten die saubere Wäsche mit Handkarren, die an jeweils festgelegten Plätzen untergestellt waren, oder sie trugen sie im Bündel auf dem Kopf von Haus zu Haus gehend.



Bleichen der Wäsche mit der Gießkanne (Foto: A. Buhl, aus: Geschdan un hoid, wie Anm. 14, S. 99)



Eine Zahlenangabe möge die Bedeutung des Wäschereigewerbes für Ziegelhausen und Peterstal unterstreichen. Die Anzahl der Waschbetriebe betrug:

1882	72
1895	121
1900	180
1939	230
1946	100
1968	9

Bis zum Zweiten Weltkrieg nahm die Anzahl ständig zu, danach kamen die elektrischen Waschmaschinen auf, so dass sich für kleine Hausbetriebe die Arbeit nicht mehr lohnte. Dafür verwandelten sich einige Wäschereien zu leistungsfähigen Großbetrieben. Im Jubiläumsjahr 2020 existierte keine Wäscherei mehr.

Heute halten der Wäscherinnenbrunnen im Ebertpark, der Bleelumbrunnen im Innenhof des Gasthauses „Zum Schwarzen Lamm“, der Wäscherinntanz und das Wäschereizimmer im Verkehrsamt das Vermächtnis an das namengebende Wäschereigewerbe fest. Schön wäre es, wenn auch eine Straße nach ihm benannt würde.

## Der Stein

Der Abbau des mittleren Buntsandsteins stellte das Baumaterial über Jahrhunderte, nicht nur für den eigenen Hausbau, sondern für die gesamte Umgebung. 1593 lieferten „Michel Frey und Jacob Braun, steinmetzen zum Ziegelhaus 2 steinsäulen für das hochgericht zue Schriesheim“.<sup>7</sup> 1602 erhielt Steinmetz Andreas Schilling Lohn „vor 30 gehauene Steinen zu dem Gelenter oder schranken über der Neckarbrücken in Heydelberg, zu hauen, herabführen und zu setzen“.<sup>8</sup> Beim Wiederaufbau nach 1700 hatten die Steinbrucharbeiter alle Hände voll zu tun. An den barocken Bauwerken in Heidelberg und Mannheim klebt heute noch der Schweiß der Ziegelhäuser und Peterstaler Steinhauer und Steinbrecher. Nach 1900 erlosch das kräftezehrende und lungenverderbende Gewerbe.

Oberhalb des Gasthauses „Zur Grenze“ reicht Porphyrgestein, das auf einen Vulkanausbruch vor rund 290 Millionen Jahren zurückzuführen ist, bis an die Peterstaler bzw. Wilhelmsfelder Straße heran. Vom 19. Jahrhundert bis 1930 wurde der dort gebrochene Stein zu Straßenschotter verarbeitet.

1893 trieben die Röchling Stahlwerke/Völklingen im Mausbachtal einen 460 Meter langen Stollen in den Berg, um Manganerz zu fördern. Da die Ausbeute gering war, wurde 1896 die Förderung eingestellt.

## Das Holz

Bis 1800 war der Wald reiner Laubwald (Buchen, Eichen). Erstere gaben Brennholz, letztere lieferten das Bauholz, das sogenannte „Holländerholz“. So benannt, weil es für den Schiffbau in den Niederlanden diente (s. Hotel „Holländer Hof“ Heidelberg).

Die Bergkuppen waren früher mit niederem Gestrüpp (Eichenschälwald, Hasel) und Gras bewachsen. Sie dienten als Viehweide. Viele Flurnamen weisen auf diese Nutzung hin: Pferchel, Saustall, Suhl, Küruhe, Ochsenlager, Geigersheide, Haidebuckel, Haad. Zum anderen wurde Holz zu Asche verbrannt und aus dieser durch Auslaugen und Eindampfen die für die Glasherstellung notwendige Pottasche ge-



wonnen. Schon gegen 1400 stand ein Pottascheschmelzofen unterhalb des Zusammenflusses der beiden Steinbachquellflüsse (heute: Zimmergeschäft Maisch). Aus einer Urkunde erfahren wir von fünf Personen aus Lamprecht, dass sie

„huben an zu brennen, das wes dru vnd dryßig Jare, am nale in und zwischen den zweyen Steynbechen, alda stet auch noch die Ofenstat des Smelzofens. Wir branten auch biß an die Wolffsgruben (Geigersheide) vnd gein der Angelgruben (Angelhof nördlich von Wilhelmsfeld), den Hunrebergk (Hinterberg südlich Wilhelmsfeld), in den gebirgen by Schonaw uffen und vßen biß naher Heiligen Crutzensteynach und branten auch die nuhel (Hügel) vnd berge von der Darsbach (Hirschgasse) vnd dem Neckar ane biß gein Nuwenberg (Neuburg) vnd das gebirg uff und vß vnd das brennen werte funff ganz jare vnd me“.<sup>9</sup>

## Das Glas

Peterstal hatte außer ein paar spärlichen Wiesen und noch weniger Äckern nur Wald um sich herum. 1710 erhielt der Glasmachermeister Johann Peter Wenzel aus Isenburg im Hessischen<sup>10</sup> von der Kurfürstlichen Hofkammer die Genehmigung, eine Glashütte zu errichten (heute: Apartmenthaus „Zum Löwen“). Zudem wurde Wenzel ein Waldgebiet, in dem er das für die Erhitzung der Schmelzöfen benötigte Holz fällen durfte, zugeteilt. Dabei trieb er Raubbau, so dass es zum Streit kam und die Glashütte wieder aufgegeben wurde. Die Not im Dorf wurde immer größer bis einige Peterstaler Frauen auf die Idee kamen, für die Städter die Wäsche zu waschen. Manchmal wurde die Wäscherei im Dorf so eifrig betrieben, dass der Pfarrer klagte: „Die Beschäftigung mit Waschen und Bleichen vermindert die Zahl der Kirchgänger, da sie viele wegen dem Waschen vom Kirchbesuche abhält.“<sup>11</sup>

## Vom Dorf zum Stadtteil

Über viele Jahrhunderte wollten die Klagen über das „geringe Dörfflein“ nicht verstummen. 1612 beklagte der Anwaltschultheiß den Zustand: Ziegelhausen sei

„eine gemeine, Arm, nichts einkommend, vnd nicht von Wies oder Ackerbaw sich zu ernehren, sondern mit harter Arbeit steinbrechen Vnd holzhauen der mehrere Theil sich vortbringt.“<sup>12</sup>

Erst das aufblühende Wäschereigewerbe zu Beginn des 20. Jahrhunderts sorgte für einen gewissen Wohlstand.

Ende des 19. Jahrhunderts erfolgte eine beschränkte Arbeitsplätze schaffende Industrialisierung. 1888 entstand am Fuß des Bärenbachtals aus einer Mühle die Gelatinefabrik Heinrich Stoeß, 1930 verlegte die Firma ihre Produktion nach Eberbach.<sup>13</sup> Die Folgebetriebe (Getreide- und Futtermittelager, Fallschirmfabrik Richard Kohnke, Schokoladenfabrik Franz Haaf, Künstlerateliers) fanden durch die Umwandlung des Geländes in den Wohnpark „Das kleine Dorf“ ein Ende.

Aus der im Mündungstrichter des Mausbachs gelegenen Stiftsmühle, später Gasthof/Hotel, entstand mit dem Bau der Umgehungsstraße in den 1970er-Jahren entlang des Neckars ebenfalls eine Wohnanlage.

Im mittleren Steinbachtal stellte die Bürstenfabrik Wißler Bürsten her. Zwischen der heutigen Kleingemünder Straße Ost und der Brahmstraße hatte sich die Dampfziegelei Kühnert und Cie. etabliert. In Ermangelung einer Neckarbrücke konnten die Produkte der vorgenannten Firmen nur mit Fähren über den Neckar zum Schlierbacher Bahnhof gebracht werden. Auf Anregung der Ziegelei Kühnert fertigte der Großherzogliche Oberingenieur Friedrich Stolz 1897 den Entwurf einer Neckarbrücke an. Die zweite Kammer des badischen Landtags zeigte sich jedoch unentschlossen, auch Bittschriften aus den Jahren 1909 und 1910 brachten keinen Erfolg. Erst nachdem die Kostenfrage 1913 geklärt war, wurde mit dem Bau begonnen. Am 22. März 1914 erfolgte die Einweihung der Neckarbrücke. Leider hatte das harmonisch wirkende Bauwerk nur eine Lebensdauer von 31 Jahren. Am 29. März 1945, als amerikanische Panzer kurz vor der Brücke standen, wurde eine Sprengung ausgelöst. Die heutige Nachfolgebrücke konnte am 12. Dezember 1954 dem Verkehr übergeben werden.

Als weitere Erwerbsquelle kam der einsetzende Fremdenverkehr hinzu. Ziegelhausen und Peterstal hatten reichlich frische Luft, ausgebaute Waldwege und den ganztägigen Sonnenschein zu bieten. Die Nähe zur Stadt und die neuen Verkehrsmittel (Bahnhof Schlierbach – der Streckenabschnitt Heidelberg – Neckargemünd entstand 1862 als Bestandteil der Badischen Odenwaldbahn, Kraftpostlinie Heidelberg – Wilhelmsfeld 1927 in Betrieb genommen) machten das Reisen in die Sommerfrische für die privilegierten gesellschaftlichen Gruppen komfortabler. Durch Ausgestaltung und Verschönerung des Dorfes und seiner Umgebung wurde dem neuen Trend Rechnung getragen. Am 1. Januar 1893 gründeten einige Bürger einen Verkehrs- und Verschönerungsverein. Bänke wurden aufgestellt und die Wege ausgebessert. Der Fremdenverkehr wurde zu einem wichtigen Modernisierungsfaktor in den jeweiligen Gemeinden.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde diese Urlaubsform auch für das vermögende Bürgertum und für die aufsteigenden sozialen Gruppen der Beamten und Angestellten möglich. Die Nationalsozialisten verstaatlichten alle Fremdenverkehrsvereine und setzten ihre Freizeitorganisation „Kraft durch Freude“ (KdF) dagegen. Pauschalreisen kamen auf. Der Zweite Weltkrieg bedeutete für den Fremdenverkehr einen starken Einbruch, von dem er sich erst in den 1950er Jahren erholte.

So wandelten sich in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg Ziegelhausen und Peterstal, das 1936 nach Ziegelhausen eingemeindet worden war, vom Arbeiter\*innenwohnort zum gehobenen Luftkurort. Die waldbestandenen Hänge wurden gerodet, neue Straßen und neue Wohngebiete entstanden und der Wohlstand mehrte sich. Am 1. Januar 1975 endete die Selbstständigkeit Ziegelhausens/Peterstals – sie wurden Stadtteil.

## **Das Jubiläum 2020**

Das 800-jährige Jubiläum Ziegelhausens sollte mit Würde, Freude und Frohsinn gefeiert werden und den Bürgerinnen und Bürgern lange in Erinnerung bleiben. Die Pandemie setzte den Rotstift an. Drei Jahre zuvor fingen schon die ersten Überlegungen an. Es wurde debattiert, gerungen und geplant. Einigen war noch

die fast nicht zu übertreffende 750-Jahr-Feier im Gedächtnis, daher sollte das neue Jubiläum keine Kopie der alten sein, zumal wir zum Stadtteil geworden waren und nunmehr andere Voraussetzungen vorliegen.

Für den Mai wurden ein Festwochenende und sonst über das Jahr verstreut Einzelaktionen vorbereitet. Am 10. Mai sollte Amelie Blomberg im historischen Gewand einer Wäscherin Interessierte zu den Plätzen führen, die noch auf das Wäschereigewerbe hinweisen, zudem wollte sie bei Dunkelheit auf dem Büchsenacker den Teilnehmenden die Lichtverschmutzung ins Bewusstsein rufen.

Der beliebte und angereicherte Sommertagszug sollte am 10. Mai von den Bushallen (Mohr Reisen GmbH) bis zum „Kucheblech“ zum großen Festzug werden. Vierundzwanzig Vereine, neun Musikzüge hatten ihre Teilnahme zugesagt. Voraus sollte eine Oldtimerparade die Herzen höherschlagen lassen. Sämtliche Weinköniginnen aus der Region konnten für den Festzug gewonnen werden. Auf dem „Kucheblech“ sollte bei Musik und Tanz und mit kulinarischen Genüssen einer der Höhepunkte geschaffen werden. Akribisch war der Festabend am 22. Mai in der Steinbachhalle vorbereitet worden. Die Honorator\*innen, die Geladenen und die Gäste sollten von der Schützengesellschaft mit Böllerschüssen begrüßt werden. Der Fanfarenzug der Ziegelhäuser Karnevalgesellschaft, die „Stobachgoigler“ und die ZKG-Kapelle wollten Stimmung und Frohsinn verbreiten. Nicht zu vergessen die Gesangsvereine mit der Europa-Hymne, die Travestiekünstlerin Viola Varell und das Pfälzer Duo „Spitz & Stumpf“ mit ihrem Theater-Comedy-Kabarett. Der Pandemie geschuldet, musste alles abgesagt werden.

Die ausgefallene „Bleelumbekerwe“ schmerzte sehr und so manche Kerweschlumpelträne wurde vergossen. Auch trauerten die Sportbegeisterten der Handball-Ortsmeisterschaft und dem „Tag des Sports“ im Herbst nach. Selbst das Wohltätigkeitskonzert, das die ZKG gemeinsam mit allen Ziegelhäuser Bands wie „Die Sicherheit“, die „Bachkapelle“ und die bekannte Band „HaDieDo“ veranstalten wollte, und eine Ausstellung „Ziegelhausen und Peterstal auf alten Ansichtskarten“ im Heimatmuseum durch Wolfgang Vater fiel ins Wasser, ebenso manche nicht geplante Zu- und Dreingabe. Bedauerlicherweise mussten auch die beiden historischen Fahrten mit Thomas Seiler am Steuer zum Keltenmuseum in Herxheim und zum Westwall-Museum in der Pfalz ausfallen. Trotz alledem ist daran gedacht, nach der Pandemie ein „Bürger\*innenfest“ auf die Beine zu stellen.

Es gab auch Lichtblicke. Mitten auf der Will-Sohl-Anlage auf dem „Köpfel“ pflanzten Oberbürgermeister Eckart Würzner und Stadtteilvereinsvorsitzender Raimund Beisel eine Himalaja-Zeder als Jubiläumsbaum. „Natürlich Heidelberg“ stellte in Kooperation mit dem Stadtteilverein vorbereitete Hinweistafeln am Porphyrsteinbruch in der Wilhemsfelder Straße und bei den Maulbeerbäumen am Ebertplatz auf. Schon vor dem eigentlichen Jubiläumstermin erschien „Ziegelhausen – Eine philatelistische Stempel-Reise“ von Klaus Knorr (Selbstverlag). Darin werden die Poststempel, die in Ziegelhausen im Laufe der letzten eineinhalb Jahrhunderte bis heute verwendet wurden, gezeigt und beschrieben – eine andere Art von Heimatkunde.

Eingedenk, dass sich in 100 Jahren Mannigfaches geändert hat und das Ursprüngliche, Anfängliche des Dorfes aus dem Blickfeld und dem Sinn zu entschwinden droht, entstand der Bildband „Geschdan un hoid – in alten und neuen



Titelseite des Fotobandes *Geschdan un hoid* – in alten und neuen Bildern, wie Anm. 14

Bildern<sup>14</sup>, in dem Fotos von einst und jetzt gegenübergestellt werden. So viel wie möglich wurden die Bürgerinnen und Bürger mit einbezogen. So Manche kramten in alten Alben oder präsentierten ein verlorengesamtes Schriftstück. Der Bildband soll den Leser\*innen und Betrachter\*innen Spaß und Freude bereiten und zum Miteinandersprechen anregen. Die im Anhang beigefügte chronologische Ortsgeschichte in Listenform dient zum schnellen Orientieren.

Das Cover des Bildbandes ziert das Ortssiegel aus dem Jahre 1742, wobei die Jahreszahl weggelassen wurde, um Irritationen mit dem Datum der Erstnennung zu vermeiden. Früher zählte Ziegelhausen zu Neuenheim und unterstand dessen Ortsgericht. Der Drang zur Selbst- und Eigenständigkeit wurde immer stärker. Im 18. Jahrhundert löste sich Ziegelhausen von der Muttergemeinde Neuenheim. Anfangs beurkundeten die Ortsvorsteher die Schriftstücke mit ihrem persönlichen Wappen. 1742 legte sich die Gemeinde ein Ortssiegel zu. Ziegelhausen war nunmehr eine eigenständige Gemeinde geworden. 1803, in badischer Zeit, sollte Peterstal an die Gemeinde angeschlossen werden, doch erst 1936 fand die Eingemeindung statt.

Das Dorfswappen, das im Siegel integriert ist, zählt zu den redenden Wappen (Ziegel-Haus). Es zeigt einen aufrechtstehenden Biberschwanz über einem Haus mit zwei Türen und zwei Rundfenstern. Im Originalwappen stehen ein rotes Haus mit roten Ziegeln auf silbernem Grund. Das Siegel war für Verwaltungssachen bis 1840 in Gebrauch, in abgewandelter Form bis zur Eingemeindung 1975.

Bei genauem Hinsehen sind auf der Umschlagseite die Ziegelhäuser Ortsfarben zu erkennen: Weiß wie die Wäsche, rot wie die Ziegel und grün wie die Wiese. Obwohl das 800-jährige Jubiläum für Ziegelhausen galt, war es selbstverständlich, dass Peterstal mit einbezogen wurde.



Oberbürgermeister Eckart Würzner und Stadtteilvereinsvorsitzender Raimund Beisel mit der neugepflanzten Zeder (Foto: Dagmar Welker)

Das Layout des Bildbandes wurde von Charlotte Schmitt, Copyshop, und Frau Dr. Scherer, Leiterin des Textilmuseums, in dankenswerter Weise übernommen. Für Bild und Wort waren Wolfgang Vater, Thomas Seiler und Dagmar Welker verantwortlich.

Der Bildband hat den Nerv der Bürgerinnen und Bürger getroffen. Wenn die Leute sich auf der Straße erzählen, dass sie abends rund um den Küchentisch sitzen, im Bildband blättern, in Erinnerungen schwelgen und staunen, wie sich vieles verändert hat, dann können sie das ausgefallene Jubiläum jeden Tag zuhause neu feiern. „Do, gug emol do, so hot des domols in de Neckahell ausgesehe! Weesch noch, drewe im Schopfe? Schä wars! Und hoid?“

Und heute ist es auch schön!

## Anmerkungen

- 1 Vgl. Codex Laureshamensis, Fol. 51, Sp. 2, zit. nach Reinhard Hoppe: 750 Jahre Ziegelhausen – 1220 bis 1970, Heidelberg 1970, S. 31.
- 2 GLA 67/1302 fol. 44r, zit. nach Hoppe (wie Anm. 1), S. 31.
- 3 Vgl. Karl Christ: Chronik von Ziegelhausen und dem Centwald, Heidelberg 1923, S. 5.
- 4 Vgl. GLA 43/49a, Weistum von Handschuhsheim von 1399, zit. nach Hoppe (wie Anm. 1), S. 32.
- 5 GLA 229/118 206, zit. nach Hoppe (wie Anm. 1), S. 89.
- 6 Ebd.
- 7 GLA Berain 7761 S. 393, zit. nach Hoppe (wie Anm. 1), S. 188.
- 8 Heidelberger Geschichtsblätter, Historische Monatsschrift für Heidelberg, Odenwald, Bergstraße und Bauland, hg. von Waldemar Hoenninger und Fritz Schulze, 1914, S. 116, zit. nach Hoppe (wie Anm. 1), S. 188.
- 9 GLA Urkunde 43/6 Gen. vom 9. Sept 1432, zit. nach Hoppe (wie Anm. 1), S. 138.
- 10 Vgl. Karl Christ: Heimatkunde von Ziegelhausen bei Heidelberg und der Bergsträßer Allmendwald, Heidelberg, 1925, S. 25f.
- 11 GLA 229/82 960, zit. nach Hoppe (wie Anm. 1), S. 189.
- 12 GLA 229/118 255, zit. nach Hoppe (wie Anm. 1), S. 182.
- 13 Vgl. Die Gemeinde Ziegelhausen, S. 1068, Sonderdruck aus: Die Stadt- und die Landkreise Heidelberg und Mannheim: Amtliche Kreisbeschreibung. Band 3: Die Stadt Heidelberg und die Gemeinden des Landkreises Heidelberg, hg. von der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg in Verbindung mit den Städten und den Landkreisen Heidelberg und Mannheim, Karlsruhe 1968.
- 14 Geschdan un hoid – in alten und neuen Bildern, hg. v. Stadtteilverein Ziegelhausen und Peterstal e.V., Heidelberg 2020.

## Neuerscheinung Sommer 2021



### Heiner Grombein Grillen

Gedichte

106 Seiten, Klappbroschur  
11 × 19 cm  
14,- Euro  
ISBN 978-3-924566-95-1

STARTING WITH SIMPLE THINGS. Darf ein Band mit deutschen Gedichten mit einer englischen Titelüberschrift beginnen? Heiner Grombein erlaubt sich diese Grille. Denn grillenhaft ist sein Gedichtband, in dem es in sehr verschiedenen Tönen zirpt. Die Texte entstanden nicht zuletzt aus der Begegnung mit der Dichtung anderer Sprachen, so etwa der altgriechischen, der römischen und der italienischen Poesie.

So begeben sich die „Grillen“ auf eine Reise. Sie starten bei Alltagsgegenständen wie Heizkörperbürsten, fliegen in die unendlichen Weiten des Alls. Hier und da verweilen die Gedichte bei kleinen Stilübungen. Dann wieder fliehen sie – im Sinne eines kritischen Eskapismus – in Traumwelten, streifen die Grenze der menschlichen Existenz und landen schließlich unernst hinter der Natur.



KURPFÄLZISCHER VERLAG HEIDELBERG

Inh.: Claudia Rink  
Turnerstraße 141 • 69126 Heidelberg  
Tel.: 06221/314940 • [www.kurpfaelzischer-verlag.de](http://www.kurpfaelzischer-verlag.de)



Fabienne Bitz, Jakob Bauer, Tim Schinschick

## 100 Jahre Pfaffengrund. Das public history Projekt „Pfaffengrund 1920“

Heidelbergs historisches Stadtbild, das von den Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs weitgehend verschont wurde, lockt jedes Jahr Millionen Besucher\*innen an. Die Stadt ist durch ihre historischen Gebäude nicht nur malerisch schön; anhand der Gebäude können Besucher\*innen auch Einblicke in die wechselvolle und spannende Stadtgeschichte Heidelbergs nehmen. Diese Faszination für das historische Stadtbild und die Geschichte Heidelbergs zeigt sich nicht zuletzt an dem großen Interesse an geführten Stadttouren, die sich vor der Corona-Pandemie einer stetig größer werdenden Beliebtheit erfreuten.

Umso erstaunlicher ist es, dass Heidelberg bis dato kaum digitale Angebote entwickelt hat, damit Besucher\*innen die Stadt und ihre Geschichte auf eigene Faust erkunden können. Andere Städte haben den digitalen Raum längst als „Erweiterung“ des Stadtraums entdeckt, um darin ihre Geschichte zu erzählen. So hat beispielsweise das Landesamt für Denkmalpflege in Bremen bereits 2006 über 150 QR-Codes in der Stadt verteilt, die Interessierten per Smartphone auf Webseiten leitet, auf denen sie sich in kurzen Texten über die Bremer (Bau-)Geschichte informieren können.<sup>1</sup>

Wie ließe sich Heidelberger Stadtgeschichte mithilfe digitaler Technik so erzählen, dass Einwohner\*innen und Besucher\*innen sie in einem Stadtspaziergang selbst erkunden können? Dieser Frage wollten wir, drei Geschichtsstudierende an der Universität Heidelberg, nachgehen. Gefördert von der Stadt-Heidelberg-Stiftung arbeiteten wir im Frühjahr und Sommer 2020 an dem Projekt, einen digital unterstützten „Spaziergang durch die Stadtgeschichte“ zu entwickeln. Mit diesem Werkstattbericht möchten wir über die Umsetzung dieses Projekts informieren.

### Entstehung von „Pfaffengrund 1920“

Am Beginn jedes geschichtswissenschaftlichen Projekts stehen Eingrenzungen. Die Stadt Heidelberg ist (mittel-)groß, ihre Geschichte reicht bis in das Mittelalter zurück – ein kaum zu überschauender Bestand an Stadtgeschichte(n) für drei Historiker\*innen. Nach reiflicher Überlegung zur zeitlichen und räumlichen Eingrenzung gab ein Jubiläum den Ausschlag: Am 12. September 2020 feierte der Stadtteil Pfaffengrund seinen 100. Geburtstag. Die Gründung Pfaffengrunds ist Teil der „Expansion“ Heidelbergs in den 1920er-Jahren – und damit ein vielversprechender Gegenstand, um die Entstehung des heutigen Heidelbergs zu verstehen. So war im Frühjahr 2020 das Projekt „Pfaffengrund 1920“ geboren: Wir nahmen uns vor, bis zum Jubiläumstag am 12. September 2020 einen digitalen Spaziergang durch die Gründerzeit des Heidelberger Stadtteils zu entwickeln.

Die Gründung des Pfaffengrunds im Jahr 1920 ist ein bislang wenig beachtetes, aber spannendes Stück Heidelberger Geschichte. Weil die Neckarstadt nach dem Ersten Weltkrieg viele Kriegsheimkehrer und Geflüchtete aufnahm, standen



Die Einwohner\*innen des Pfaffengrund feiern am 12. September 1920 die Einweihung ihrer Siedlung. (Quelle: Baugenossenschaft Neu-Heidelberg)

alsbald nicht mehr genug Unterkünfte bereit. Der Pfaffengrund sollte die Wohnungsnot lindern. Besonders Arbeiter\*innen aus dem nahe gelegenen Industriegebiet sollten hier unterkommen. Deshalb gestalteten die Planenden die Entwürfe für den Pfaffengrund nach Ideen der Lebensreform: Eine Kombination von urbanen und ländlichen Elementen sollte die prekären Lebensverhältnisse der Arbeiter\*innen verbessern. Aus Not geboren, sollte so im Heidelberger Westen eine neue städtische Lebensform ausprobiert werden.

Wer waren die Gründer\*innen und ersten Bewohner\*innen des Pfaffengrunds? Was waren ihre Nöte und Träume? Wie diskutierten und organisierten sie ihr Zusammenleben? Mit diesen Fragen begaben wir uns in das Stadtarchiv Heidelberg, zur Baugenossenschaft Neu-Heidelberg (die den Pfaffengrund federführend mit aufgebaut hat) – und natürlich in den Pfaffengrund selbst.

### **Auf Quellensuche**

Unser erster Besuch im Stadtarchiv Heidelberg verschaffte uns mehr Klarheit darüber, welche historischen Besonderheiten des Pfaffengrunds wir in unserem Projekt aufgreifen wollten. Wir fanden in den Akten der Polizei Heidelberg interessante Geschichten zu Beschwerden der Einheimischen übereinander oder auch zu den strengen Vorstellungen der Baugenossenschaft, wer nun wo wohnen dürfe. Diese lebensgeschichtlichen Einblicke in den Alltag der damaligen Bewohner\*innen und Siedler\*innen war genau das, wonach wir gesucht hatten, um die Gründungsgeschichte anschaulich erzählen zu können.

Neben den Akten der Stadtverwaltung Heidelberg waren die Pläne der Baugenossenschaft Neu-Heidelberg für den Pfaffengrund unter Leitung von Baurat Ludwig Schmieder von zentraler Bedeutung für die Rekonstruktion der Aufbauphase.

Gemeinsam mit den Zeitungsartikeln der 1920er-Jahre konnten wir so die unterschiedlichen Bauphasen rekonstruieren und mit den Meldungen aus den städtischen Akten zusammenbringen. Die Eigenleistung der Siedler\*innen, ihren neuen Lebensmittelpunkt mit aufzubauen, wurde dadurch deutlich sichtbar. Besonders interessant sind aber auch die Fälle, bei denen die viel beschworene Solidarität zwischen den Genoss\*innen einmal fehlte. (Vgl. Beispiel-Kapitel aus dem virtuellen Spaziergang durch die Geschichte des Pfaffengrunds, Station 7: Die Kneipe.)

Darüber hinaus fanden wir die Jubiläumsschriften der Baugenossenschaft Neu-Heidelberg und der AOK. Aus diesen Werken konnten wir nach Absprache mit den Rechthebesitzer\*innen weitere Quellen und Fotografien entnehmen.

## **Technische Umsetzung und Storytelling**

Unser Projekt soll Besucher\*innen des Pfaffengrunds ermöglichen, die Geschichte des Stadtteils vor Ort zu entdecken. Das hatte zwei Konsequenzen für die Umsetzung: Das Projekt sollte erstens möglichst jederzeit und zweitens ohne Aufwand zugänglich sein.

Deshalb entschieden wir uns schon früh, unsere Recherche in Form einer interaktiven Website zu veröffentlichen, für die nichts weiter als ein Smartphone mit einem lauffähigen Browser erforderlich ist. Als technische Plattform wählten wir, um den Aufwand in Grenzen zu halten, das Content-Management-System Wordpress, das kostenfrei zu beziehen und einfach zu bedienen und anzupassen ist.

Die Nutzerführung gestalteten wir über eine zentrale, von uns programmierte Karte: So konnten unsere Besucher\*innen sich einerseits unmittelbar im Pfaffengrund orientieren und bekamen gleichzeitig einen schnellen Überblick über die insgesamt neun Stationen unseres „Spaziergangs“ und die von uns (vorgeschlagene) Reihenfolge.

Die eigentlichen Inhalte der neun Stationen und ihre Auswahl entwickelten wir nach der Recherchephase anhand des im Stadtarchiv gefundenen Materials. Wichtig war uns dabei, zu jeder Station einen einzelnen konkreten Fall oder eine Quelle zu haben, anhand derer wir ein größeres Problem oder Phänomen in der Gründungsgeschichte des Pfaffengrunds erzählen konnten.

## **Beispiel-Kapitel aus dem virtuellen Spaziergang durch die Geschichte des Pfaffengrunds, Station 7: Die Kneipe, Navigationstool**

1922 schließen sich die Einwohner\*innen des Pfaffengrunds zusammen: Ein Athletikverein gründet sich, Radbegeisterte trainieren nun unter dem Clubnamen „Solidarität“ und die Freiwillige Feuerwehr trifft sich zu regelmäßigen Übungen.

Deutlich zeigt sich dabei aber auch, was dem Pfaffengrund noch fehlt: „Schon länger machte sich der Mangel eines Versammlungslokales fühlbar“, schreibt Chronist Karl Holl. Nun wollen die Genoss\*innen die Lücke schließen. Aber 1922 ist die wirtschaftliche Lage schwierig, wegen der Inflation kann die Baugenossenschaft keine neuen Bauprojekte finanzieren.

Kurzerhand beschließen die Genoss\*innen, die Kneipe selbst zu bauen. Jeden Abend arbeitet nun ein anderer Verein an der neuen Baustelle im Storchenweg. Aus einer Kies-



Für die Menschen im Pfaffengrund ist die neue Wirtschaft im Storchweg ein wichtiger Treffpunkt. (Quelle: Baugenossenschaft Neu-Heidelberg)

grube an der Ecke von Storchweg und Eppelheimer Landstraße holen die Arbeitenden Geröll, das sie dann vor Ort zu Mauersteinen verarbeiten.

„Apfelwein und Flaschenbier wurde gespendet, Geld jedoch hat niemand gesehen“, behauptet Zeitgenosse Otto Reichert später. „Ohne Murren, mit Witz, Fleiß und Humor wurde der Bau vollendet.“ Ein Paradebeispiel für genossenschaftliche Solidarität – so zumindest Otto Reichert.

Tatsächlich läuft dieser Plan gründlich schief. Mörtel zu rühren und Bausteine zu schleppen ist anstrengend, die schöne Verheißung erst einmal harte Arbeit. Aus den vielen Freiwilligen werden wenige, dann kommt gar keiner mehr. „Zuletzt stand der Geschäftsführer noch allein mit seinem Arbeitsgerät auf der Baustelle,“ hält Holl fest.

Als die Solidarität zerbröselt, greift die Genossenschaft ein. Sie schließt einen Vertrag mit der Mannheimer Brauerei Eichbaum. Eichbaum gibt der Genossenschaft ein Darlehen, das die Vollendung des Kneipenbaus finanziert. Im Gegenzug geht dort in den ersten fünf Betriebsjahren nur ein Bier über den Tresen: Eichbaum.

## Abschluss und Ausblick

Pünktlich zum 12. September 2020 ist „Pfaffengrund 1920“ schließlich online gegangen. Seitdem erhielten wir viel positive Resonanz und Anregungen für eine Fortführung des Projekts. So schlug Norbert Giovannini vom Heidelberger Geschichtsverein vor, das Konzept auf andere Stadtteile zu übertragen und so sukzessiv die Stadtgeschichte in kleinen Spaziergängen „begebar“ zu machen. Uns persönlich ist es ein besonderes Anliegen, in naher Zukunft den Heidelberger Schulen „Pfaffengrund 1920“ als möglichen Unterrichtsinhalt anzubieten. In



Jung und Alt helfen selbstlos beim Aufbau der Siedlung – so jedenfalls die genossenschaftliche Idealvorstellung. (Quelle: Baugenossenschaft Neu-Heidelberg)

den Debatten vor und während der Gründung ging es um das Zusammenleben in Stadt und Land, sozialen Zusammenhalt und gesellschaftliche Teilhabe. Diese Themen sind auch heute aktuell. Mit „Pfaffengrund 1920“ können Schüler\*innen diese Fragen anschaulich in der Vergangenheit betrachten, um sie in der Gegenwart noch einmal anders zu reflektieren. Wir denken, dass „Pfaffengrund 1920“ mit seinen Möglichkeiten der spielerischen Erkundung, seinem lokalen Zuschnitt und dem quellennahen Einblick in den Alltag der Menschen im Pfaffengrund vor über 100 Jahren ein anschaulicher und lebensnaher Beitrag zur politisch-historischen Bildung sein kann.

Falls die Leser\*innen des Jahrbuchs gerne selbst den Spaziergang durch die Geschichte des Pfaffengrunds ausprobieren möchten, können sie das über den nachfolgenden Link tun: <https://www.pfaffengrund1920.de/>.

Über Kritik, Lob, Anregungen und Nachfragen (→ über ein Kontaktformular am Ende des Spaziergangs möglich) freuen wir uns sehr!

### **Liste der Stationen (siehe Karte)**

- Kapitel 1: Die Gründung
- Kapitel 2: Die Wohnungen
- Kapitel 3: Die Ordnung
- Kapitel 4: Die Frauen
- Kapitel 5: Die Neuen
- Kapitel 6: Die Schule
- Kapitel 7: Die Kneipe
- Kapitel 8: Der Markt
- Kapitel 9: Neu-Heidelberg



Screenshot der Stationen im Pfaffengrund (Foto: <https://www.pfaffengrund1920.de/>)

## Anmerkungen

- 1 Landesamt für Denkmalpflege Bremen: Bremer Wikiprojekt QR-Code auf Infotafeln, URL: [https://www.denkmalpflege.bremen.de/aktuelles/bremer\\_wikiprojekt\\_qr\\_code\\_auf\\_infotafeln-10843](https://www.denkmalpflege.bremen.de/aktuelles/bremer_wikiprojekt_qr_code_auf_infotafeln-10843) (abgerufen am 09.06.2021).



Walter Petschan

## Wieblinger Ortsmuseum um Landwirtschaft erweitert

In der Ausgabe 2020 dieses Jahrbuchs erschien ein Bericht zur Eröffnung des Wieblinger Ortsmuseums. Dort hieß es: „Außerdem ist eine Erweiterung des Museums geplant, durch die die Landwirtschaft stärker berücksichtigt werden soll“. Diese Erweiterung ist nun abgeschlossen. Der Landwirtschaftsraum befindet sich außerhalb des Museums – hinter dem Alten Rathaus schräg gegenüber dem Helbinghaus im ehemaligen Mannschaftsraum der Freiwilligen Feuerwehr Wieblingen. (Ähnlich ist es in Kirchheim, wo dem Museumsgebäude genau gegenüber die Landwirtschaft in einer alten Scheune untergebracht ist.)

Der Grund für die besondere Berücksichtigung der Landwirtschaft ist naheliegend: Wieblingen war wie alle hiesigen Dörfer früher stark landwirtschaftlich geprägt. Eine Besonderheit wie den Weinbau in Rohrbach oder die Steinbrüche in Dossenheim kann Wieblingen nicht aufweisen. Aus einer Wandtafel in der Ausstellung geht hervor, dass 1905 hier noch 76 % der Bevölkerung in der Landwirtschaft tätig waren; heute sind es 0,25%! Dieser Strukturwandel ist also noch wesentlich stärker als im gewerblichen Bereich.



Landwirtschaftsraum des Wieblinger Ortsmuseums (Foto: Peter Trautmann)

Heute ist die landwirtschaftliche Vergangenheit des Ortes nur noch aus den ehemaligen Bauernhöfen zu erschließen, sofern man diese überhaupt als solche erkennt. Um dafür die Augen zu öffnen, sind an einer Wand zahlreiche Fotos

Wieblinger Bauernhäuser zu sehen, deren Lage in einen großen Ortsplan eingetragen ist. Dabei ist unterschieden, was noch 1920 und was noch 1945 landwirtschaftlich genutzt war. Eine weitere Tafel zeigt die Aussiedlung der verbliebenen Höfe in die Feldflur in den Jahren 1958 bis 1970.

Ansonsten sind in dem Raum zahlreiche landwirtschaftliche Geräte ausgestellt. Da die heutigen örtlichen Bauern kaum mehr alte Gerätschaften besaßen, wurden auch Angebote aus den umliegenden Orten angenommen. Der spezifische Bezug zu Wieblingen wurde – wie schon im bisherigen Ortsmuseum – durch zahlreiche Fotowände hergestellt. Die älteren Besucher können darauf auch so manchen alten Bekannten wiederfinden.

Für einen kleinen kommunalpolitischen Einschlag sorgte die Auseinandersetzung um das Gewann Wolfsgärten: Es wird die Frage nach dem weiteren Flächenverbrauch aufgeworfen.

Vor der Einrichtung der Landwirtschaftsabteilung musste der Raum stark renoviert werden. Er erhielt zum Hof hin ein Vordach, und im Hof selbst wurde der Bodenbelag sicherer gemacht. Materialsammlung, Planung, Umbaubetreuung und Aufbau lag wiederum in den Händen derer, die schon die Museumsräume im Helbinghaus gestaltet haben. Der Stadtteilverein dankt allen, die die Exponate zur Verfügung gestellt haben, allen fleißigen Helferinnen und Helfern und besonders der Stadt Heidelberg, die durch eine größere Summe die Renovierung des Raumes ermöglicht hat, sowie den Handwerkern, die ihre Arbeit mit einer größeren Spende verbunden haben.

Carola Hoécker

## „Herkules – unsterblicher Held“. Ausstellen in Krisenzeiten

Ursprünglich sollte im Kurpfälzischen Museum Heidelberg (KMH) vom 25. März bis 12. Juli 2020 die Sonderausstellung über die Figur und den Mythos des Herkules zu sehen sein. Covid-19-Krise und erster Lockdown durchkreuzten unerwartet diesen Plan. Die Ausstellungseröffnung wurde verschoben, die Wartezeit mit Digitalem überbrückt. Online gestellte Kurzfilme zu den schönsten Exponaten und Interviews mit den beiden Kuratorinnen – der Kunsthistorikerin Karin Tebbe und der Archäologin Renate Ludwig – sowie mit dem Museumsdirektor Frieder Hepp vermittelten zwar interessante Einblicke in die Ausstellung, waren aber kein gleichwertiger Ersatz.<sup>1</sup> Ab dem 6. Mai durfte man endlich, strengen Hygienerichtlinien folgend und mit Maske, die Ausstellung besuchen, die glücklicherweise bis zum 20. September verlängert werden konnte. Wegen der Virengefahr zwischenzeitlich geschlossene Grenzen hatten die Ankunft bedeutender Leihgaben aus italienischen Museen verhindert, die bei der großen Herkulesausstellung („Erocole e il suo mito“) in Turin 2018/19 zu sehen gewesen waren. Mittels Reproduktionen und Fotografien versuchten die Kuratorinnen diesem Manko entgegenzuwirken, auf einen Ausstellungskatalog musste jedoch verzichtet werden.

In chronologischer Reihenfolge wurde in der Ausstellung die facettenreiche Rezeptionsgeschichte des wohl berühmtesten Helden der Antike an Exponaten verschiedener Epochen beleuchtet. Der nach seinem Flammentod vergöttlichte Herkules inspirierte als Kultfigur und tragische Gestalt zahlreiche Künstler. Nach griechischer Sage Sohn der sterblichen Alkmene und des Zeus (und damit zunächst ein Halbgott) vereinte er unterschiedliche Eigenschaften in sich: Stärke, Mut, Klugheit, Selbsthingabe, aber auch Jähzorn und Maßlosigkeit.

In Heidelberg ist Herkules schon lange an zentralen Orten mit seinen typischen Attributen, Keule und Löwenfell, präsent: als Machtsymbol des Kurfürsten am Ottheinrichsbau des Schlosses, als barocke Brunnenfigur auf dem Marktplatz vor der Heiliggeistkirche (Original im KMH) – und als antiker Gott auf der in Neuenheim ausgegrabenen Jupitergigantensäule (heute im KMH).

Der Rundgang durch die Ausstellung führte durch zwei Räume und verschiedene Themenbereiche von der Antike bis zum Barock. Am Eingang gab eine Informationstafel einen Überblick zu den Herkulesdarstellungen bis zur heutigen Zeit, in der der listige Held seine ambivalenten Züge längst verloren hat und nur noch als Muskelprotz in Hollywood-Filmen eine Rolle spielt.

Auf antiken Vasen war Herkules (griech. Herakles) ein äußerst beliebtes Motiv, wie attische Amphoren des 6. Jh. v. Chr., Leihgaben des Antikensmuseums in Basel, am Anfang der Ausstellung zeigten. Von den Göttern unterstützt, versuchte der mit übermenschlichen Kräften ausgestattete Heroe zwölf Aufgaben zu lösen, die ihm König Eurystheus zur Sühne seines mörderischen Jähzorns aufgetragen hatte. Dazu zählte als erste die Bezwingung des Nemeischen Löwen, dessen schützendes Fell Herkules seither trug.<sup>2</sup> Nach zahlreichen irdischen Abenteuern, Heldenta-



Herkules' Kampf mit der Hirschkuh, Gipsabguss einer bronzenen Statuengruppe aus Italien, um 50 v. Chr., Leihgabe des Antikenmuseum Basel, (Foto: Kurpfälzisches Museum Heidelberg)

eines Brunnens am Golf von Neapel, und eine eindrucksvolle Skulptur des Helden mit Löwenfell. Das verloren gegangene Original befand sich vermutlich in der Hadriansvilla in der Nähe von Rom.



Der zechende Herkules, 1. Jh. n. Chr., Leihgabe des LVR LandesMuseum Bonn (Foto: Kurpfälzisches Museum Heidelberg)

les im römischen Herrscherkult als Identifikationsfigur etablierte. Mit einer davor installierten Lupe oder zusätzlichen fotografischen Vergrößerung wäre sie besser lesbarer gewesen.

ten und Leiden nahmen die Götter Herkules nach seinem Flammentod in den Olymp auf und machten ihn damit unsterblich. Weitere Exponate im Themenbereich „Der lange Weg auf den Olymp“ zeigten, dass die Römer Herkules als beliebtes Bildmotiv von den Griechen übernahmen. Dies belegten Fresken aus Herculaneum und Pompeji, in der Ausstellung auf Fotografien zu sehen, und auch Statuen. Letztere konnten nur als Gipsabgüsse (Leihgaben aus Basel) gezeigt werden, darunter Herkules' Kampf mit der Kerynitischen Hirschkuh, einst Teil

Römische Soldaten brachten einst Herkulesfiguren als Glücksbringer und Maskottchen in die Provinz mit. Exponate aus verschiedenen deutschen Museen, darunter die Stirnplatte eines Pferdepanzers und Kleinplastiken, verdeutlichten diese anhaltende Popularität und Herkulesverehrung im zweiten, großen Ausstellungsraum. Die Bronzestatuette „Hercules Bibax“ aus dem 1. Jh. n. Chr., die bei Köln gefunden wurde, zeigt den volkstümlichen Helden volltrunken.

Im lateinischen Sprachgebrauch bürgerte sich damals die Redewendung „Hercule“ (dt. beim Herkules) als Beteuerung und zum Abschluss von Verträgen ein. Eine in Heidelberg-Neuenheim gefundene Silbermünze mit der Darstellung des Kaisers Commodus als Hercules Romanus belegt, dass sich Herku-

Das Christentum deutete die Figur des Herkules um. Zwar wurde er nicht mehr als Gott verehrt, aber in seinen Heldentaten und seinem aufbrausenden Verhalten dem Richter Samson im Alten Testament gleichgesetzt – und damit auch Christus in dessen übermenschlichem Leiden, wie Darstellungen auf Elfenbeinkästchen und Pfennigen sowie insbesondere die bemerkenswerte „Cathedra Sancti Petri“ in der Ausstellung belegten. Den hölzernen Thron, um 875 n. Chr. im Frankenreich für Karl den Kahlen erstellt, schmückten Täfelchen aus Elfenbein (im Nachbau in der Ausstellung aus Kunststoff), auf denen die zwölf Aufgaben des Herkules und Fabelwesen zu sehen sind. Anlässlich der Kaiserkrönung Karls wurde der Thron nach St. Peter in Rom gebracht, wo er spätestens ab dem 12. Jahrhundert als Papstthron diente.

Mit vielen verschiedenen Herkulesmotiven auf Bildern, Porzellan und in der Literatur gehörte der Themenbereich „Heldentaten und Liebesabenteuer“ zum unterhaltsamsten Teil der Ausstellung. Die Exponate dazu stammten überwiegend aus der eigenen Museumssammlung, darunter die schönen Holzschnitte von Gabriel Salmon aus Nancy und Zeichenstudien des Herkules Farnese aus dem 18. Jahrhundert. In der Renaissance wurde Herkules wieder, in Rückgriff auf die römische Kaiserzeit, zur Identifikationsfigur für Herrscher. So schmückt in Heidelberg eine Herkulesgestalt die Fassade des Ottheinrichbaus, wie auf einer Lithografie und Pastellen des 19. Jahrhunderts festgehalten. Kurfürst Ottheinrich (1502–1559) wurde mit Herkules verglichen: Als „Stallreiner“ räumte er mit dem alten katholischen Glauben auf und führte den Protestantismus in der Kurpfalz ein.

Ein kleines, bemerkenswertes Gemälde mit dem Titel „Die Kunstschüler, Herkules erschlägt den Neid“, das um 1700 vermutlich im Umkreis des kurfürstlichen



Herkules und Omphale, Gemälde von Laurent de La Hyre, 1640/50 (Foto: Kurpfälzisches Museum Heidelberg)

Hofmalers Adriaen van der Werff entstand, und kurzweilige Hörstationen zu den Herkulesarbeiten rundeten diesen Teil der Ausstellung ab.

Im letzten Themenbereich „Anfang und Ende des Herkules“ war als Prunkstück der Museumssammlung das große Barockgemälde „Herkules und Omphale“ eingebettet, ein Meisterwerk des französischen Malers Laurent de La Hyre von 1640/50. Es zeigt einen gedemütigten, unbedeckten Helden, der

wegen seiner Freveltaten als Sklave der Königin Omphale drei Jahre häusliche Arbeiten, wie hier das Spinnen von Wolle, verrichten musste.

Mit der fotografischen Reproduktion des 1574 entstandenen Deckenfresko aus der Sala dello Zodiaco (Saal des Tierkreises) im Palazzo Farnese endete der Rundgang. Der unsterbliche Herkules leuchtete dort als Sternbild am farbenprächtigen Götterhimmel.

Obwohl die Ausstellung nur in abgespeckter Form gezeigt wurde, waren ausreichend interessante Exponate vorhanden, in die man sich vertiefen konnte. Ermüdend war nur die zu kleine, kontrastarme Schrift auf den Objekttafeln, die das Lesen schwierig gestaltete.

Bis heute hat Herkules nichts von seiner Faszination verloren. Hätten wir seine unerschöpflichen Kräfte, wäre manches gerade in diesen unsicheren Zeiten leichter zu ertragen.

### **Anmerkungen**

- 1 Filme und Interviews finden sich als YouTube-Videos auf der Website des Museums: [https://www.museum-heidelberg.de/Museum-Heidelberg/ausstellungen/herkules+\\_+unsterblicher+held.html](https://www.museum-heidelberg.de/Museum-Heidelberg/ausstellungen/herkules+_+unsterblicher+held.html) (Aufruf 18.8.2021)
- 2 Die Objektbeschreibungen der Vasen ließen sich leider nur zum Teil nachvollziehen, weil die Aufstellung in Wandvittrinen deren Rückseiten verdeckten. Spiegel hinter den Vasen oder Fotografien der Rückseiten wären hier hilfreich gewesen.



## Rezensionen

**Stadtteilverein Ziegelhausen und Peterstal (Hg.): 800 Jahre Ziegelhausen.** „Geschdan und hoid“ in alten und neuen Bildern zu Ziegelhausen und Peterstal, Selbstverlag, Heidelberg 2020, 190 S., 20,00 Euro

Um 1220 errichteten die Mönche des Klosters Schönau unterhalb des Hahnberges eine Ziegelei, das „obere Zigelhus“, Anlass zur Benennung des späteren Dorfes Ziegelhausen, seit 1975 Stadtteil von Heidelberg. 800 Jahre sind seit der ersten urkundlichen Erwähnung vergangen. Andere Heidelberger Stadtteile können auf eine längere Zeitspanne zurückblicken: Bergheim feierte 2019 seine erste Erwähnung im Lorscher Codex vor 1250 Jahren, Wieblingen und Kirchheim 2017, Rohrbach 2016, Handschuhsheim und Neuenheim 2015.

Im Festjahr erschien ein Bildband des Stadtteilvereins Ziegelhausen-Peterstal. Die Redaktion lag bei Wolfgang Vater und Thomas Seiler, die aktuellen Fotos stammen von Dagmar Welker und Alexander Müller. Der Titel der Festschrift („Geschdan und hoid“) ist gewöhnungsbedürftig. So redet man in Ziegelhausen?

Poesie kommt in diesem Band nicht zu kurz: Den Auftakt bildet eine Art Jubiläumshymne von Irma Springer („Achthundert Joahr! Wer hätt des gedenkt!“), gefolgt von dem (mutmaßlichen) Ziegelhäuser Nationallied „Mein Ziegelhausen, nie möcht ich von dir gehen ...“ von Wolfgang Daub und Heinz Wermter. Auch Peterstal hat seine Hymne: „Wer sollte dich nicht lieben, mein schönes Peterstal ...“ (Verfasser unbekannt, S. 104). Auf S. 103 der „Wäscherinnensong“ von Ilse Rohnacher. Eine gereimte „Hommage an die Stiftsmühle“ von G. Mentzel finden wir auf S. 134. Am Schluss des Bandes noch ein Gedicht, diesmal von Erich J. Lehn, vorgestellt als „Ur-Ziegelhäuser und engagierter Hüter heimischer Historie, Kultur und Natur“: „Ziegelhausen, der schönste Stadtteil Heidelbergs – Nochlees un Aussicht“. Dem folgen eine Zeittafel, eine Linksammlung (was fängt man mit einem auf Papier gedruckten Link zu einer längst erloschenen Ebay-Seite an?), eine Literaturliste (was bedeutet hier das Kürzel „BHGv“?), Danksagung und Impressum.

In seinem Geleitwort versichert der Vorsitzende des Stadtteilvereins, Raimund Beisel, dass der Stadtteil viel älter als 800 Jahre sei, Römer und Kelten seien schon hier gewesen. „Ziegelhausen hat eine abwechslungsreiche Geschichte. Gute und schlechte Zeiten, Krieg und Frieden, wirtschaftlich gute Tage und Notzeiten wechselten sich ab“. Das lässt sich nicht bestreiten; eine Siedlungskontinuität seit der Kelten- und Römerzeit ist allerdings nicht nachweisbar, keltische Funde auf der Gemarkung sind nicht bekannt. Dass Römer hier Ton abgebaut hätten, wie auf S. 57 suggeriert wird, ist nicht belegt. Dagegen ist Ziegelhausen (das steht nicht in der Festschrift) der einzige Ort der nahen Umgebung mit altsteinzeitlichen Funden: 1970 barg man in der Neckarhelle Geweihreste des Rot- und Riesenhirschs mit menschlichen Bearbeitungsspuren aus der Zeit vor mindestens 11.000 Jahren. Beisel erklärt: „Möglicherweise wird gefragt, warum dieses oder jenes nicht erwähnt oder abgebildet ist. Der Inhalt des Bildbands hängt von dem ab, was der Redaktion zur Verfügung gestellt worden ist“ (S. 189). Daraus schließen wir, dass die Bewohner Ziegelhausens fleißig zum Jubiläumsband beigetragen haben. Ihre Beiträge bestehen vor allem aus Fotos, von der Redaktion mit kurzen Texten versehen. Diese sind nicht immer zuverlässig. Nur ein Beispiel: Der schöne Stich auf S. 1 des Hauptteils, welcher Ziegelhausen und Schlierbach als Panorama vom Königstuhl her zeigt, wird in der Bildunterschrift als „etwa um 1730“ datiert. Laut Aus-

kunft der Universitätsbibliothek Heidelberg ist er rund ein Jahrhundert später entstanden. Auf S. 21 weist die Fotografie eines Messingschildes auf die Geschäftsstelle des Stadtteilvereins hin, aber auch auf „Heimatmuseum und Heimatstube“. Im Text wird das (seit vielen Jahren geschlossene) Heimatmuseum nicht thematisiert. Das wirft Fragen auf.

Erinnert wird an frühere Gastwirtschaften, Hotels und Cafés. Auch Kinos gab es in Ziegelhausen („Rose“, „Rio-Lichtspiele“), sogar Diskotheken („Kur-Café“, „Beo“, „Babylon“). Wahllos geht es weiter mit: „Drehscheib“, Ebertplatz, Unterer Dorfbrunnen, Altes Rathaus, Oberer Dorfbrunnen, Kirchen, Seniorenzentrum, Jugendzentrum, Neckarbrücken, Ziegelei, Bärenbach, Neckar-Staustufe, Neckarschule, Fürstenweiher, Steinbachschule („Herzlich willkommen in der Neckarschule“ heißt es auf dem dazugehörigen Foto S. 85), Mühlen im Steinbachtal, Ursprünge Peterstals, ein „Vulkan im Dorf“, „Batschka“, „Neurott“, Brauchtum, Neckarhelle, Stiftermühle, Abtei Neuburg, Haarlaß (S. 138: „Die Verwendung des Namens „Haarlaß“ liegt im Dunkeln“, gleich darauf wird ein Ziegelmacher dieses Namens erwähnt), Fähren, „Neckarkapriolen“, „Neckarvergnügen“... Das geht ziemlich durcheinander, man sehnt sich nach einer ordnenden redaktionellen Hand, ein Register wäre hilfreich. Wer nach dem vermutlich ältesten (und schönsten) Denkmal Ziegelhausens sucht, dem Bildstock von 1478 mit Sühnekreuz in der Kleingemünder Straße, darf den ganzen Band durchblättern.

Größte Aussagekraft haben die historischen Aufnahmen. Darunter das Foto mit fröhlichen Menschen im Biergarten des Hotels „Schwarzer Adler“, direkt am Fluss mit Aussicht auf die alte Neckarbrücke. Das ikonische Bild der wandernden Waschfrau mit dem Wäschebündel auf dem Kopf erblicken wir auf S. 100. Schön ist es auch, eine Abbildung vom ursprünglichen Brahmshaus zu sehen.

Auch wenn die Herausgeber sich darauf berufen, nur das bringen zu können, „was der Redaktion zur Verfügung gestellt worden ist“, so fällt doch auf, dass – wenn in einer Jubiläumsschrift, die „Geschichte und Gegenwart des Ortes“ abdecken will – Römer und Kelten erwähnt werden, die Jahre 1933–1945 hingegen weitgehend ausgespart bleiben. Auch der Schriftsteller Rudolf Stratz, der ein Haus am Hahnberg als Sommer-Aufenthalt nutzte und nach dem seit 1928 eine Straße in Ziegelhausen heißt, hätte vielleicht Erwähnung verdient. Das Beliebiges, Unsystematische und Eklektische in Bildwahl und Textgestaltung lässt den interessierten Leser nach Durchsicht des Bandes einigermaßen verwirrt zurück.

Hansjoachim Räther

**Anuschka Holste-Massoth: Ludwig II. Pfalzgraf bei Rhein und Herzog von Bayern.** Felder fürstlichen Handelns im 13. Jahrhundert (RANK. Politisch-soziale Ordnungen im mittelalterlichen Europa 6), phil. Diss. Heidelberg 2017, 349 S., Ostfildern 2019, 39,00 Euro

Ludwig II. war Heidelberger Pfalzgraf in quellenarmer Zeit. Es sind zwei Erzählungen über ihn, die Bekanntheit beanspruchen können und denen die vorliegende Dissertation quellen-gestützt nachgeht. Er war der erste Wittelsbacher, der 1229 auf Burg Heidelberg geboren und 1293 ebendort gestorben ist. Die Legende sagt: Beides geschah in derselben Kammer. Früh hatte er das Kloster Fürstenfeld bei München als Begräbnisort festgelegt. 1293 wurde der Leichnam gekocht, um die Fleischteile im Augustinerkloster beizusetzen; die Knochen kamen nach Fürstenfeldbruck. Im Kurpfälzischen Museum gibt es den Torso eines Grabsteins, der aus dem Augustinerkloster stammt und Ludwig zuzuordnen ist (S. 14, 40, 133).

Die zweite Erzählung handelt davon, dass Ludwig im Januar 1256 seine erste Ehefrau Maria von Brabant in Donauwörth hinrichten ließ. Die Reaktionen der Zeitgenossen schwankten zwischen Verständnis und Entsetzen, ohne dass die Motive aufgeklärt wurden (S. 54–57). Der feine wittelsbachische Humor verlieh Ludwig viel später dafür den Beinamen „der Strenge“. Erstaunlich ist, dass es danach Schwiegereltern gab, die Ludwig ihre Töchter anvertrauten: 1260 heiratete er Anna von Schlesien-Glogau und nach deren Tod 1273 Mechthild von Habsburg (S. 70–75).

Holste-Massoths Hauptinteresse gilt der Reichspolitik. Ludwig, der sich 1255 Bayern mit seinem Bruder Heinrich XIII. teilte und zugleich die Pfalzgrafschaft innehatte, war einer der machtvollsten Reichsfürsten. Seine Regierungszeit fiel anfangs in die Phase des Interregnums zwischen 1245 und 1273. An deren Ende tauchte kurz sein Name als möglicher Königskandidat auf (S. 239–241). Ludwig entschied sich dann für Rudolf von Habsburg, der im selben Jahr auch sein Schwiegervater wurde. Soweit ist Holste-Massoths Dissertation sorgfältig und quellengestützt erarbeitet; ihr Urteil ist literaturgesättigt und frei von Spekulationen.

Nicht verhehlen will ich meinen Eindruck, dass zum Ort der Dissertation mehr hätte zusammengetragen werden können. Heidelberg war die Stadt, in der sich Ludwig II. am häufigsten aufhielt, wenn er in der Pfalz war (S. 114); seine hier ausgestellten Urkunden behandeln allerdings kaum die große Politik (S. 115). Seine Dienstleute stammten durchweg aus Bayern, so auch der seit 1273 nachweisbare Vitztum, der als Stellvertreter der eigentliche Stadtherr war (S. 94). Zu ergänzen ist, dass der Sitz des Vitztums die Hauptstraße 190 war, also am heutigen Marktplatz, lange bevor es dort ein städtisches Rathaus gab. Ludwig holte zwei Bettelorden nach Heidelberg (S. 132–136). Ansonsten kommt die Stadtentwicklung nicht vor. Für Ludwigs Bautätigkeit am Alten Hof in München genügen Holst-Massoths archäologische Nachweise (S. 127). In Heidelberg gibt es einschlägige Bodenbefunde, aber auch weitere Urkunden: 1290 wird das Spital am Kornmarkt erstmals erwähnt; 1284 stellte Ludwig eine Urkunde aus, in der die Brücke über den Neckar genannt wird. Da sie in vom Erzbistum Mainz beherrschtes Territorium führte, muss sie zuvor von Ludwig diplomatisch ausgehandelt und dann unter seiner Ägide gebaut worden sein.

Ludwig II. war nicht nur ein bedeutender Territorialherr, sondern auch ein wichtiger Gestalter Heidelbergs. Unter ihm zog die Gotik in Heidelberg ein und wurde die Stadt nach verheerenden Bränden wieder aufgebaut. Seine Umbauten der beiden Burgen und die Verbesserungen der Stadtbefestigung lassen sich nur vermuten. Die Brücke und das Spital gehören jedenfalls in seine Ära. Eine Arbeit zu Heidelbergs Entwicklung in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts steht trotz dieser Dissertation noch aus.

Hans-Martin Mumm

**Yair Mintzker: Die vielen Tode des Jud Süß.** Justizmord an einem Hofjuden. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2020, 261 S., 45,00 Euro

Das vorliegende Buch des israelischen Historikers Yair Mintzker, Professor an der Princeton University, erschien erstmals 2017 in den USA unter dem Titel „The Many Deaths of Jew Süß. The Notorious Trail and Execution of an Eighteenth-Century Court Jew“. Im Mittelpunkt stehen der Gerichtsprozess und die letzten Tage des Hofjuden Joseph Süß Oppenheimer (um 1698–1738), bis heute als „Jud Süß“ Symbolfigur des Judenhasses par excellence.

Angesichts der problematischen Quellenlage – fast alle überlieferten Texte stammen von seinen Gegnern – ist er als historische Person schwer zu fassen. Die vielen unklaren Fakten in seinem Leben, die unterschiedlichen zeitgenössischen Deutungen und die Schwierigkeit, die Sichtweise Oppenheimers zu rekonstruieren, stellen, wie Mintzker betont, die Geschichtswissenschaft vor die größten Herausforderungen.

Die Nationalsozialisten missbrauchten die Legenden und falschen „Tatsachenberichte“ über Oppenheimer als Rechtfertigung für die Ermordung der Juden und benutzten ihn in dem Propagandafilm „Jud Süß“ als Projektionsfigur, die sämtliche antisemitische Stereotype in sich vereinte.

Über Oppenheimers Zeit am Württemberger Hof und seine letzten Lebensmonate gibt es äußerst viel Archivmaterial, darunter in erster Linie Gerichtsdokumente, überwiegend tendenziös und widersprüchlich, sodass man ihnen nicht trauen kann. Über seine frühen Jahre ist hingegen nur Weniges, aber dafür Sicheres bekannt. Oppenheimer wuchs im kurpfälzischen Heidelberg als Kind eines jüdischen Kaufmanns auf und blieb unverheiratet. Als Finanzier arbeitete er für verschiedene südwestdeutsche Fürsten, zuletzt für den katholischen Herzog Carl Alexander in Stuttgart und Ludwigsburg. Nach dessen Tod 1737 wurde er auf Betreiben der evangelischen Landstände, die ihn für die absolutistische Politik Carl Alexanders und die Einschränkung ihrer Rechte verantwortlich machten, verhaftet. Obwohl Oppenheimer kein Vergehen nachgewiesen werden konnte, verurteilte man ihn als angeblich hartnäckigen Landesverräter nach einem fast einjährigen Kriminalprozess zum Tod durch den Strang. Vor den Toren Stuttgarts wurde er vor Tausenden Schaulustigen an einen zwölf Meter hohen Galgen gehängt und dort jahrelang in einem Käfig ausgestellt.

Mittels eines polyfonen, multiperspektivischen Geschichtsansatzes versucht Mintzker, sich dem realen Oppenheimer zu nähern, dessen Ansichten als säkularer Jude in den Quellen nur indirekt durchscheinen. Dazu dienen ihm die Aussagen und Berichte von vier Zeitgenossen, die „für das Verständnis des Prozesses gegen Oppenheimer und seiner Hinrichtung“ (S. 27) von zentraler Bedeutung sind. Obwohl sich in ihren Texten, die in langen Auszügen im Buch abgedruckt sind, meist nur in verfälschter und verzerrter Form der historische Oppenheimer widerspiegelt, erfährt man durch sie, mit welchen Menschen, Fragen und Ungerechtigkeiten Oppenheimer seit seiner Verhaftung konfrontiert wurde. Damit gelingt es Mintzker, die Leser\*innen in die Perspektive des Angeklagten und die damalige Gesellschaft hineinzusetzen. Zunächst rekonstruiert er in vier Kapiteln die Lebensgeschichten der Personen, die über Oppenheimer schrieben, und die Gründe, warum sie über ihn berichteten. Dabei nimmt der Stuttgarter Untersuchungsrichter Philipp Friedrich Jäger den größten Raum ein. Mit anderen Kommissaren befragte er Oppenheimer über dessen mutmaßlich verbrecherische Handlungen in Württemberg (z.B. ob er nicht gewusst habe, dass ein Jude laut Landesverfassung kein Finanzrat werden könne) und über dessen Besitztümer, die in Folge teils versteigert wurden. Für biografische, persönliche Hintergründe interessierte er sich dabei nur wenig. Damit sie die von vorneherein feststehende Verurteilung zum Tod rechtfertigten, bearbeitete und verfälschte Jäger die Beweismittel. Als Oppenheimer in der Haft schwer erkrankte, ließen er und seine Kollegen nach wiederholten Bitten nur widerstrebend einen Arzt holen. Doch bildete der Antisemitismus laut Mintzker „keine einheitliche Triebkraft hinter dem Prozess gegen Oppenheimer“ (S. 220), in den Akten finden sich auch keine ausdrücklich theologischen Begründungen.

Der nächste Zeitzeuge ist Christoph David Bernard, konvertierter Jude und Universitätslehrer in Tübingen. Angeblich traf er Oppenheimer erstmals am Vorabend seiner Hinrich-

tung, dessen Geschichte er – in einer dialogischen Erzählung – mit dem Sturz des alttestamentlichen Königs Saul vergleicht.

Auf ihn folgt der im Frankfurter Ghetto geborene Mordechai Schloß, ebenfalls wie Oppenheimer Hofjude in Stuttgart und über 20 Jahre älter als er. Er veröffentlichte oder veranlasste den einzigen jüdischen Augenzeugenbericht von den letzten Tagen Oppenheimers. Der Bericht spiegelt die angespannten Beziehungen unter den Hofjuden wider, ist aber insgesamt von Sympathie für den Verurteilten getragen. Er vergleicht ihn mit dem alttestamentlichen, unschuldig angeklagten, seinen Brüdern verzeihenden Josef und nennt ihn einen Heiligen, weil er während der Hinrichtung das Schma Jisrael gebetet hatte. Mintzker vermutet, dass der Bericht aus schlechtem Gewissen verfasst wurde, hatten doch Schloß' Aussagen vor Gericht Oppenheimer belastet. Hinter dem Text stand möglicherweise sogar Oppenheimer selbst, der laut Augenzeugenbericht den Verfasser bat, nach seinem Tod allen jüdischen Gemeinden zu schreiben.

Der vierte Zeitzeuge ist David Fassmann aus Leipzig, der in seinen polemischen „Totengesprächen“, ein in der Barockliteratur äußerst populäres Genre, Oppenheimer seine eigene Hinrichtung erzählen lässt, obwohl er ihm selbst nie begegnet war. Seine antijüdischen Ansichten waren jedoch nicht der Auslöser für seine Veröffentlichung, in der sich Fakten und Fiktion mischen.

Mintzker plädiert dafür, dass Historiker\*innen moderne Narrationsstrukturen nutzen sollten, um den vielstimmigen, teils widersprüchlichen Charakter der Quellen und Argumente vor Augen zu führen. Jedem seiner Kapitel zu den vier Zeitzeugen geht ein Dialog zwischen Autor und imaginärem Leser voraus, der seine Argumente und Theorien kritisch hinterfragt. Eine Vorgehensweise, die man auch aus der fiktionalen Literatur kennt und die beispielsweise Umberto Eco in seinen literarischen Büchern gerne einsetzte.

Aufschlussreich wäre es gewesen, wenn Mintzker noch untersucht hätte, auf welche historischen Quellen die fiktionale Literatur bei der Darstellung des Prozesses und der letzten Tage Oppenheimers zurückgegriffen hat. So stützte sich Lion Feuchtwanger bei seinem 1925 erschienenen, weltberühmten Roman „Jud Süß“ auf die Biografie von Manfred Zimmermann, die dieser 1874 „Nach den Vertheidigungs-Akten und den Schriften der Zeitgenossen“ (in dem Literaturverzeichnis Mintzkers fehlt dieser zusätzliche Untertitel) verfasst hatte. Damit vertrat auch Feuchtwanger einen multiperspektivischen Erzählstil. Der 1933 im englischen Exil gedrehte Film von Lothar Mendes hielt sich eng an den Roman Feuchtwangers. Auftakt bildet das Frankfurter Ghetto und Ende die Hinrichtung Oppenheimers. Bis zum Schluss bleibt er aufrecht und stirbt betend, ähnlich wie es im jüdischen Augenzeugenbericht im dritten Kapitel Mintzkers Buch dargestellt ist. Diese Stimme steht wohl dem historischen Oppenheimer am nächsten.

Carola Hoécker

**Jean Jaques de Chapeaurouge, Detlev Werner von Bülow (Hgg.): Geschichte des Corps Guestphalia zu Heidelberg 1818, 1934, 2007, Thomas Helms Verlag, Schwerin 2019, 270 S., vergriffen**

Dieses Buch handelt von einer studentischen Verbindung, die nicht mehr aktiv ist. Das Corps Guestphalia gibt es faktisch seit 1935 und personell seit 2007 nicht mehr, auch wenn im Jahr 2018 die 200. Wiederkehr des Stiftungstags „mit einem Festkommers auf der West-

falengkneipe" begangen wurde. Gestiftet wurde das Corps Guestphalia (II) 1818 zu Heidelberg. Treibende Kraft war Johann Heckscher, ein jüdischer Konvertit aus einer Hamburger Kaufmannsfamilie. Wichtig war den Corps die Abgrenzung zu den Burschenschaften: Die Corps lehnten die politische Tätigkeit der Burschenschaft ab, verstanden sich als unpolitische Freundschaftsbünde. Deshalb hielten sie sich 1832 vom Hambacher Fest fern.

Bis 1868 bestand das Corps nur aus Studenten, die nach dem Ende des Studiums auschieden. Erst dann konstituierte sich ein Altherrenverein. Im Lauf der Zeit trat an die Stelle des landsmannschaftlichen Herkunftsprinzips ein „Zusammenschluß auf der Grundlage gleicher Gesinnung, Weltanschauung und Erziehung“. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts fanden sich unter den Mitgliedern auch Vertreter aus rheinisch-westfälischen Industriefamilien wie Hermann Röchling.

Ein wichtiges Thema war das Pauken. Einerseits war im Großherzogtum Baden das Duellwesen verboten, andererseits betrachtete man diese Form des Ehrenhandels als „eine über Jahrhunderte gewachsene Tradition zur Beilegung von Ehrverletzungen, sowohl in der Studentenschaft wie im Offizierskorps. In den Corps spielte daher die Fechtmensur eine zentrale Rolle, auch für die Auswahl der Mitglieder“.

Hatten die Corps bis dahin in verschiedenen Heidelberger Gastwirtschaften gekneipt, so gelang es zu Ende des Jahrhunderts meist mit Hilfe Alter Herren, Corps-eigene Häuser zu realisieren. 1885/86 erbaute Hermann Behagel die Guestphaliacorpskneipe in der Neuen Schlossstraße 4. Und wie gestaltete sich der Alltag der Männergesellschaft auf den Corps-Häusern? Im Buch finden sich Einblicke: „Es ist klar, dass bei dieser Lebensweise von irgendeiner vernünftigen Tätigkeit nicht die Rede sein konnte [...] Schon nach wenigen Wochen herrschte denn auch eine unbeschreibliche Langeweile und ein kaum zu überbietender Stumpfsinn [...] Der auf die Mitglieder des Corps ausgeübte Zwang Bier zu trinken [...] ging so weit, dass wir manchmal in Opposition zu treten wagten.“ (S. 73f.).

In den Corps spiegelten sich die gesellschaftlichen Strömungen der Zeit. Nach dem Ersten Weltkrieg hieß es: „Ohnehin einig sind sich die meisten studentischen Verbände in ihrem Nationalismus, in ihrem Antisemitismus und in ihrer ablehnenden Haltung zur Weimarer Republik“ (S. 123). 1934 war das Corps gleichgeschaltet, der „Arierparagraph“ eingeführt. Man änderte die „Constitution“ entsprechend dem herrschenden Geist: „Das Corps Guestphalia bekennt sich rückhaltlos zum Dritten Reich. Alle in der vorliegenden Konstitution den Bestimmungen und Anordnungen des Führers etwa widersprechenden Paragraphen gelten als nicht vorhanden, bzw. finden sinngemäße Anwendung. [...] Freimaurer, jüdisch Versippte sowie Judenstämmlinge sind von der Aufnahme unbedingt ausgeschlossen“ (S. 111).

Nicht wirklich deutlich wird in diesem Buch, was genau das Corps Guestphalia mit jener ominösen „Kameradschaft Axel Schaffeld“ zu tun hatte, die die Nazis als Konkurrenz zu den Studentenverbindungen gründeten und der sich sämtliche Corps des Heidelberger SC anordneten. 1935 wurde das Corps Guestphalia aufgelöst.

In der Nachkriegszeit bildete sich eine Tischgesellschaft mit der Vandalia, aus der 1950 das „Corps Vandalo-Guestphalia“ hervorging. Dieses trat 1972 wegen Abschaffung der Mensur aus dem Heidelberger SC aus. Es besteht heute als verbandsfreies Corps und nutzt das Haus der Vandalia (Neue Schlossstraße 2) als Corpshaus. Seither ist Vandalo-Guestphalia eine nicht schlagende Verbindung.

Für Ortshistoriker interessant sind die Darstellungen zur Geschichte des Corpshaus Neue Schlossstraße 4 und zu den Wirtsfamilien Georg Ritzhaupt, Fridolin Knösel und der „Zucker-



tante“ Katharina Ritzhaupt sowie deren Gastwirtschaft in der Unteren Straße, lange Zeit Treffpunkt der Guestphalen.

Das Buch ist nicht einfach zu lesen und damit auch nicht einfach darzustellen. Die zehn Kapitel sind von acht Autoren verfasst, deren jeweiliger Wahrnehmungshorizont, Erkenntnisinteresse und Schreibduktus nicht unterschiedlicher sein könnte. Manche Autoren wollten sich zwischen feuilletonistischer Plauderei und Chronistenpflicht nicht recht entscheiden. Ein Lektorat bzw. eine ordnende Redaktion hätte das Buch nutzerfreundlicher machen können. Es wird auch nicht ganz klar, für wen die Texte eigentlich geschrieben sind, für die interessierte Öffentlichkeit oder nur für Insider? So verwendet man etwa Abkürzungen, die im „Glossar“ nicht aufgelöst werden. Manche Ausdrücke der Studentensprache (bzw. des spezifisch guestphälischen Idiolekts) werden für Nicht-Corpsstudenten in ihrer Bedeutung immer dunkel bleiben.

Hansjoachim Räther

**Wulf D. von Lucius, Uwe Johannes Lützen, Michael Stolleis (Hgg.): Saxo-Borussia. Dir gehör' ich! 200 Jahre Corps Saxo-Borussia zu Heidelberg 1820–2020, (Selbstverlag) Heidelberg 2020, 337 S., 34,00 Euro**

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts entstanden in Heidelberg wie an anderen Hochschulorten zahlreiche studentische Verbindungen. Manche erloschen schon nach wenigen Jahren wieder, wurden suspendiert und reaktiviert, es gab keine Altherrenschaft und das Prinzip der lebenslangen Verbundenheit gehörte noch nicht zu ihren Grundsätzen.

Das Corps Saxo-Borussia zu Heidelberg wurde 1820 gestiftet. Die meisten Stifter waren Söhne von Grundbesitzern aus preußischen Provinzen, sie studierten in Heidelberg Rechtswissenschaften und bewirtschafteten im weiteren Verlauf ihres Lebens ihre Güter.

Der vorliegende Band zum 200-jährigen Jubiläum versammelt 19 Aufsätze von 17 Autoren zu den unterschiedlichsten Aspekten der Corpsgeschichte. – Der Verleger Wulf-Dietrich von Lucius gibt zunächst einen historischen Überblick über „Stadt und Universität Heidelberg am Anfang des 19. Jahrhunderts“. Besonders würdigt er die Entwicklung der studentischen Landsmannschaften, den Einfluss von Aufklärung und Revolution, das Aufkommen von Burschenschaften und Corps. – Im Abschnitt „Werden und Wandel der Constitutionen“ analysiert der Jurist Uwe J. Lützen die „Gesetze“, d.h. die ideellen Grundlagen der Saxo-Borussia. Der Text der Geburtsurkunde des Corps ist verloren gegangen, die älteste erhaltene Fassung ihrer „Constitution“ stammt aus der Zeit um 1856. – Der Rechtshistoriker Michael Stolleis bringt eine ausgezeichnete Darstellung der sozialhistorischen Bedeutung des Corpswesens, sowie der gesellschaftlichen, politischen und beruflichen Optionen der vom Corps geprägten Hochschulabsolventen. – Der Corps-Archivar Robert von Lucius stellt den „Riesenstein“ und seine Geschichte dar, also das Corpshaus in der Friedrich-Ebert-Anlage 44, 1802 als „Sattler Müllers Gastwirtschaft“ erbaut, bekannt durch den Aufenthalt des Dichters Jean Paul 1817. – Der Jurist Freiherr von Steinaecker würdigt das von Otto Sauter entworfene Kriegerdenkmal von 1914/19 in der Friedrich-Ebert-Anlage 44. Er wirft auch einen kritischen „Blick auf die Familien der Saxo-Borussen“ („Hitlers Machtergreifung wurde bei der vaterländischen Gesinnung der Corps von der Mehrzahl der aktiven Studenten und der Alten Herren generell begrüßt [...]“). – Der Industriemanager Hans Christoph von Rohr beschreibt die Geschichte des Corps zwischen 1919 und 1945. Anlässlich der „Heidelberger Spargel-Affäre“ wurde das

Corps 1935 suspendiert und aufgelöst, der „Kampf um das Corpsstudententum“ im Dritten Reich war verloren. („Saxo-Borussia konnte durch seine Selbstauflösung einen ehrenvollen Schlussstrich ziehen, ohne wie andere Verbindungen den nationalsozialistischen Machthabern immer weiter entgegenkommen zu müssen.“) – Im Abschnitt „Saxo-Borussen bei den Nationalsozialisten“ nennt der Autor namentlich jene Corpsbrüder, die belegbar über die reine Parteimitgliedschaft hinaus als „aktive Nationalsozialisten“ hervorgetreten seien. Diesen zehn Männern stünden „zweiundzwanzig NS-Gegner und Widerstandskämpfer gegenüber [...], von denen vier den Tod fanden“.

Das Buch ist reich bebildert, gut lektoriert und weist wenig formale Fehler auf. Besonders die ersten sechs Abschnitte sind lesenswert. Sie vermitteln Außenstehenden nicht nur intimes Wissen über 200 Jahre des „vornehmsten und exklusivsten Heidelberger Corps“ (Carl Zuckmayer), von dem man sonst wenig sah und hörte, sondern auch über die Geschichte von Heidelberger Gebäuden, der Gastronomie und über das Verbindungswesen im Allgemeinen. Vermisst werden Personenregister, Bildnachweis, Kurz-Chronologie und allgemeines Literaturverzeichnis, dafür finden sich im Anschluss an die Beiträge Literaturangaben bzw. Fußnoten. Ein Glossar spezifischer Corps-Sprache hätte Begriffe vermitteln können, die sich wissbegierigen Außenstehenden nicht ohne weiteres erschließen. Dennoch kein Punktabzug. Zur Lektüre empfohlen.

Hansjoachim Räther

**Volker Voigtländer (Hg.): Der Wolfsbrunnen.** Ein Heidelberger Kulturdenkmal im Spiegel seiner Gäste, Edition Schröck-Schmidt, Altlußheim, 96 S., 11,95 Euro

Viele berühmte Persönlichkeiten aus Kultur und Politik haben diesen bedeutenden und einmaligen Ort, den Wolfsbrunnen, besucht. Viele Künstler haben ihn festgehalten in Stichen, Radierungen, Zeichnungen und Gemälden und über siebzig Veröffentlichungen, teils verstreut in verschiedenen Publikationen, nennt das Literaturverzeichnis des Buches zu diesem sagenumwobenen, geheimnisvollen Ort. Alle die mehr oder weniger illustren Gäste, die den Wolfsbrunnen besucht haben, in einem Buch zusammenzutragen, hat sich der Herausgeber vorgenommen – ein lange gehegter Wunsch, den er Dank Corona nun verwirklichen konnte.

Die Idee zu diesem Buch kam dem Herausgeber und Autor – das erfahren wir im Vorwort – beim Anblick einer Speisekarte aus den 1980er-Jahren, worin eine „Auswahl aus der großen Zahl der bedeutenden Persönlichkeiten, die im Lauf der Zeit den Wolfsbrunnen besucht und bewundert, ihn beschrieben und gemalt haben“, aufgeführt ist. Diesen Besuchern ist der Band gewidmet; jedoch nicht nur ihnen, die Autoren – neben dem Herausgeber Volker Voigtländer, Jürgen Brose und Wolfgang Schröck-Schmidt – haben sich zur Aufgabe gemacht, die „historische Speisekarte“ zu erweitern. Bei ihren Recherchen stießen sie auf eine ganze Reihe weiterer Persönlichkeiten, die den Wolfsbrunnen besucht haben und die es wert sind, erwähnt zu werden.

Vier Kapitel berichten von „Dichtern und Schriftstellern“, von „Malern und Zeichnern“, „Komponisten und Tonkünstlern“ und von „Erlauchten Gästen“, womit die Angehörigen der Fürstenhäuser gemeint sind. In kurzen Abrissen werden die Gäste mit knappen biografischen Daten und vorallem mit ihren Äußerungen zu diesem „einsamen Ort mit schönen Baumgruppen“ dargestellt. Sie alle schwärmen von dem „Geheimtipp der Heidelberger

Szene“, der „romantischen Wildnis“, dem „Nachtigallenhain“, den „Forellen vom Wolfsbrunnen“ oder den „Sommerabendträumen“ im „lieblichsten aller Thäler in ganz Deutschland“. Eine Ausnahme bildet Charlotte Schiller, sie empfindet den Ort „Grausen erregend [...] mit ihren Spuren einer besseren Zeit“. Sie sieht „zerbrochene Fenster, zertrümmerte Treppen, unbekleidete Kinder, die im Hause spielen“ und resümiert: „Dies alles ist dem Besucher nicht erfreulich.“ Auch Carl Julius Weber gehört zu den wenigen, die diesen Ort „gar nicht interessant fand[en]“. Auch spottet er über die „Empfindsamen“, die dort „Lafontaine's Clara du Plessis und Clairant lesen mögen“ und dabei vergessen, „daß die alten schönen Linden um den See weggehauen sind“. Auch andere waren empört über die Fällung der Linden um den See, so der Dichter und Übersetzer Ludwig Tieck oder die Schriftstellerin Helmina von Chezy.

Den Hauptkapiteln voraus geht ein informativer Abriss von Jürgen Brose „Zur Geschichte des Wolfsbrunnens“, auch das Kapitel „Erlauchte Gäste“ ist von ihm. Dazwischen widmet sich Wolfgang Schröck-Schmidt den „Grüßen vom Wolfsbrunnen – auf Ansichtskarten“. Darin skizziert er die Geschichte der Fotopostkarten, die sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts mit dem Aufkommen der Fotografie immer mehr durchsetzte. Er zeigt den Wandel auf vom „impressionistischen Szenario“ um die Jahrhundertwende bis zur „bildscharfen Dokumentation“ in den 1920er-Jahren hin zu den Farbpostkarten Ende der 1950er-Jahre, anhand von schönen stimmungsvollen Bildbeispielen.

Ein abschließendes Kapitel widmet sich dem heutigen neuen Wolfsbrunnen, der von 2010 bis 2015 aufwendig saniert wurde und heute wieder als „ein Ort, an dem Kultur, Geschichte und Naturerlebnis“ zusammen wirken, erlebt werden kann.

Neben den erwähnten Postkarten bereichern schöne, teils kolorierte Stiche und Zeichnungen der Wolfsbrunnen Anlage das Bändchen, viele stammen aus der Sammlung des Herausgebers.

Leider wurde wenig Sorgfalt auf das Lektorat (z.B. Ungenauigkeiten bei der Seitenangabe und im Literaturverzeichnis) und die Ausstattung (z.B. Auswahl des Papiers) verwendet. Trotz dieser Mängel empfiehlt sich das schmale Bändchen allen Lesern und verspricht geistiges Vergnügen im Sinne des Goethe-Zitats, das der Herausgeber als Motto für das Buch gewählt hat: „Jede methodische Zusammenstellung zerstreuter Elemente bewirkt eine Art von geistiger Geselligkeit, welche denn doch das höchste ist, wonach wir streben.“

Claudia Rink

**Franz Werner: Georg Weber 1808–1888.** Schulmann, Familienmensch und Universalhistoriker in Heidelberg. Ein Beitrag zur Schulgeschichte des Helmholtz-Gymnasiums Heidelberg, zur Stadtgeschichte von Heidelberg und zur Geschichtswissenschaft im deutschen Kaiserreich, Mattes Verlag, Heidelberg 2021, 697 S., Fadenheftung, Festeinband, 84 Abb., 48,00 Euro

„Liebe zur Sache und Ausdauer bei der Arbeit überwindet alle Schwierigkeiten und Hindernisse.“ – Dieses Motto Georg Webers ist seiner jüngst in Heidelberg erschienenen Biografie vorangestellt. Der „Schulmann, Familienmensch und Universalhistoriker“ Georg Weber dürfte nur noch Wenigen ein Begriff sein.

Aus sozialer Perspektive war Weber ein Aufsteiger. Er startete bescheiden im damals französischen Bergzabern, wo er 1808 unter ärmlichen Verhältnissen zur Welt kam. Der Vater starb keine drei Jahre später; die Mutter 1837, als Weber bereits Lehrer an der Latein-

schule in Bergzabern war. Dorthin zurück kehrte er nach dem Studium der Theologie und Philosophie in Erlangen und Heidelberg, wo er bei Schlosser und Gervinus die Geschichte zu seinem Fach gemacht hatte. Nach der Promotion ging er als Hauslehrer bei der Familie Hunter auf eine dreijährige Bildungsreise nach Genf, Italien und Paris. Die Lateinschule in der Heimatstadt war nur Zwischenstation; bald folgte Heidelberg und dort die Höhere Bürgerschule. Nach langwierigen Besetzungsrunden wurde er 1851 schließlich sogar Leiter der Schule und organisierte diese neu. Die Umwandlung in eine „Realschule“ 1884 erlebte er nicht mehr als Schulleiter, zu dieser Zeit hatte er sich bereits der Familie und dem Schreiben zugewendet: „Lehrer geben viel und bekommen wenig zurück. Lust und Last liegen nahe beieinander.“ (S. 149)

Soweit die ersten beiden Teile der Biografie (S. 19–149). Der dritte Teil widmet sich dem „Familien- und Privatmensch“ (S. 150–222). Ein vierter stellt den „Untertan und Schriftsteller“ dar (S. 223–334). Darin geht es auf knapp 110 Seiten u. a. um Webers Einstellungen und Reflexionen bezüglich der 48er-Revolution, der Reichsgründung, Religion und Kirche, jüdisches Leben, um seine „Weltgeschichte“ und schließlich auch um Weber als „Bestsellerschreiber“. In diesem Teil ist insbesondere der Wandel vom Revolutionsbefürworter zum „Anhänger einer konstitutionellen Erbmonarchie und Kaisertum“ interessant: Vom Anhänger Miltons mit dessen republikanischen Gedanken zum „Untertan“ im Sinne Heinrich Manns. Weber nahm wie Schlosser an der demokratischen Bewegung in Baden keinen Anteil, denn „beide hatten gute Gründe, ein gerüttelt Maß der Revolutionsfolgen zu billigen“ (S. 232). Hierzu entwertete Weber die Ideen Miltons als „Traumbilder“ und scheute deren Verwirklichung; das Volk sei noch nicht reif dafür gewesen (S. 235). Werner erklärt dies mit der Konfrontation mit den unmittelbaren, gewaltsamen Auswirkungen der badischen Revolution, mit Angst vor erneuter „Demagogenverfolgung“ sowie der „Neuen Ära“ unter Friedrich I., dessen Reformversprechen Webers Wunsch nach einer Republik gedämpft habe. „Um die Fackel der Auflehnung zu tragen, fehlten ihm die Aufsässigkeit eines Rebellen und das Sendungsbewusstsein eines Revolutionärs“ (S. 239). Weber sei in diesen Dingen ein „liberaler Konservativer“ (S. 241) gewesen.

„Lax und wage“ bliebe Weber in seinen Einstellungen Juden gegenüber, was „in seiner judenfeindlich getränkten Zeit für ihn“ gesprochen habe (S. 295).

Mit einem kürzeren Kapitel zum „Lebensabend“ (S. 335–356) schließt die Biografie und die erste Hälfte des Buches ab. Die zweite Hälfte besteht aus mehreren Exkursen mit „Erstinformationen über Sachverhalte im Zusammenhang mit Weber“ (S. 356–406). Dann folgen die umfangreichen und kommentierten Anmerkungen, die teilweise ergänzende Hintergründe und Erweiterungen liefern (S. 409–556) und eine vertiefte Lektüre wert sind. Sodann folgt – durchaus ungewöhnlich – ein Teil mit 44 edierten und kommentierten Quellentexten, meist aus Briefen, Empfehlungs- und Huldigungsschreiben (S. 557–638). Eine umfangreiche Bibliografie, ein Lebenslauf und ein Personenregister schließen das Werk ab (S. 639–697).

Das Buch überzeugt in seiner Ausstattung und typografischen Gestaltung – gewünscht hätte man sich Lesebändchen, gerade weil man häufig zwischen Haupttext und Anmerkungen hin und herspringen will. Die ganz wenigen redaktionellen Fehler fallen nicht ins Gewicht. Allerdings neigt der Verfasser ohne Not gelegentlich zur Fremdwörterei, welche die LeserIn/ den Leser wohl von der Gelehrsamkeit des Autors überzeugen soll, denn andere Gründe sind für Sätze mit fünf Fremdwörtern in drei Zeilen (z.B. S. 31) nicht ersichtlich. Zudem befindet sich manche Darstellung nicht auf dem neuesten Forschungsstand, etwa,

wenn es um die Einschätzung der Politik Metternichs geht: Dessen Politik wird heute in Vielem anders eingeschätzt (vgl. Wolfram Siemann: Metternich. Strategie und Visionär. Eine Biografie, München 2016).

Insgesamt ist diese Biografie als umfangreiches und quellennahes Werk allen zu empfehlen, die sich für die Heidelberger Geschichte des 19. Jahrhunderts und speziell für die Schulgeschichte der Stadt interessieren. Bisweilen liest sich das Buch spannend wie ein Krimi (etwa bei der Berufung Webers an die Höhere Bürgerschule, S. 62–73), bisweilen wie eine Darstellung, die sich zu sehr der Quellsprache annähert, dadurch sprachlich aus der Zeit gefallen wirkt und es gelegentlich mit der akademischen Gelehrsamkeit übertreibt.

Florian Schmidgall

**Walter Mühlhausen: Friedrich Ebert. Sein Leben in Bildern.** Herausgegeben von der Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte, Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2019, 272 S., 38,00 Euro

Friedrich Ebert wurde 1871 in der Heidelberger Altstadt geboren, besuchte dort die Volksschule in der Sandgasse und absolvierte anschließend eine Sattlerlehre. 1889 begab er sich als Geselle auf Wanderschaft, die ihn bis nach Bremen führte, wo seine politische Karriere in der SPD begann. 1905 wurde er in den Parteivorstand gewählt und fortan war Berlin sein Lebensmittelpunkt. 1912 kandidierte er erfolgreich für den Reichstag, ein Jahr später wurde er zum Parteivorsitzenden gewählt. Im November 1918 amtierte er für einen Tag als Reichskanzler, dessen Funktionen gingen dann an den Rat der Volksbeauftragten unter Eberts Vorsitz über. Im Februar 1919 wurde Ebert schließlich zum ersten Präsidenten der Weimarer Republik gewählt, er übte das Amt bis zu seinem Tod sechs Jahre später aus. Nach Heidelberg kam Ebert zu Lebzeiten nur noch als Besucher, er blieb jedoch seiner Heimatstadt verbunden und wurde seinem Wunsch entsprechend im März 1925 auf dem Bergfriedhof bestattet.

Friedrich Ebert verbrachte also nur seine Kindheit und Jugend in Heidelberg, gleichwohl zählt er zu den bedeutendsten Söhnen der Stadt. Seit 1986 ist sein Geburtshaus in der Pfaffengasse eine Gedenkstätte. Walter Mühlhausen, von Anfang an Mitarbeiter und seit 2008 Geschäftsführer der Ebert-Stiftung, ist als profunder Experte ausgewiesen, insbesondere durch eine 1000 Seiten umfassende Monografie über den Reichspräsidenten. (Walter Mühlhausen: Friedrich Ebert 1871–1925. Reichspräsident der Weimarer Republik, Bonn 2006.) Der vorliegende Band ergänzt diese Arbeit als „fotografische Quellensammlung“ (S. 7), er enthält über 400 Fotografien aus deutschen und internationalen Archiven.

In einer ausführlichen Einleitung geht Mühlhausen zunächst auf Friedrich Ebert als „Objekt der Fotografen“ ein. Sein Anknüpfungspunkt ist das berühmt-berüchtigte Foto aus dem Jahr 1919, das den Reichspräsidenten zusammen mit Reichswehrminister Noske etwas unvorteilhaft in Badehosen zeigt. Die ursprünglich zu privaten Zwecken entstandene Aufnahme gelangte in die Öffentlichkeit und wurde unter anderem von der rechtsgerichteten Presse zur Verunglimpfung des Präsidenten und der Regierung der Weimarer Republik genutzt. Nach zeitgenössischen Maßstäben war Ebert keine „repräsentative Erscheinung“ und hatte wohl auch eine gewisse Scheu, sich fotografieren zu lassen. Mühlhausen legt dar, dass in den Anfangsjahren der Weimarer Republik „die Fotografie nicht als zentrales Kommunikationsmedium zur Personalisierung und Popularisierung von Politik erkannt wurde“ (S. 22). Das Büro des Reichspräsidenten legte nur wenig Wert auf eine entsprechende Öffentlich-

keitsarbeit, während gleichzeitig der Bildjournalismus als neues Genre der Berichterstattung an Bedeutung gewann und die Nachfrage nach Fotografien wuchs.

Der rund zwei Drittel des Buches umfassende Bildteil ist chronologisch und sachlich gegliedert, mit einer erläuternden Einleitung zu jedem Abschnitt. Am Anfang steht eine Serie von Porträts, wobei Eberts Miene auf zahlreichen dieser Fotos ernst, mitunter sogar mürrisch wirkt. Bei anderen Gelegenheiten zeigte er dagegen einen freundlichen und entspannten Gesichtsausdruck, etwa im Kreis von Schulkindern oder bei einem seiner zahlreichen Messebesuche. Wie auf Grund seiner sozialen Herkunft nicht anders zu erwarten, sind aus seiner Kindheit und Jugend in Heidelberg so gut wie keine Fotografien überliefert, eine um 1878 entstandene Aufnahme zeigt ihn im Kreis seiner Mitschüler. Auch von seiner Familie gibt es nicht allzu viele Aufnahmen. Als Reichspräsident vermied Ebert nach Möglichkeit die Veröffentlichung von Bildern aus seinem privaten Umfeld. Einige Aufnahmen zeigen Ebert „jenseits vom politischen Alltag“, beispielsweise im Urlaub oder während eines Kuraufenthalts. Die meisten Fotos von Ebert entstanden jedoch bei offiziellen Anlässen in seiner Rolle als Staatsoberhaupt, aber auch bei diesen Motiven ist die Überlieferung insgesamt eher spärlich.

Vor diesem Hintergrund ist die Fülle der von Walter Mühlhausen und seinen Mitarbeitern – explizit erwähnt wird Sebastian Parzer – zusammengetragenen und für den Band ausgewählten fotografischen Dokumente umso bemerkenswerter. Das Buch macht Friedrich Ebert und sein Leben im besten Sinne anschaulich.

Martin Krauß

**Robert E. Lerner: Ernst Kantorowicz.** Eine Biographie. Aus dem Amerikanischen von Thomas Gruber, Klett-Cotta, Stuttgart 2020, 551 S., Festeinband, Lesebändchen, 39 Abb., 48,00 Euro

Historiker\*innen kommen selten zur Ehre, mit einer umfassenden Biografie gewürdigt zu werden. Eine schillernde Persönlichkeit wie Ernst Kantorowicz – Mediävist, Intellektueller und Mitglied des Heidelberger George-Kreises, „einer Romanfigur nicht unähnlich“ (S. 144), – rechtfertigt eine Ausnahme: nicht nur, weil er mit „The King’s Two Bodies“ ein bis heute nachgedrucktes und mehrfach übersetztes Grundlagenwerk verfasst hat, sondern auch, weil er immer wieder politisch aufgetreten ist – mit sich stark wandelnden Vorzeichen. Der amerikanische Mediävist Robert Lerner legte diese profunde Biografie vor, deren 26 Kapitel sich primär aus Briefen von und an Kantorowicz speisen. Die deutsche Ausgabe ist noch um neue Quellen und Würdigungen erweitert erschienen (so nahm Lerner auch Beiträge aus dem hiesigen Jahrbuch wahr, vgl. S. 478, Anm. 18).

Kantorowicz’ Herkunft, Kindheit, Jugend und Schulzeit in Posen als Kind jüdischer Spirituosenhändler, die Gymnasialzeit und der erste Besuch Heidelbergs, der Einsatz als Freiwilliger im Ersten Weltkrieg sowie sein aktiver Kampf gegen die Münchner Räte-Republik und eine heftige Liebesbeziehung zu Josefina von Kahler sind die Gegenstände der ersten drei Kapitel.

„Heidelberg“ ist ein eigenes viertes Kapitel gewidmet – was etwas verwirrend ist, denn Kantorowicz lebte und wirkte über die dort geschilderte Zeit hinaus in Heidelberg. Es umfassen immerhin vier Kapitel seine Zeit am Neckar (S. 70–143), die mit seiner Furore machenden Biografie Friedrichs II. ein Ende nahm. Er schrieb sich an der Universität in Nationalökonomie ein und betrat rasch wissenschaftliche und literarische Kreise (Gundolf, A. Weber,



Salin, Gothein u.a.). Die erste Hälfte des „Heidelberg“-Kapitels beschäftigt sich im Schwerpunkt eher mit Gundolf und dessen (akademischen) Auftritten; die zweite Hälfte dann mit Kantorowicz' Dissertation „Das Wesen der muslimischen Handwerkerverbände“ – eine Arbeit, die nicht gerade eine glänzende wissenschaftliche Karriere am Horizont aufblitzen lässt: Es fehle „jedes Bemühen um Beweisführung, Quellenauswertung und -abwägung oder gar Nuancierung. Es wäre zu viel des Lobes, diese Doktorarbeit auch nur über eine heutige Bachelorarbeit zu stellen.“ (S. 80) Für einen Dokortitel magna cum laude reichte es gleichwohl.

Dem George-Kreis ist das folgende Kapitel mit der passenden Überschrift „St. George“ gewidmet, denn über weite Strecken geht es eher um den „Meister“ als um den Adepten Kantorowicz. Die beiden lernten sich im November 1920 in der Pension Friedau kennen und schätzen: „Von jenem Moment an war Ernst Kantorowicz Georges Jünger.“ (S. 91) Deren „Verhältnis“ sowie die gesamte George-Problematik in Sachen Sexualität, Ausnutzung und Übergriffe thematisiert der Autor wiederholt, kommt aber im folgenden Kapitel zum Schluss, die Quellen würden es weder be- noch widerlegen und enthält sich eines Urteils hierüber (vgl. S. 111). Dieses Kapitel schildert den Aufenthalt im Haus am Schlosspark, wo er anfangs mit Woldemar von Uxkull zusammenlebte. Lerner beleuchtet hier einige Heidelberger Hintergründe und Beziehungsgeflechte, bevor der von George angeregte und stark geförderte „Beststeller“ über den Stauferkaiser Friedrich II. in einem eigenen Kapitel ausführlich dargestellt wird.

Die übrigen Kapitel beschäftigen sich mit Kantorowicz' weiterem Werdegang – bei den „Monumenta Germaniae Historica“, in Frankfurt an der Universität, dann mit der Emigration nach Oxford, weiter in die Vereinigten Staaten. Immer wieder trat er politisch in Erscheinung, etwa im Wintersemester 1933 in Frankfurt: Nach Lerner habe „mit Ausnahme von Ernst Kantorowicz während des ganzen Dritten Reichs kein deutscher Professor in einer Lehrveranstaltung und vor grossem [sic!] Publikum seine Stimme zu einer Abrechnung mit der NS-Ideologie“ (S. 209) erhoben. Später verweigerte er sich im McCarthy-Amerika dem antikommunistischen „Treueeid“ und verlor seine Stelle in Berkeley, wurde dann aber ans „Institute for Advanced Study“ in Princeton berufen, wo er bis zum Lebensende blieb. Ein langes Kapitel gegen Ende ist noch „The King's Two Bodies“ gewidmet.

Neben Biografie bietet das Buch immer wieder ausführliche Werkanalyse. Eine finale Würdigung bleibt Lerner indes schuldig – und lässt die Leser\*innen etwas ratlos zurück: Kantorowicz war und bleibt eine schillernde, schwer einzuordnende „Romanfigur“, deren Biografie ebenso spannend wie anregend ist – politisch eindeutig fassbar bleibt sie bis zum Ende nicht.

Florian Schmidgall

**Sebastian Klusak: Heidelberger auf der Flucht.** Vorschläge für Stadtrundgänge über Verfolgungsschicksale zwischen 1933 und 1945. Hg. Evangelische Erwachsenenbildung Heidelberg, Verlag tredition, Hamburg 2020, 176 S., 14,84 Euro

Sebastian Klusak ist Leiter der Evangelischen Erwachsenenbildung in Heidelberg. Die Begeisterung für Geschichte und Geschichten hält ihn seit langem in Bann. Er bietet themengeschichtliche Stadtrundgänge an und hat diese in einer „Materialsammlung für Pädagogen“ (S. 8) nun auch publiziert. Dass solche Exkursionen in schriftlicher Form dokumentiert werden, ist grundsätzlich zu begrüßen.

Das Buch ist gegliedert in biographische Skizzen zu acht unbekanntem und zwölf bekannten, mindestens weitläufig mit Heidelberg verbundenen Verfolgungsschicksalen sowie zwei Führungsvorschlägen, einer zu Heidelberg im Nationalsozialismus und zum Kriegsende, ein zweiter zu Hermann Maas, dem engagierten Stadtpfarrer von Heiliggeist.

Etwas irritierend ist es, dass die Angaben des dokumentierten Zeitraums auf dem Titelblatt (1933–1945) und der Rückseite (1939–1945) voneinander abweichen. Die Angebote zu Rundgängen in der Stadt sind von der Fluchtthematik abgekoppelt, wenn man davon absieht, dass Flucht und Vertreibung im Zusammenhang mit der Verfolgung jüdischer Einwohner zum Grundgeschehen dieser Epoche gehörten.

Zwei spannende Beiträge beziehen sich auf frühere und spätere Zeiträume. Erich Killingers tollkühne Flucht aus russischer Gefangenschaft um den halben Globus fand im Ersten Weltkrieg statt. Das Schicksal von Bodo Strehlow, dessen Fluchtversuch in einem gekaperten Patrouillenschiff aus der DDR in einer über 3700 Tage währenden Haft im „Gelben Elend“ in Bautzen mündete, ist überaus bewegend. Nach seiner Freilassung hat er sich in Heidelberg zum Studium niedergelassen und um Entschädigung gekämpft. Dieser Beitrag stammt nicht von Klusak, sondern ist der Dokumentation von Jürgen Aretz und Wolfgang Stock „Die vergessenen Opfer der DDR“ (1997) entnommen. Eine turbulente, Fluchtgeschichte ist Rolf Magener gewidmet, der 1939 in Indien als Enemy Alien interniert wurde und – anfangs zusammen mit Heinrich Harrer – aus dem Lager floh. Klusak stellt diese spektakuläre Story, die 1955 auch der Spiegel aufgegriffen hatte, irreführend in den Kontext der Heimkehrer-Statue am Heidelberger Rathaus, die der deutschen Kriegsgefangenen in russischen Lagern im Zweiten Weltkrieg gedenkt. Ein wertvoller und zutreffend verorteter Hinweis gilt den über 1200 im Jahr 1946 aus dem nordmährischen/tschechischen Bezirk Ordrav vertriebenen und dann in Heidelberg beherbergten Deutschen. Ihnen ist seit 2001 ein Gedenkstein in der Kurfürstenanlage gewidmet.

Diesen wertvollen Fundstücken stehen kurze Skizzen u.a. zu Emil Julius Gumbel, Hannah Arendt, dem Lyriker Alfred Mombert und dem Sinto Vinzenz Rose zur Seite, die von sehr unterschiedlicher Qualität und Dichte sind. Ohne ins Detail zu gehen, müssen wir dem Autor vorhalten, dass er die vorhandenen Forschungen und Informationen nicht wirklich gründlich und sorgfältig rezipiert hat. Seite um Seite lassen sich „Fehler“ finden, von ungeschickten und irritierenden Formulierungen ganz abgesehen, die bei der unkritischen Übernahme vorhandener Texte leider weiter tradiert werden.

Nur einige Beispiele: Die Ausweisung der polnischen Einwohner am 28. Oktober 1938 endete keineswegs „in dem Niemandsland zwischen der polnischen und deutschen Grenze“, sondern im Grenzort Zbąszyń (dt. Bentschen), wo nur eine Notunterbringung möglich war (S. 127). Der NS-Studentenbund residierte im Marstall, nicht in der Aula der Universität; die Deutsche Studentenschaft war nicht „eine Vereinigung rechtsnational eingestellter Studierender“ (S. 80), sondern der AStA-Ersatz und zugleich Kampfverband von NS-Studenten und rechtsradikalen Studentenverbindungen. Die Oktoberdeportation 1940 fand keinesfalls am 22. Januar 1940 statt (S. 128) und dass NS-Studentenführer Scheel sich an der Bücherverbrennung „beteiligt habe“, ist ein schlichter Euphemismus (S. 125). Er hat sie organisiert und die zentrale Hetzrede gehalten. Das Münchener Treffen von Hitler und Goebbels am 9. November 1938 war auch beileibe kein „Abendessen der Parteiführung für verdiente Parteigenossen“, sondern die jährliche Gedenkfeier für Teilnehmer des Putschistenmarsches auf die Feldherrenhalle 1923 und sog. Alte Kämpfer der SA (S. 127). Und dass die deutschen Juden „große Teile ihres Vermögens dem Staat schenken“ (S. 122) mussten, verharmlost

den tatsächlichen Beraubungsprozess des NS-Staats an den jüdischen Einwohnern. (S. 122). Und sollte man Albert Speers fragwürdige Selbststilisierung als Retter Heidelbergs (S. 119) wirklich so unmittelbar aus dessen Erinnerungen von 1969 abschreiben?

Dem Autor ist für eine überarbeitete Ausgabe (gerade im e-book-Format) ein wirklich gründliches „Lektorat und Korrektorat“ (S. 2) zu empfehlen, das in der Titelei leider nur versprochen wird. Der Stadtplan mit den markierten Stationen zur NS-Geschichte (S.111), unter denen das Rathaus fehlt, wäre auch beim Rundgang-Vorschlag zu Hermann Maas und für die Adressen der Verfolgten von Nutzen. Der Nachweis von Zitaten und Belegen sollte entschieden professioneller gestaltet werden. An vielen Stellen wünscht man sich, dass der Autor neben den Wikipedia- und Internetquellen auch die gedruckten Veröffentlichungen verwendet und zitiert hätte.

Norbert Giovannini

**Brigitte und Gerhard Brändle: Jüdische Kinder im Lager Gurs: Gerettete und ihre Retter\*innen. Fluchthilfe tut not – eine notwendige Erinnerung, Hg. Israelitische Religionsgemeinschaft Baden, Karlsruhe 2020, 204 S.,** (als PDF auf der Homepage des Oberrats der Juden <https://irg-baden.de>)

Ausgehend von Recherchen zu Pforzheim forschen und veröffentlichen Brigitte und Gerhard Brändle seit über vierzig Jahren u.a. zur Geschichte der antifaschistischen Spanienfreiwilligen aus Baden (Adelante Libertad: Spanienfreiwillige aus Baden 1936–1939, Karlsruhe 2016), zu Euthanasieverbrechen, zum politischen Widerstand und zur Geschichte der Deportation am 22. Oktober 1940 in das Lager Gurs.

Schwerpunkt ihrer jüngsten, überaus akribischen Suche zu Gurs sind die Schicksale der 1940 verschleppten Kinder und Jugendlichen. Bewusst mit Blick auf die aktuelle Situation der in Europa Schutz und Obdach suchenden Flüchtenden fokussieren sie die Situation in den französischen Lagern und die damaligen Initiativen von Hilfsorganisationen, der Résistance, der Kirchen und der Zivilbevölkerung, denen es unter großen Risiken gelungen ist, internierte Minderjährige aus Gurs und anderen Lagern zu retten, zu verstecken und ihnen zur Flucht zu verhelfen.

Brändles untersuchen in ihrer 2020 digital veröffentlichten Dokumentation die Schicksale von 557 aus Baden, der Pfalz und dem Saarland nach Gurs deportierten Kindern, von denen 408 überlebten. 200 von ihnen wurden in Frankreich „untergebracht“, d.h. sie konnten in Verstecken abtauchen, 100 wurden mithilfe der Quäker in die USA gerettet, 100 konnten in die Schweiz flüchten und acht überlebten die NS-Tötungslager.

Dank aufwendiger Recherchen werden die Rettungserfolge des Schweizerischen Kinderhilfswerks, des jüdischen Kinderhilfswerks OSE (Œuvre de Secours aux Enfants), der protestantischen Frauen-Organisation CIMADE (Comité Inter-Mouvements Auprès des Évacués), der Quäker und anderer Organisationen sichtbar. Die Berichte geretteter Kinder, Korrespondenzen, Archivsuche – und nicht zuletzt zahlreiche Fotos – zeigen das personale Gesicht der Rettungsaktionen, geben den Helfern und Geretteten Gesicht und Namen; ebenso werden Heime, Verstecke, Rettungswege und Fluchthilfen sichtbar gemacht.

Die Dokumentation enthält die Biografien nahezu aller nach Gurs deportierten Kinder und Jugendlichen aus Baden, der Pfalz und dem Saarland, eine detaillierte Übersicht über die Heime der Hilfswerke, deren Leiter\*innen und die dort beherbergten Kinder sowie Kar-

ten der Kinderheime des OSE und des Kinderhilfswerks des Schweizer Roten Kreuzes. Im ersten Teil werden systematisch die Etappen der Fluchthilfe und Unterbringung dargestellt, ebenso die Reichweite der daran beteiligten Organisationen. Eine Zeitleiste, die auch die Mitwirkung der Kollaborationsregierung von Vichy und ihrer Behörden an den Verfolgungen deutlich macht, beschließt das Buch.

Dank dieser Veröffentlichung haben wir nun erweiterte Kenntnisse über die Schicksale von aus Heidelberg deportierten Kindern. Dies gilt für den Fluchtweg des aus Karlsruhe stammenden Kurt Birk (geb. 1926) und das Schicksal des 1928 in Köln geborenen Gert Grünhut. Die Autoren fanden einen Film, in dem Grünhut seine Rettung aus Gurs und die Flucht in die USA erzählt. Er ist 2002 gestorben. Zu der 1928 in Hainstadt geborenen Loni Hofmann haben die Autoren Fluchtweg und Fluchthelfer ermittelt, die im Mai 1944 in die Schweiz führte(n). Die Cousins Bernhard und Sigmund Kaufmann aus Baiertal, die 1939 in Heidelberg Unterschlupf fanden, wurden nicht – wie wir 2011 vermuteten – in den Osten deportiert, sondern aus dem Lager Rivesaltes gerettet und in die Schweiz gebracht. Wenn dies auch nur kleine Korrekturen sind, so überkommt uns doch beim Lesen jedes Mal ein Schauer der Erleichterung, wenn wir von geglückter Flucht und Überleben erfahren.

Die Untersuchung der Brändles vermittelt darüber hinaus die beispielgebenden Leistungen des breit gefächerten Rettungswiderstands in Frankreich, der jüdische, christliche, karitative Organisationen und die linke Résistance umfasste. Vielfach wurden aber auch die Retter zu Opfern der Kollaboration und der deutschen Besatzer.

Diese eindrucksvolle Dokumentation erweitert unser Wissen über die Gurs-Deportation und schärft den Blick auf alle Formen organisierter Rettungshilfe für die dort internierten Kinder und Jugendlichen. Sie zeigt damit auch auf, wie angemessen der neuerdings häufig verwendete Begriff Rettungswiderstand für diese Arten der Hilfeleistungen ist.

Norbert Giovannini

**Wassili Lepanto: Als Student in Heidelberg '68 ... und „zum Malen geboren“, Mattes Verlag, Heidelberg 2020, geb., 251 S., 63 Abb., 24,00 Euro**

Der Maler Wassili Lepanto, eigentlich Vasilios Loukopoulos, wurde 1940 bei Nafpaktos in Westgriechenland geboren. Nahe der Stadt, von den Venezianern Lepanto genannt, hatte die „Heilige Liga“ unter Don Juan de Austria 1571 über die Türken gesiegt. Damit war der Mythos der unbesiegbaren Osmanen gebrochen. Der italienische Ortsname wurde zum Nom de Plume unseres Malers. Er starb am 30. August 2018 in Heidelberg, wo er länger als ein halbes Jahrhundert gelebt hatte. Im Nachlass fand sich ein unvollendetes Manuskript, das von seiner Frau Leena Ruuskanen veröffentlicht wurde. In diesem autobiografischen Text beschreibt Lepanto seine Studentenzeit in Heidelberg und die Entwicklung zum bildenden Künstler. Der Text galt ihm als Vorbereitung auf ein umfassenderes Werk, zu dem es nicht mehr kam.

Als Lepanto am 31. Mai 1966, aus Griechenland kommend, vom Heidelberger Bahnhof mit der Straßenbahn in die Altstadt fuhr, hatte er ein erstes Erlebnis mit der westdeutschen Studentenbewegung: „Wie ein Meer von roten Fahnen, weißen und schwarzen Transparenzen zeigte sich ein Bild vor uns [...] Ich war überwältigt und spürte, wie mein Herz vor Sehnsucht sich weitete, wie das Blut in mir heiß pulsierte, ein Gefühl, das anregend und treibend war“ (S. 11f.). Hier beginnt Lepantos Erzählung, eher ein Märchen. Nie zuvor wurde die Zeit der Heidelberger Studentenbewegung harmonischer, ja poetischer beschrieben. Andere lie-

fern mehr oder weniger kritische Analysen der Auseinandersetzungen jener Epoche, dieser idealistische Text hier sprüht vor Freude über die Zeit der Jugend. So erlebt der junge Wassili den Innenhof der Neuen Universität als „Paradiesgärtlein mittelalterlicher Maler“. Der Ort verströme „eine Innerlichkeit, vergleichbar mit jener eines Kreuzgangs im mittelalterlichen Kloster“ (S. 23). Das Leben an der Universität sei ihm „wie ein ewiges Fest der Gemeinschaft und des Zusammenseins mit Kommilitonen aus allen Regionen und Kulturen der Welt“ (S. 36) gewesen.

Der Titel des Buches nimmt Bezug auf ein Zitat des Philosophen Hans-Georg Gadamer, Freund und Bewunderer von Lepantos Kunst: „Er wurde Maler, und es stellte sich heraus, dass er zum Malen geboren war [...]“. Für Renate Marzloff war er „der letzte Romantiker Heidelbergs [...], ein Geschenk an diese Stadt.“ Der Künstler sagt selbst: „Das Grün in Deutschland hat in mir eine tiefe Begeisterung erweckt. Die Studentenbewegung hat aus mir einen kritischen, ja revolutionären Menschen gemacht. Das Studium der Literatur hat mich gelehrt, die Menschen zu lieben. Diese drei Dinge haben mich zum Künstler gemacht.“

Eine Zäsur in seinem Leben kam 1969, als er wegen einer Schilddrüsenerkrankung zur Kur in den Schwarzwald musste. „Hier in Todtmoos lernt er die Größe der Natur kennen [...] hier, in der Stille der Wälder, erlebt er eine Art Katharsis, ja eine Wiedergeburt, die ihn empfänglich macht auch für die Sprache der Kunst“ (L. Ruuskanen). Er entdeckte die Gabe, sich in der Kunst auszudrücken. Nach Heidelberg zurückgekehrt, ordnete er sein Leben neu. Er absolvierte mehrere Studiengänge, arbeitete als wissenschaftliche Hilfskraft und wurde zum Dr. phil. promoviert. In dieser Zeit lernte er die finnische Studentin Leena kennen, mit der ihn eine lebenslange Partnerschaft verband. Und er begann zu malen.

„Als Reaktion auf die bewegte Zeit entschloss ich mich nach innerer Zwiesprache nicht nach Beruf und Karriere zu streben, lehnte 1979 eine Stelle als Dozent für Germanistik an der Universität von Athen ab und wandte mich vollen Herzens der Kunst zu.“ (S. 208) 2000 eröffnete er in der Friedrich-Ebert-Anlage eine eigene Atelier-Galerie, die heute noch existiert. Er mischte sich kräftig in die Stadtpolitik ein: 2001 sammelte er Unterschriften gegen die Fällung der Trauerweide im Schlosshof. Als 2007 der Gemeinderat beschloss, die denkmalgeschützten neoklassizistischen Markt-Kolonnaden von 1927 auf dem Ebertplatz abzureißen, sammelte er erneut. Beide Male ohne Erfolg. Mehr Glück hatte der Maler, als er zusammen mit einer Bürgerinitiative gegen die Erweiterung der Stadthalle protestierte. 2009 gründete er die Kulturinitiative „Heidelberg pflegen und erhalten“ zur Bewahrung der Heidelberger Altstadt vor Verfremdung durch bauliche Modernismen. Im selben Jahr wurde er in den Stadtrat gewählt, dessen Mitglied er bis zu seinem Tode blieb. Der Mattes Verlag legte jetzt mit einem schön ausgestatteten, reich bebilderten Band Lepantos literarisches Vermächtnis vor.

Hansjoachim Räther

**Ingrid von Beyme, Thomas Röske (Hgg.): Unruhe und Architektur in Werken der Sammlung Prinzhorn**, Verlag Das Wunderhorn, Heidelberg 2020, 416 S., Festeinband, Fadenheftung, über 100 Abb., 34,00 Euro

Vom 17. Mai bis 26. August 2018 zeigte die Heidelberger Sammlung Prinzhorn eine Ausstellung über Architektur in Werken von Psychiatrie-Patientinnen und Patienten, die nun in einem Begleitband dokumentiert ist, der „eine exemplarische Auswahl“ zeigt, „an der die

Vielfalt der Hintergründe und Ideen deutlich werden soll“ (S. 4). Volker M. Welter, Professor für Architekturgeschichte, führt knapp in den Band ein mit der Feststellung, dass Architekten, die in den Architekturzeichnungen der Sammlung Prinzhorn Erkenntnisse suchen, diese „mehr als Weltenspiegel denn als Seelenspiegel“ (S. 7) betrachten sollten, denn diese lassen weniger auf innere Seelenzustände schließen als auf eine Kritik der gesehene Motive – der gebauten Umwelt. „Nichts bleibt, wie es ist. Alles fließt, bricht und bewegt sich. Das ist die Botschaft der unruhigen Architektur“ – so Franz Resch vom Universitätsklinikum Heidelberg im Grußwort (S. 9).

Die Kuratorin Ingrid von Beyme erläutert in ihrer Einführung die thematische Ordnung des Katalogs in 23 Kategorien („Architekturthemen“), z.B. bedrohliche und angsteinflößende Anstaltsarchitektur, Architektur und Schrift, Architektur als Rahmen für besondere Erlebnisse, „verlebdigte“ Architektur durch Physiognomisierung, ideale, sakrale und historische Architektur. „Anstaltspatient\*innen hatten einen besonderen Blick auf die Wirklichkeit, der nicht nur von ihrem seelischen Zustand geprägt war, sondern auch vom Eingesperrtsein in einem ungewohnten, gefängnisartigen Umfeld.“ (S. 21)

Dass die gezeigten Grafiken, Zeichnungen und Objekte „durch ganz eigene Regeln des Geisteskampfes mit sich selbst entstanden“ sind, schreibt der Künstler und ehemalige Kurator der Internationalen Bauausstellung (IBA) Stephen Craig (S. 23). Carl Zillich, kuratorischer Leiter der IBA Heidelberg, betont schließlich die Ergänzung der Zwischenpräsentation der IBA durch die Prinzhorn-Darstellungen und ihr Verständnis „als institutionalisierter Unruhestifter im System der Raumproduktion“ (S. 25).

Nach diesen knappen Worten der Hinführung folgt der alphabetisch nach Namen sortierte Katalogteil mit weit über hundert farbigen Abbildungen, teilweise im Hoch-, teilweise im Querformat, sodass der Band immer wieder gewendet werden muss (S. 26–384). Kurzbiografien der Künstlerinnen und Künstler sowie Referenzbilder, die auf einzelne Werke verweisen, schließen den Band ab.

Der Katalog ist Werkschau und verzichtet weitgehend auf erläuternde oder kommentierende Textteile. Mit den in Farbe gezeigten und hervorragend reproduzierten Tafeln und Heften kann man sich viele Stunden beschäftigen – das in Originalgröße und vollständig wiedergegebene Schreibheft des Karl Sch. (wohl Schindler) bildet einen eigenen Teil und zeigt eindrücklich, dass viele Werke sich mehreren der eingangs vorgestellten Kategorien zuordnen lassen. Der Band überzeugt auch durch gelungene Gestaltung, die Themen werden typografisch versinnbildlicht: die Unruhe durch eine „beschädigte“ Antiqua, die Architektur durch eine solide, reduzierte Grotesk-Schrift, die beide neben- bzw. übereinander zum Einsatz kommen. Es bleibt abzuwarten, ob die in Planung befindliche bauliche Erweiterung der Sammlung Prinzhorn die Erkenntnisse der Werke aufgreifen wird – anschauliches Material steht mit diesem beeindruckenden Katalog zur Verfügung.

Florian Schmidgall

**Georg Patzer: 50 × Heidelberg.** Eine spannende Zeitreise durch die Stadtgeschichte, Silberburg-Verlag, Tübingen 2020, 128 S., 19,99 Euro

Der Untertitel des Buches verspricht nicht zu viel. Für Menschen, die sich für die Geschichte ihres Wohn- oder Heimatortes interessieren, aber keine dicken Bücher lesen wollen, kann diese „Zeitreise“ ein Einstieg sein. Historisches in gut verdaulichen Häppchen zu präsen-



tieren, findet als Geschäftsidee immer mehr Nachahmer. Von „50 Höhe- und Wendepunkten der Heidelberger Geschichte“ spricht der Silberburg-Verlag in seiner Werbung. Etwa die Hälfte der Höhepunkte sind auf Persönlichkeiten fokussiert, von Adelheid von Orlamünde bis zu Marie Marcks. Die Künstlerin Marcks ist vielen noch ein Begriff, aber wer war diese Adelheid? Wir erfahren: Witwe eines Pfalzgrafen und Gemahlin eines anderen Pfalzgrafen. In Heidelberg war sie nie, denn als sie starb, gab es die Stadt noch nicht. Dennoch spielt Adelheid eine wichtige Rolle in der (ziemlich komplizierten) Vorgeschichte der Stadtgründung. Diese wird in zwei Kapiteln gut erklärt.

Eine Zeitreise durch die Geschichte Heidelbergs beginnt natürlich mit dem Homo heidelbergensis, auch wenn der Urmensch von Mauer mit Heidelberg weder auf der zeitlichen noch auf der topografischen Ebene viel gemein hat. Weiter geht es mit Sachthemen wie „Jungsteinzeit, Römer und Kelten“, der Geschichte des (unteren) Schlosses (mit kurzer Erwähnung der oberen Burg), dem Codex Manesse, der Erhebung der Pfalzgrafen zu Kurfürsten, der Universitätsgründung, den pfälzischen Landesteilungen, den Auswirkungen der Reformation und so fort. Jedes Thema wird auf zwei Seiten gut zusammengefasst.

Geschichte setzt sich bekanntlich aus Geschichten zusammen, allein der Zusammenhang zählt. Dem Autor gelingt es auf elegante Weise, komplexe Inhalte auf das Wesentliche zu reduzieren. Dabei sollten die Details freilich stimmen. Georg Patzer erhielt, wie wir erfahren, beim Verfertigen des Textes Unterstützung von seiner Frau, die Korrektur las. Dennoch blieb einiges stehen. So zog 1649 nicht „der neue Herrscher Philipp Wilhelm“ (S. 17) in das zerstörte Heidelberg (es war Kurfürst Karl Ludwig). Die Alte Brücke wird nicht nur „von Fußgängern und Radfahrern genutzt“ (S. 57), sondern leider auch ziemlich häufig von Kraftfahrzeugen. Der alte Hauptbahnhof war nicht dort, wo heute der Bismarckplatz ist (S. 64). Und so weiter. Aber die Auswahl der Abbildungen ist hervorragend.

Die Angabe von Quellen und Literatur scheint nicht dem Konzept der „50 × ...“-Reihe zu entsprechen, die Weglassung ist also nicht dem Verfasser anzulasten. Obwohl, man hätte doch gerne erfahren, ob er sich bei diesem Buch auf eigene Forschung stützte oder sich allein auf die Sekundärliteratur verließ.

Hansjoachim Räther

**Nicola Walter, Christian Buck (Hgg.): Heidelberger Helden.** Außergewöhnliche Menschen in den Corona-Monaten März bis Juli 2020, Kurpfälzischer Verlag, Heidelberg 2020, 240 S., über 100 Abb., 35,00 Euro

Ein Jahr später: Im Juli 2021 hinterlässt der Titel „Heidelberger Helden“ im Rückblick auf die ersten Corona-Monate einen zwiespältigen Eindruck. Längst hat sich herausgestellt, dass die pathetisch und emphatisch, häufig und öffentlich mit diesem Begriff verbundene Anerkennung längst verpufft ist. Weder erhielten die zu Beginn beklatschten „Helden“, Menschen, die im Supermarkt, im Nahverkehr oder im Krankenhaus arbeiten, im weiteren Verlauf der Pandemie größere Aufmerksamkeit, noch lässt sich eine langfristig wachsende Solidarität oder Wertschätzung erkennen. Die Hoffnung eines der Porträtierten, eines Postzustellers, dass „die sonst unterbewerteten systemrelevanten Berufe auch über Corona hinaus etwas mehr Anerkennung erfahren würden“ (S. 106), scheint sich derzeit nicht zu erfüllen. Insofern hat sich die Euphorie, aus Corona Impulse für eine „bessere Welt“ auch auf lokaler

Ebene ziehen zu können, als kurzlebig erwiesen – und somit ist das hier zu besprechende Buch bereits Gegenstand der Zeitgeschichte geworden.

Dies macht den Inhalt des Bildbandes jedoch nicht weniger interessant. Er porträtiert in Wort und Bild „ganz gewöhnliche“, aber in gewisser Hinsicht doch außergewöhnliche Menschen, die sich in den von Corona und teils von „Lockdown“ geprägten Monaten von März bis Juli 2020 engagiert für die Gesellschaft der Stadt Heidelberg zeigten. Auf diese Weise sind 108 Porträts von Einzelpersonen und Gruppen entstanden – jeweils mit einem Text des Juristen und Unternehmensberaters Nicola Walter und einem Bild des professionellen Fotografen Christian Buck. In vielen der Texte kommen die Porträtierten ausführlich zu Wort, indem sie die unterschiedlichsten Initiativen angesichts der Pandemie oder aber die Fortsetzung ihrer gewöhnlichen Tätigkeit unter ungewöhnlichen Bedingungen beschreiben. Beeindruckend ist tatsächlich nicht nur die Vielfalt der ausgewählten Persönlichkeiten, deren Auswahl nicht transparent gemacht wird, die aber offensichtlich aus einem breit angesetzten Querschnitt der Stadtbevölkerung stammen und nicht nur bekannte Persönlichkeiten umfassen, sondern auch zahlreiche Menschen „von nebenan“. Beeindruckend sind auch die sensibel ausgeführten, großformatigen Schwarz-Weiß-Fotografien.

Es liegt in der Natur der Sache bzw. der Anlage dieses Buches, das besonders engagierte, angesichts der Pandemie kreative Menschen vorstellt und selbst zu Wort kommen lässt, dass ein Kaleidoskop-Bild in leuchtenden Farben und positiver Ausstrahlung zustande gekommen ist. In einigen Texten werden zwar auch am Rande Schwierigkeiten im Umgang mit den Corona-Bedingungen erwähnt, doch im Vordergrund stehen Ideen zur Verbesserung der Situation, Selbstverständlichkeit in der Aufrechterhaltung wichtiger Funktionen, Engagement und die Hoffnung auf dauerhafte Steigerung von gesellschaftlicher Solidarität als krisenbedingter Lernprozess. Es handelt sich also um ein gewollt einseitiges Buch, das positive Verhaltensweisen hervorheben und verstärken möchte. Dabei werden viele Bereiche des städtischen Lebens sichtbar, womit dieses Buch eine wichtige Quelle für zukünftige Alltagshistoriker sein dürfte. Der Bildband ist zudem aufwendig und hochwertig hergestellt, so dass die Lektüre zusätzlich ein ästhetisches Vergnügen verspricht.

Maike Rotzoll

**100 Jahre GGH – 100 Jahre soziale Verantwortung, hg. von der Gesellschaft für Grund- und Hausbesitz mbH Heidelberg, Texte: Ina Siebert, Kerstin Zyber-Bayer, Susanne Gerdorf, Sarah Kestel-Leitz, Heidelberg 2021, 168 S., 29,95 Euro**

Was können stadthistorisch Interessierte von einer 168-seitigen „Festschrift“ zum 100. Jubiläum einer kommunalen Wohnbaugesellschaft erwarten, die sich darin rühmt, „maßgeblich an der städtebaulichen Entwicklung Heidelbergs beteiligt“ zu sein? Eine fundiert recherchierte Firmengeschichte mit fachlichem Tiefgang, eingeordnet in die Geschichte der bundesdeutschen Wohnungspolitik und in die Heidelberger Stadtgeschichte? Es wäre ein wertvoller Beitrag zur lokalen Wohnungspolitik, aufzuzeigen, wie gemeinwohlorientierte Wohnungsbauplanungen auf die Erfahrung der GGH Bezug nehmen können. Oder einen hübschen Bildband als Werbegeschenk, gut nutzbar mit dem fotoreichen Schwerpunkt auf der aktuellen Geschäftsführung? Die GGH entschied sich für eine pittoreske Werbeschrift.

Schon zum 75-jährigen Jubiläum 1996 wurde eine Festschrift erstellt als „Sonderveröffentlichung des Stadtarchivs Nr. 2 – Bauen als soziale Herausforderung“. Autor Peter Hanser bearbeitete mit einigem Eifer die ersten sieben Jahrzehnte der GGH mit historischen Details der Zeitabschnitte 1921–1933, 1933–1945, 1945–1961, 1962 bis in die 90er-Jahre. Die damaligen Grußworte von Oberbürgermeisterin Beate Weber, Baubürgermeister Joachim B. Schultis, Präsident Gesamtverband der Wohnungswirtschaft und Verbandspräsident Baden-Württemberg lobten die Jubilarin routiniert und wechselweise mit „preiswertem Wohnen“ bzw. „ausreichend und angemessenem Wohnraum“ – wie 25 Jahre später ihre Nachfolger Würzner und Odszuck. Beate Weber sah sogar eine „fundierte wissenschaftliche Arbeit“ vor sich mit 115 Seiten, 212 Fußnoten und 6 Tabellen. Geschäftsführer Gunter Heller erkannte bereits 1996, dass „der scheinbar ausgeglichene Wohnungsmarkt die staatliche Wohnbauförderung und damit die Neubautätigkeit zum Erliegen [brachte]“ – ergo den Beginn den bis heute kontinuierlich angewachsene Wohnungsmangel in Stadt und Umland. Autor Peter Hanser sah die GGH „ganz in den Diensten ihrer sozialen Verpflichtung, d.h. für die ‚sozial schwächeren Teile der Bevölkerung‘ preisgünstigen Wohnraum zu bauen“. Nun ja, ungefähr so alt ist die inzwischen bei allen politischen Akteuren tautologisch verbreitete Forderung nach „bezahlbaren Wohnungen“.

Natürlich ist die GGH 25 Jahre später und lange nach der Aufhebung der Wohnungsgemeinnützigkeit immer noch der größte Wohnungsgeber in Heidelberg, hat weiter die günstigsten Mieten, hat viele weitere Wohnungen erstellt, bemüht sich ökologisch und qualitativ. Dennoch aber ist die Situation am „Wohnungsmarkt“ in dieser Zeit immer schwieriger geworden. Mehr als die Hälfte der Bevölkerung kann sich heute die wenigen angebotenen Wohnungen des sogenannten „freien“ Marktes in Stadt und Umland nicht leisten. Längst geht es nicht mehr wie früher um „Sozialwohnungen“ für Sozialhilfeempfänger. Heute bekommt eine vierköpfige Familie mit 65.000 € Jahreseinkommen einen Wohnberechtigungsschein für eine staatlich geförderte Wohnung – findet aber keine, da es viel zu wenige gibt.

In der Festschrift der GGH von 2021 ist von aktueller Wohnungspolitik keine Rede, da sie eben nur die interne Perspektive bzw. Aufgabe hat, zu zeigen, dass die GGH sich im Reigen der Wohnungsbaufirmen in der Region ganz vorne sieht. Sie beschreibt eine fachlich kompetente, moderne und sehr aktive Firma mit vielen guten Ansätzen. Sie erwähnt die ersten achtzig Jahre der Firmengeschichte summarisch auf 41 Seiten und die o.a. erste Festschrift wird in zwei (!) von 266 Fußnoten zitiert. Dann folgen 105 Seiten mit vielen schönen Fotos der Bauprojekte der Ära Peter Bresinski. Zweifelsohne hat die GGH als städtische Wohnungsbaugesellschaft in den neueren 25 Jahren qualitätsvolle und schöne Wohnungen gebaut und sich als Firma solide entwickelt. Die Stichworte dieser Festschrift heißen aber vor allem Bahnstadt und US-Flächen. Ein Schelm, wer nicht ins Vorwort des 2022 zur Wiederwahl antretenden Oberbürgermeisters Prof. Dr. Eckart Würzner schaut: „Bei der Entstehung unseres jüngsten Stadtteils, der Bahnstadt, hat die GGH eine entscheidende Rolle gespielt.“ Und natürlich haben die günstigen Mieten der GGH eine signifikant dämpfende Rolle beim Mietspiegel – der aber in Heidelberg leider erst 1998 und damit mehr als zwei Jahrzehnte zu spät kam.

Wer also in dem Werk der GGH – laut OB Würzner „einer der wichtigsten Partner der Stadt Heidelberg“ – nach einer zeitgemäßen und bedarfsgerechten Wohnungspolitik der Stadt Heidelberg Ausschau hält, wird stattdessen mit rührigen Zeitzeugengeschichten von Mietern und Personal beglückt. Das sind schöne Attribute für ein Firmenjubiläum. Ob die weiteren Projekte der GGH „zukunftsweisend“ genug sind, um die Probleme der halben Be-

völkerung „am Wohnungsmarkt“ zu lösen, darf dann doch bezweifelt werden. Es wäre wünschenswert, dass Stadt und GGH als Ersatz für die pandemievergeigte Jubiläumsfeier der GGH einen blitzsauberen stadtgeschichtlichen Forschungsauftrag „Geschichte und Rolle einer städtischen Wohnungsbaugesellschaft in 100 Jahren“ initiieren. Die GGH ist eben doch mehr als eine ganz normale Firma „am Markt“ und sollte die Verantwortung für eine solide Faktenbasis ihrer wichtigen Funktion in einer ausreichend begründeten kommunalen Wohnungspolitik übernehmen.

Christoph Nestor

**Heike Hawicks, Ingo Runde (Hgg.): Universitätsmatrikeln im deutschen Südwesten.** Bestände, Erschließung und digitale Präsentation. Beiträge zur Tagung im Universitätsarchiv Heidelberg am 16. und 17. Mai 2019 (Heidelberger Schriften zur Universitätsgeschichte, Bd. 9) Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2020, 434 S., 147 Abb., 25,00 Euro

Das Heidelberger Universitätsarchiv veranstaltet regelmäßig wissenschaftliche Tagungen zur Geschichte der Ruperto Carola oder zu fachspezifischen Themen. Im Mai 2019 fand eine Konferenz zur Überlieferung und Erschließung von Universitätsmatrikeln statt, der zugehörige Tagungsband ist Ende 2020 erschienen. Der erste Teil des Bandes behandelt die Matrikelüberlieferung südwestdeutscher Universitäten und Hochschulen. Er umfasst 13 Beiträge zu den Beständen in Heidelberg, Mannheim, Karlsruhe, Freiburg, Stuttgart, Hohenheim, Tübingen, Konstanz, Darmstadt, Mainz und Saarbrücken. Der zweite Teil mit sieben Beiträgen steht unter der Überschrift „Digitale Präsentation von Matrikeln – universitätsgeschichtliche Personendatenbanken“. Der geografische Rahmen ist hier weiter gesteckt, so werden unter anderem die Matrikelbank der Alten Universität Duisburg und die Matrikelportale von Hamburg und Rostock vorgestellt. Die Verfasser\*innen der Aufsätze sind überwiegend Mitarbeiter\*innen der jeweiligen Universitätsarchive.

In einem einleitenden Beitrag geht Wolfgang Mährle vom Hauptstaatsarchiv Stuttgart auf die grundlegende Bedeutung von „Hochschulmatrikeln als Quellen der Bildungsgeschichte“ ein. Insbesondere für die Forschung zur mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Universitätsgeschichte stellen die Matrikeln eine zentrale Quellengattung dar und bieten „in der Regel die einzige Möglichkeit, fundierte Informationen über die Studentenschaft einer Hochschule zu gewinnen“ (S. 23).

Mit der Heidelberger Universität befassen sich insbesondere zwei Beiträge des Bandes: Ingo Runde bietet einen Überblick zur Matrikelüberlieferung von der Gründung der Universität im Jahr 1386 bis ins „digitale Zeitalter“ der Gegenwart. Im Anschluss daran stellt Manfred Komorowski Überlegungen zur „Rekonstruktion einer verlorenen Matrikel“ für den Zeitraum von 1663 bis 1704 an. Die Heidelberger Matrikeln der Jahre 1386 bis 1936 sind digital über die Webseite der Universitätsbibliothek zugänglich, auch die siebenbändige Edition der Matrikeln von 1386 bis 1870, die von Gustav Toepke erarbeitet wurde, ist dort als Digitalisat zu finden (Permanenter Link: <http://unihdmatrikel.uni-hd.de>).

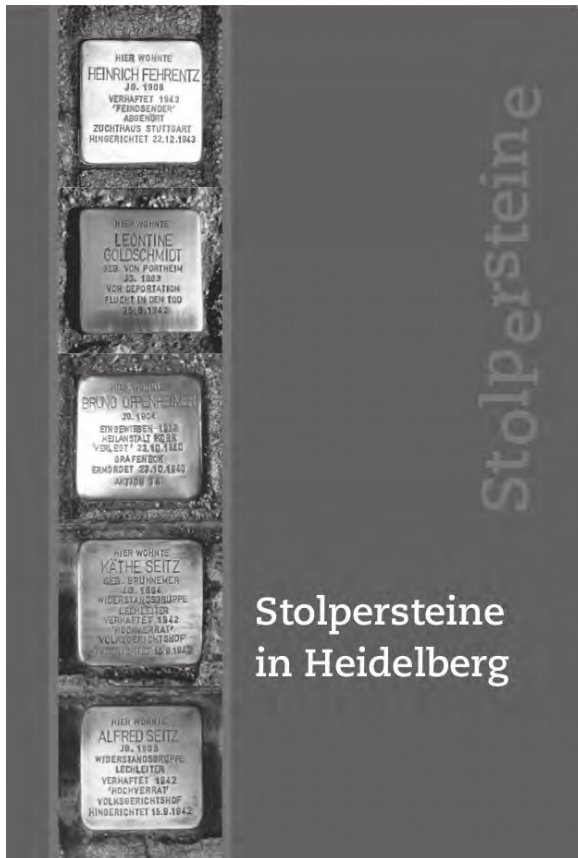
Ingo Runde beschreibt in seinem Beitrag anschaulich, wie sich Form und Inhalt der Matrikeln im Lauf der Jahrhunderte änderten. Neben dem Namen des Studenten wurden meist Angaben zu Herkunft, Konfession, Alter und Studienfach eingetragen, in der Regel eigenhändig. Ab dem 19. Jahrhundert waren zunächst handgeschriebene, später gedruckte For-

mulare im Gebrauch. Die chronologisch, nach Eintragsdatum geführten Matrikeln umfassen 19 umfangreiche und teilweise sehr aufwändig gestaltete Bände. Sie enden im Wintersemester 1935/36, danach wurden nur noch alphabetisch geordnete Namenslisten der Studierenden geführt, die bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs noch handschriftlich, danach mit der Schreibmaschine angefertigt wurden. Ab 1968 liegen die Listen im Universitätsarchiv als computergestützte Ausdrücke vor. Runde geht auch auf den aktuellen Stand der Matrikel-Erschließung sowie auf das „in den nächsten Jahren anstehende Projekt einer Historischen Personendatenbank der Universität Heidelberg“ ein (S. 77). Dabei sollen für den Zeitraum von 1386 bis 1920 rund 115.000 Matrikeleinträge in ein „durchsuchbares Datenbankformat“ überführt werden. In einem weiteren Schritt sollen dann die Matrikelbände bis 1935/36 folgen. Die Umsetzung dieses Projekts wird die universitäts- und personengeschichtliche Forschung erheblich erleichtern.

Besonders erwähnenswert ist das mit 44 Seiten ausgesprochen umfangreiche Quellen- und Literaturverzeichnis des Bandes. Es ist nach den behandelten Universitäts- und Hochschulstandorten in Südwestdeutschland gegliedert, wobei allein der Abschnitt zu Heidelberg über 50 Titel umfasst. Hinzu kommen Angaben zu zahlreichen weiteren Universitäten in Deutschland und Europa sowie allgemeine weiterführende Literaturangaben. Insgesamt bietet der Band allen, die sich mit der Universitätsgeschichte im Allgemeinen und mit Matrikeln im Besonderen beschäftigen möchten, ausgesprochen nützliche Informationen.

Martin Krauß

# Neuerscheinung Herbst 2021



**Initiative Stolpersteine Heidelberg (Hg.):**  
Stolpersteine in Heidelberg  
2016–2021

Band 2  
ca. 192 Seiten  
über 100 SW.-Abb.  
Broschur, 21 × 15 cm  
15,- Euro  
ISBN 978-3-924566-80-7

Im zweiten Band sind 126 Einzelschicksale dargestellt. So viele Steine wurden von 2016 bis 2021 in Heidelberg verlegt. Sie erinnern an Bürger und Bürgerinnen, die während der NS-Zeit verfolgt, vertrieben, ermordet worden sind: an Juden, Homosexuelle, politisch Verfolgte, Zeugen Jehovas und „Euthanasie“-Ermordete.

Die Biografien werden ergänzt durch Exkurse zu speziellen Themen, die Heidelberg betreffen, und verschiedene Register (Personen-, Straßen-, Geburtsort- und Ortsregister) erleichtern die Suche.



KURPFÄLZISCHER VERLAG HEIDELBERG

Inh.: Claudia Rink  
Turnerstraße 141 • 69126 Heidelberg  
Tel.: 06221/314940 • [www.kurpfaelzischer-verlag.de](http://www.kurpfaelzischer-verlag.de)



# Neue Veröffentlichungen zur Stadtgeschichte

## Reise- und Kunstführer, Bildbände

- Dieter Balle: „Komm! Ins Offene, Freund!“ Unterwegs mit Friedrich Hölderlin im deutschen Südwesten, Heidelberg u.a. 2020
- Hans Gercke: St. Vitus in Handschuhsheim (Kleine Kunstführer), Lindenberg 2020
- Torsten Krüger, Marcus Imbsweiler: Heidelberg: deutsch, english, français, Gudensberg 2020
- Andrea Reidt, Mark Lehmstedt (Hg.): Heidelberg an einem Tag. Ein Stadtrundgang, Leipzig 2020
- Julia Schönborn: 111 Orte für Kinder in Heidelberg, die man gesehen haben muss, Köln 2020
- Sarah Uhrig: 52 kleine & große Eskapaden. Ab nach draußen! Mannheim und Heidelberg, Ostfildern 2020
- Wolfgang Wiese, Karin Stober: Schloss Heidelberg (Kunstführer der Staatlichen Schlösser und Gärten Baden-Württemberg), Petersberg 2020

## Selbstständige Veröffentlichungen 2020

- Bernhard Adamy: Wilhelm Molitor oder die Schöne Seele der streitbaren Kirche (Schriften des Diözesan-Archivs Speyer. Bd. 54), Speyer 2020
- Ulrich Bayer, Hans-Georg Ulrichs (Hgg.): Erinnerungsorte des badischen Protestantismus. 200 Jahre Evangelische Landeskirche in Baden, Neulingen 2020 (Bayer, Ulrichs)
- Barbara Beck: Die Wittelsbacher. Vom 12. bis ins 20. Jahrhundert, Wiesbaden 2020
- Ingrid von Beyme, Thomas Röske (Hgg.): Einführung in die Sammlung Prinzhorn, Heidelberg 2020
- Ingrid von Beyme, Thomas Röske (Hgg.): Unruhe und Architektur in Werken der Sammlung Prinzhorn, Heidelberg 2020
- Dorlis Blume, Monika Boll, Raphael Gross (Hgg.): Hannah Arendt und das 20. Jahrhundert, München 2020
- Katharina Bosse (Hg.): Thingstätten. Von der Bedeutung der Vergangenheit für die Gegenwart, Bielefeld, Berlin 2020
- Bernd Braun, Walter Mühlhausen (Hgg.): Friedrich Ebert (1871–1925) – der erste deutsche Reichspräsident. Begleitheft zur Wanderausstellung der Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte Heidelberg, Heidelberg 2020
- Marco Brenneisen: Schlussstrich und lokale Erinnerungskulturen. Die „zweite Geschichte“ der südwestdeutschen Außenlager des KZ Natzweiler seit 1945 (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs. Bd. 52), Stuttgart 2020
- Jean Jacques de Chateaurouge, Detlev Werner von Bülow (Hgg.): Geschichte des Corps Guestphalia zu Heidelberg 1918, 1934, 2007, Schwerin 2019
- Heinrich Detering: Charles Bukowski und Haydeburg (Spuren 120), Marbach am Neckar 2020
- Stefan Dietrich, Margareta Pavaloi: Die von Portheim-Stiftung in Heidelberg. 100 Jahre für Wissenschaft und Kunst, Heidelberg 2020
- Natalie Dürr, Sibylle Göbel, Claudia Kiefer, Andrea Merger (Hgg.): Ins Offene. Wir und Hölderlin. Eine Anthologie zu Friedrich Hölderlin. Mit einem Nachwort von Hilde Domin, Heidelberg 2020
- Johannes Ehmann, Gottfried Seebaß (Hgg.): Lebensbilder aus der evangelischen Kirche in Baden im 19. und 20. Jahrhundert. Bd. 3: Heidelberger Universitätstheologie (Sonderveröffentlichungen des Vereins für Kirchengeschichte in der Evangelischen Landeskirche in Baden. Bd. 10), Ubstadt-Weiher u.a. 2020
- Generaldirektion Kulturelles Erbe Rheinland-Pfalz, Bernd Schneidmüller (Hgg.): Die Kaiser und die Säulen ihrer Macht. Von Karl dem Großen bis Friedrich Barbarossa. Ausstellungskatalog Mainz, Darmstadt 2020

- Horst-Jürgen Gerigk: American Dream. Wie Deutschland nach 1945 die Kultur der USA integriert hat: Literatur, Musik und Film. Bericht eines Zeitgenossen, Heidelberg 2019
- Heike Hawicks, Ingo Runde (Hgg.): Universitätsmatrikeln im deutschen Südwesten. Bestände, Erschließung und digitale Präsentation. Beiträge zur Tagung am 16. und 17. Mai 2019 im Universitätsarchiv Heidelberg (Heidelberger Schriften zur Universitätsgeschichte. Bd. 9), Heidelberg 2020 (Hawicks, Runde)
- Nichola M. V. Hayton, Hanns Hubach, Marco Neumaier (Hgg.): Churfürstlicher Hochzeitlicher HeimführungsTriumph. Inszenierung und Wirkung der Hochzeit Kurfürst Friedrichs V. mit Elisabeth Stuart (1613) (Mannheimer Historische Schriften. Bd. 11), Ubstadt-Weiher u.a. 2020 (Hayton u.a.)
- Heidelberger Geschichtsverein (Hg.): Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt. Jg. 25, 2021, Heidelberg 2020 (HJG Jg. 25, 2021)
- Christina Herrmann: Urbanität und Egonetzwerke in der Stadt. Eine relationale Perspektive auf die Heidelberger Bahnstadt. Phil. Diss. Heidelberg 2019, Wiesbaden 2020
- Sabine Holtz, Sylvia Schraut (Hgg.): 100 Jahre Frauenwahlrecht im deutschen Südwesten. Eine Bilanz (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B, Bd. 228), Stuttgart 2020 (Holtz, Schraut)
- Sebastian Huhnholz: Von Carl Schmitt zu Hannah Arendt? Heidelberger Entstehungskontexte und bundesrepublikanische Liberalisierungsschichten von Reinhart Kosellecks „Kritik und Krise“ (Wissenschaftliche Abhandlungen und Reden zur Philosophie, Politik und Geistesgeschichte. Bd. 95), Berlin 2019
- Jürgen Kaube: Hegels Welt, Berlin 2020
- Michael Klebon: Im Taumel des Evangeliums. Anton Eisenhut und der Kraichgauer Haufen im „Bauernkrieg“. Absichten, Planungen und Taten als Ausdruck einer ungemein dynamischen Phase der Revolution von 1525 (Sonderveröffentlichungen des Heimatvereins Kraichgau e.V. Bd. 40), Ubstadt-Weiher u.a. 2020
- Sebastian Klusak: Heidelberger auf der Flucht. Vorschläge für Stadtrundgänge über Verfolgungsschicksale zwischen 1933 und 1945. Hg. Evangelische Erwachsenenbildung Heidelberg, Hamburg 2020
- Jörg Kreutz, Wilhelm Kreutz, Hermann Wiegand (Hgg.): Die Kurpfalz im Dreißigjährigen Krieg (1618–1648) (Rhein-Neckar-Kreis. Bausteine zur Kreisgeschichte. Bd. 12), Heidelberg 2020 (Kreutz u.a.)
- Wilhelm Kühlmann: Julius Wilhelm Zingref und Heidelberg (Spuren 122), Marbach am Neckar 2020
- Susanne Lang (Hg.): Jesuiten am Oberrhein (Oberrheinische Studien. Bd. 41), Ostfildern 2020
- Wassili Lepanto: Als Student in Heidelberg '68 ... und „zum Malen geboren“, Heidelberg 2020
- Robert E. Lerner: Ernst Kantorowicz. Eine Biographie, Stuttgart 2020
- Wolf D. von Lucius, Uwe Johannes Lützen, Michael Stolleis (Hgg.): Saxo-Borussia, Dir gehör ich! 200 Jahre Corps Saxo-Borussia zu Heidelberg 1820–2020, Heidelberg 2020
- Franz Maciejewski: Mi casa tu casa. Folker Skulima – Ein Haus für die Kunst, Berlin 2020
- Christian Marty: Max Weber. Ein Denker der Freiheit, Weinheim 2019
- Gabriel Meyer: Bad Heidelberg – Strahlender Traum vor 100 Jahren, Freundeskreis für Archiv und Museum der Universität Heidelberg e.V., Neujahrsblatt 2019
- Sonja Miltenberger, Klaus Neitmann (Hgg.): Die Bibliothek des Kunsthistorikers Wilhelm Fraenger. Ein Bestandsverzeichnis (Schriftenreihe der Wilhelm-Fraenger-Stiftung Potsdam. Bd. 3), Berlin 2020
- Hans-Peter Müller: Max Weber. Eine Spurensuche, Berlin 2020
- Das Münster. Zeitschrift für christliche Kunst und Kunstwissenschaft. Jg. 73, 2020: Sonderheft Johannes Schreiter – Kaleidoskop
- Sebastian Ostritsch: Hegel. Der Weltphilosoph, Berlin 2020
- Georg Patzer: 50 x Heidelberg. Eine spannende Zeitreise durch die Stadtgeschichte, Tübingen 2020
- Roland Reuß, Marit Müller (Hgg.): Friedrich Hölderlin „Heidelberg“. Faksimile Edition des handschriftlichen Entwurfs, Heidelberg 2020

- Volker Rödel, Ralph Tuchtenhagen (Hgg.): Die Schweden im deutschen Südwesten. Vorgeschichte – Dreißigjähriger Krieg – Erinnerung (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B, Bd. 225), Stuttgart 2020
- Rotary-Club Heidelberg (Hg.): In Freundschaft verbunden. Clubchronik 1930–2020, Heidelberg 2020
- Winfried Rothermel, Felix Herth (Hgg.): Corona Pandemic / Besondere Menschen / Special People, Heidelberg 2020
- Maike Rotzoll: Closed but open – Universität in Seuchenzeiten, Freundeskreis für Archiv und Museum der Universität Heidelberg e.V., Neujahrsblatt 2021
- Horst A. Schenk: Meine Leben drei und vier. Prägende Lebensabschnitte in Deutschland und USA, Gelnhausen 2020
- Thomas Schmidt, Kristina Mateescu (Hgg.): Von Hölderlin bis Jünger. Zur politischen Topographie der Literatur im deutschen Südwesten (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs. Bd. 51), Stuttgart 2020
- Christoph Schneider: 25 Jahre Weihnachtsmarkt. Ein Glühweinverkäufer erzählt, Hamburg 2020
- Ulrich Schreckenberger (Fotos), Martin Kölle (Text): Lang lieb ich dich schon... Eine visuelle Annäherung an Friedrich Hölderlins Ode „Heidelberg“, [Heidelberg] 2020
- Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg (Hg.), Redaktion und Texte Ricarda Geib: Der allegorische Blick. Jürgen Goertz. Großskulpturen 1974–2020, Ubstadt-Weiher u.a. 2020
- Stadtteilverein Handschuhsheim (Hg.): Jahrbuch Handschuhsheim 2020, Heidelberg 2020 (Jb Hhm 2020)
- Stadtteilverein Heidelberg-Pfaffengrund e.V., Heinz Schmitt (Hgg.): Das Pfaffengrundbuch. Ansichten und Einsichten aus dem etwas anderen Stadtteil, Heidelberg 2020 (Pfaffengrundbuch)
- Stadtteilverein Ziegelhausen und Peterstal (Hg.): 800 Jahre Ziegelhausen. „Geschdan und hoid“ in alten und neuen Bildern zu Ziegelhausen und Peterstal, Heidelberg 2020
- Simon Stewner: Jaspers und Gumbel in Heidelberg. Der Philosoph und der Außenseiter, Freundeskreis für Archiv und Museum der Universität Heidelberg e.V., Neujahrsblatt 2020
- Stolperstein-Initiative Heidelberg (Hg.): 9. Stolpersteinverlegung am Montag, 10. Februar und Dienstag, 11. Februar 2020 in Heidelberg, Heidelberg 2020
- Unser Land 2021. Heimatkalender für Neckartal, Odenwald, Bauland und Kraichgau, Heidelberg 2021
- Nicola Walter, Christian Buck (Hgg.): Heidelberger Helden. Außergewöhnliche Menschen in den Corona-Monaten März bis Juli 2020, Heidelberg 2020
- Karl Richard Weintz, Pirmin Spieß: Kurfürst Ruprecht I. und II. mit dem Heidelberger Hof in Neustadt 1388–1391 (Briefe aus dem Haus der Geschichte. Bd. 1), Neustadt an der Weinstraße 2020
- Paul Werner: Wir sind alle tot. Geschichten um die Douglas DC-3, Hamburg 2020
- Hermann Wiegand, Hiram Kümper, Jörg Kreutz (Hgg.): Reformation – Aufklärung – Revolution – Emanzipation. Beiträge zur Kultur-, politischen Ideen- und südwestdeutschen Landesgeschichte. Festschrift für Wilhelm Kreutz zum 70. Geburtstag, Ubstadt-Weiher u.a. 2020 (Wiegand u.a.)

## **Aufsätze und selbstständige Veröffentlichungen (nach Epochen geordnet)**

### **Vor- und Frühgeschichte, Archäologie**

- Markus Ball: Der Handschuhsheimer Münzschatz, in: Jb Hhm 2020, S. 6–12
- Bert Burger: Neue Forschungen 2019 auf dem Heiligenberg, in: Jb Hhm 2020, S. 59f.
- Uwe Gross: „Botzheim“, Hermsheim“, „Bergheim“. Drei Siedlungsplätze mit Hinweisen auf Kontinuität von der Völkerwanderungszeit bis zum Hochmittelalter, in: Roland Prien, Christian Witschel (Hgg.): Lopodunum VII: Ladenburg und der Lobdengau zwischen

- „Limesfall“ und den Karolingern (Forschungen und Berichte zur Archäologie in Baden-Württemberg. Bd. 17), Wiesbaden 2020, S. 255–269
- Ludwig H. Hildebrandt: Blei-Zink-Silber-Bergbau im ersten Jahrtausend in Wiesloch und bei Heidelberg, in: Roland Prien, Christian Witschel (Hgg.): *Lopodunum VII: Ladenburg und der Lobdengau zwischen „Limesfall“ und den Karolingern* (Forschungen und Berichte zur Archäologie in Baden-Württemberg. Bd. 17), Wiesbaden 2020, S. 291–301
- Polly Lohmann: Die Heidelberger Gipsabdrücke des Tropaeum Traiani von Adamklissi. Eine hundertjährige Biografie, in: ZGO. Jg. 168, 2020, S. 517–557
- Polly Lohmann: Ein Monument, zwei Geschichten. Archäologie im Ersten Weltkrieg und die Heidelberger Abgüsse des Tropaeum Traiani, in: *Antike Welt. Zeitschrift für Archäologie und Kulturgeschichte*. 2020, H. 4, S. 72–78
- Tobias Schöneweis, Renate Ludwig: Ein urnenfelderzeitlicher Hausgrundriss am Fuß des Heiligenbergs bei Heidelberg-Neuenheim, in: Landesamt für Denkmalpflege (Hg.): *Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2019*, Darmstadt 2020, S. 107f.
- Tobias Schöneweis, Günther Wieland, Renate Ludwig: Lehrgrabung auf dem Heiligenberg: Einblicke in die vorgeschichtliche Besiedlung, in: Landesamt für Denkmalpflege (Hg.): *Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2019*, Darmstadt 2020, S. 108–111

## 12. – 18. Jahrhundert

- Peter Bilhöfer: „alles was vns Gott in dießer welt gelaßen hat“. Der Winterkönig und die Pfalzfrage, in: *Kreutz u.a.*, S. 101–123
- Peter Bilhöfer: Die politischen Hintergründe der englischen Hochzeit Friedrichs V. – aus kurpfälzischer Sicht, in: *Hayton u.a.*, S. 47–73
- Peter Bilhöfer. „... als wan wir garnicht restituiert wurden.“ Schweden und Kurpfalz im Dreißigjährigen Krieg, in: Volker Rödel, Ralph Tuchtenhagen (Hgg.): *Die Schweden im deutschen Südwesten. Vorgeschichte – Dreißigjähriger Krieg – Erinnerung* (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B, Bd. 225), Stuttgart 2020, S. 135–151
- Silke Böttcher: Materialtechnische Befunde zur Brunnenstube, in: *Hayton u.a.*, S. 151–168
- Hans-Rudolf Bork: 1342 und 1784. Wasser verändert die Landschaften Mitteleuropas vom Kraichgau bis zur Eider, in: Kurt Andermann, Gerrit Jasper Schenk (Hgg.): *Wasser: Resource – Gefahr – Leben* (Kraichtaler Kolloquien. Bd. 12), Ostfildern 2020, S. 115–131
- Nicola Boyle: The Lady Elizabeth's Men: The Centrality of a Jacobean Playing Company to the Royal Nuptials of Friedrich V., Elector Palatine, and Lady Elizabeth Stuart, in: *Hayton u.a.*, S. 75–82
- Stefan Brühl: Mittelalterliche Handschuhheimer Heiratsverträge in einem fränkischen Adelsarchiv, in: *Jb Hhm* 2020, S. 25–29
- Hans-Jürgen Buderer: Bilder vom Krieg als Mittel der Propaganda: „Die Schlacht am Weißen Berg“ (1620) von Pieter Snayers und „Les Misères et les Malheurs de la Guerre“ (1633) von Jacques Callot, in: *Kreutz u.a.*, S. 265–281
- Hans-Jürgen Buderer: Der Winterkönig trägt Bart. Bildnisse und Grafiken Friedrichs V. und Elizabeth Stuarts in den Sammlungen der Reiss-Engelhorn-Museen, in: *Mannheimer Altertumsblätter* Bd. 39, 2020, S. 143–155
- Marie-Claude Canova-Green: The Royal Betrothal and Wedding Celebrations of 1612 in Paris and 1613 in London and Heidelberg: A Comparative View, in: *Hayton u.a.*, S. 83–102
- Reinhard Düchting: Vers um Vers. Die poetischen Huldigungen an Kurfürst V. und Elisabeth Stuart aus Cambridge, in: *Hayton u.a.*, S. 103–110
- Arno Ehrhard: Kloster Neuburg und der Kraichgauer Adel. Blick auf die Beziehungen des Stifts zur Familie von Helmstatt, in: *Unser Land* 2021, S. 37–40
- Raingard Esser: Friedrich V. und Elisabeth Stuart in der europäischen Fürstengesellschaft des 17. Jahrhunderts: Staatsräson – Dynastie – Konfession, in: *Hayton u.a.*, S. 111–130
- Barbara Frenk: Die Ritter von Handschuhshiem als Vasallen der Pfalzgrafen bei Rhein, in: *Jb Hhm* 2020, S. 19–23
- Generaldirektion Kulturelles Erbe Rheinland-Pfalz, Bernd Schneidmüller (Hgg.): *Die Kaiser und die Säulen ihrer Macht. Von Karl dem Großen bis Friedrich Barbarossa*. Ausstellungskatalog Mainz, Darmstadt 2020

- Sigrid Gensichen: Flussgötter, Quellnympfen und eine Brunnenstube. Der Heidelberger Hortus Palatinus im Kontext der pfälzisch-englischen Hochzeit 1613, in: Hayton u.a., S. 131–150
- Michael Hanstein: Überstürzte Flucht oder geplanter Abschied aus Heidelberg? Die Heidelberger Professoren Dionysius Gothofredus (1549–1622) und Janus Gruter (1560–1627), in: Kreuzt u.a., S. 27–41
- Heike Hawicks: Heidelberg and Hussitism. Professors as envoys, experts and inquisitors, in: Blanka Zilynská, Martin Holý (Hgg.): Universitätsprofessoren in (Mittel-)Europa vom Spätmittelalter bis zur Frühen Neuzeit (15.–18. Jahrhundert) / University Professors in (Central) Europe from the Late Middle Ages to the Early Modern Period (15th–18th Century) (Acta Universitatis Carolinae – Historia Universitatis Carolinae Pragensis 60/1), Prag 2020, S. 245–256
- Nicola M. V. Hayton: The Other Wedding of Thames and Rhine: Lady Anne Sutton Dudley and Colonel Hans Meinhard von Schönberg, in: Hayton u.a., S. 169–190
- Nichola M. V. Hayton, Hanns Hubach, Marco Neumaier (Hgg.): Churfürstlicher Hochzeitlicher Heimführungstriumph. Inszenierung und Wirkung der Hochzeit Kurfürst Friedrichs V. mit Elisabeth Stuart (1613) (Mannheimer Historische Schriften. Bd. 11), Ubstadt-Weiher u.a. 2020
- Dirk Hecht: Der Dreißigjährige Krieg im Neckarmündungsgebiet aus Sicht der archäologischen Quellen – eine Standortbestimmung, in: Kreuzt u.a., S. 79–90
- Frieder Hepp: Heidelberg im Dreißigjährigen Krieg, in: Kreuzt u.a., S. 55–78
- Hans Hubach: Tapisserien für den Heidelberger Hof – in den Briefen des Antwerpener Humanisten Frans Sweerts (1618), in: Hayton u.a., S. 191–232
- Uwe Kai Jacobs: Justitia und Pietas auf der Alten Brücke zu Heidelberg, in: Jahrbuch für badische Kirchen- und Religionsgeschichte. Jg. 14, 2020, S. 23–35
- Andreas Kappelmayer: Die Pfalzfrage und die dynastische Verflechtung zwischen den Häusern Vasa und Pfalz, in: Kreuzt u.a., S. 125–159
- Michael Klebon: Im Taumel des Evangeliums. Anton Eisenhut und der Kraichgauer Haufen im „Bauernkrieg“. Absichten, Planungen und Taten als Ausdruck einer ungemein dynamischen Phase der Revolution von 1525 (Sonderveröffentlichungen des Heimatvereins Kraichgau e.V. Bd. 40), Ubstadt-Weiher u.a. 2020
- Hans-Ulrich Kolb: Bibliotheca dispersa. Spuren der Bibliothek des ehemaligen Jesuitenkollegs Heidelberg im Kontext der zeitgenössischen Bibliothekstheorie (1580–1730), ein bibliothekarisch-bibliographisches Resümee, zugleich ein Beitrag zur Provenienzforschung, in: Susanne Lang (Hg.): Jesuiten am Oberrhein (Oberrheinische Studien. Bd. 41), Ostfildern 2020, S. 213–268
- Manfred Komorowski: Zur Rekonstruktion einer verlorenen Matrikel: Universität Heidelberg 1663–1704, in: Hawicks, Runde, S.83–95
- Jörg Kreuzt, Wilhelm Kreuzt, Hermann Wiegand (Hgg.): Die Kurpfalz im Dreißigjährigen Krieg (1618–1648) (Rhein-Neckar-Kreis. Bausteine zur Kreisgeschichte. Bd. 12), Heidelberg 2020
- Wilhelm Kühlmann: Der Dreißigjährige Krieg in der zeitgenössischen Literatur der Kurpfalz, in: Kreuzt u.a., S. 239–264
- Wilhelm Kühlmann: Julius Wilhelm Zinzgref und Heidelberg (Spuren 122), Marbach am Neckar 2020
- Hiram Kümper: Die Protestantische Union: ein Stiefkind der Forschungen zum Dreißigjährigen Krieg, in: Kreuzt u.a., S. 11–26
- Susanne Lang (Hg.): Jesuiten am Oberrhein (Oberrheinische Studien. Bd. 41), Ostfildern 2020
- Franz Maier: Die rechtsrheinische Pfalz unter bayerischer Verwaltung (1621–1649), in: Kreuzt u.a., S. 91–100
- Wolfgang Metzger: Ein Feuerwerk höfischer Repräsentation: Wolfgang Harnister und sein Heidelberger Triumphfeuerwerk von 1613, in: Hayton u.a., S. 233–256
- Marco Neumaier: Die Hochzeit von Kurfürst Friedrich V. und Elisabeth Stuart – Quellen und Kontext: Eine Einleitung, in: Hayton u.a., S. 11–46
- Jakob Odenwald, Simon Grüning, Felix Wenzel: Eine Google Earth-Tour der Hochzeitsreise Kurfürst Friedrichs V. und Elisabeth Stuarts, in: Hayton u.a., S. 257–266

- Graham Parry: The Palatine Wedding in the Context of Jacobean Festival Culture, in: Hayton u.a., S. 267–276
- Michael Plumpe: Die Heidelberger und Mannheimer Münzstätte unter Kurfürst Carl Philipp von 1716 bis 1742, in: Mannheimer Altertumsblätter. Bd. 38, 2020, S. 5–18
- Barbara Ravelhofer: Visual Effects in the Wedding Masques of 1613, in: Hayton u.a., S. 277–290
- Volker Rödel, Ralph Tuchtenhagen (Hgg.): Die Schweden im deutschen Südwesten. Vorgeschichte – Dreißigjähriger Krieg – Erinnerung (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B, Bd. 225), Stuttgart 2020
- Walter Rummel: Hexenverfolgungen und Dreißigjähriger Krieg, in: Kreutz u.a., S. 161–177
- Ingo Runde: From university matriculation registers to historical personal database – digitisation, indexing and prosopographic classification, in: Blanka Zilynská, Martin Holý (Hgg.): Universitätsprofessoren in (Mittel-)Europa vom Spätmittelalter bis zur Frühen Neuzeit (15.–18. Jahrhundert) / University Professors in (Central) Europe from the Late Middle Ages to the Early Modern Period (15th–18th Century) (Acta Universitatis Carolinae – Historia Universitatis Carolinae Pragensis 60/1), Prag 2020, S. 171–187
- Armin Schlechter: Die Kurpfalz in der Bildpublizistik des Dreißigjährigen Krieges, in: Kreutz u.a., S. 179–237
- Daniel Schönpflug: Fürstenheiraten als „totales gesellschaftliches Phänomen“: Vergleichende Betrachtungen aus brandenburgischer Perspektive, in: Hayton u.a., S. 291–308
- Arnold Schwaier: Der Gutleuthof in Schlierbach im Neckartal, das ehemalige Siechenhaus Heidelbergs vor den Toren der Stadt, in: Der Odenwald. Zeitschrift des Breuberg-Bundes. Jg. 67, 2020, S. 103–113
- Harald Stockert: „jedwede Sorte von Stimmen und alle Arten von Tieren“. Zur religiösen Vielfalt in Mannheim im Zeitalter Karl Ludwigs, in: Kreutz u.a., S. 283–294
- Christoph Strohm: 1563 Heidelberg Katechismus – Weltweite Erfolgsgeschichte eines Lehr- und Trostbuchs, in: Andreas Fahrmeier (Hg.): Deutschland. Globalgeschichte einer Nation, München 2020, S. 205–209
- Christoph Strohm: Abraham Scultetus' Dankpredigt anlässlich der Hochzeitsfeierlichkeiten in Heidelberg, in: Hayton u.a., S. 309–326
- Andrew L. Thomas: The Culture of the Palatine Court in Heidelberg at the Dawn of the Seventeenth Century, in: Hayton u.a., S. 327–350
- Michael Weidmann: Ein bislang unbekanntes Grabdenkmal in Heidelberg – St. Vitus, in: Jb Hhm 2020, S. 41–47
- Karl Richard Weintz, Pirmin Spieß: Kurfürst Ruprecht I. und II. mit dem Heidelberger Hof in Neustadt 1388–1391 (Briefe aus dem Haus der Geschichte. Bd. 1), Neustadt an der Weinstraße 2020
- Dirk Werle: Krieg und Bibliothek – Janus Gruters „Bibliotheca exulum“ (1624), in: Kreutz u.a., S. 43–54
- Hermann Wiegand: Ein unbekanntes lateinisches Gedicht auf die Heidelberger Seherin Jetta und den Wolfsbrunnen. Sein handschriftlicher Kontext und die Tradition, in: Wilhelm Kühlmann (Hg.): Prata Florida. Neue Studien anlässlich des dreißigjährigen Bestehens der Heidelberg Sodalitas Neolatina (1988–2018), Heidelberg 2020, S. 225–239
- Hermann Wiegand: Die letzte protestantische Hochzeit im Pfälzer Kurhaus (1671) im Spiegel der Literatur, in: Kreutz u.a., S. 311–330
- Hermann Wiegand: Die Kurpfalz als neues Arkadien – eine bukolische Ekloge Paul Hachenbergers zum 50. Geburtstag Karl Ludwigs von der Pfalz 1667, in: Wiegand u.a., S. 45–68
- Hermann Wiegand: Die Kurpfalz zwischen Dreißigjährigem Krieg und Pfälzischem Erbfolgekrieg (1649–1685), in: Kreutz u.a., S. 295–310
- Barbara Zeitelhack: Kurtze Verzeichnuß was bey der Heidelbergischen Heimführung fůrgangen. Die Hochzeitsbeschreibung des Burglengenfelder Landgerichtsschreibers Johann Keilholz an Herzog Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg, in: Hayton u.a., S. 351–384
- Karin Zimmermann: Die Handschriften Margarethes von Savoyen in der Bibliotheca Palatina, in: Peter Rückert, Anja Thaller, Klaus Oschema (Hgg.): Die Tochter des Papstes: Margarethe von Savoyen. Begleitbuch und Katalog zur Ausstellung des Landesarchivs Baden-Württemberg 2020/21, Stuttgart 2020, S. 100–105



## 18. und 19. Jahrhundert

- Bernhard Adamy: Wilhelm Molitor oder die Schöne Seele der streitbaren Kirche (Schriften des Diözesan-Archivs Speyer. Bd. 54), Speyer 2020
- Alexander Bitzel: Liberales Profil. Die Universität Heidelberg und ihre theologische Fakultät im 19. Jahrhundert, in: Bayer, Ulrichs, S. 73–87
- Jürgen Kaube: Hegels Welt, Berlin 2020
- Enno Krüger: Friedrich und Sophie Schlossers Kunstsammlung auf Stift Neuburg, in: HJG Jg. 25, 2021, S. 179–190
- Sebastian Ostritsch: Hegel. Der Weltphilosoph, Berlin 2020
- Michael Plathow: Heinrich Eberhard Gottlob Paulus (1761–1851) und Heidelberg. Seine „Akademische Gedächtnisrede über den Ursprung der Reformation aus Wissenschaft und Gemüt und über ihr erstes Erscheinen zu Heidelberg“, in: Jahrbuch für badische Kirchen- und Religionsgeschichte. Jg. 14, 2020, S. 305–318
- Roland Reuß, Marit Müller (Hgg.): Friedrich Hölderlin „Heidelberg“. Faksimile Edition des handschriftlichen Entwurfs, Heidelberg 2020
- Eva Riedlspurger: Die Heidelberger Großherzogliche Entbindungsanstalt 1857–1851. Eine Sozialgeschichte der institutionalisierten Geburt, in: HJG Jg. 25, 2021, S. 47–66
- Armin Schlechter: Der Rhein im Spiegel von Reiseführern und Reiseberichten im 18. und 19. Jahrhundert. Die politische Dimension eines Reiselandes zwischen romantischer und nationaler Emotionalisierung, in: ZGO. Jg. 168, 2020, S. 373–420

## 19. und 20. Jahrhundert

- Alfred Bechtel, Michael Leitz, Ludwig Haßlinger: Besitzer und Pächter der 9. Mühle, Mühlstraße 128, in: Jb Hhm 2020, S. 49–52
- Iris Bonaventura: Poeten-Spaziergang in Handschuhsheim, in: Jb Hhm 2020, S. 69–75
- Bernd Braun, Walter Mühlhausen (Hgg.): Friedrich Ebert (1871–1925) – der erste deutsche Reichspräsident. Begleitheft zur Wanderausstellung der Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte Heidelberg, Heidelberg 2020
- Claus-Peter Clostermeyer: Zwei „Künstler-Ingenieure aus Baden. Max Himmelheber und Felix Wankel – Erfinder und Erfindungen in schwieriger Zeit, in: Badische Heimat. Jg. 100, 2020, H. 4, S. 490–507
- Dietrich Dancker: Kirchheim, 1. April 1920 – eine Eingemeindung und ihre Zeitumstände, in: HJG Jg. 25, 2021, S. 79–89
- Johannes Ehmann, Gottfried Seebaß (Hgg.): Lebensbilder aus der evangelischen Kirche in Baden im 19. und 20. Jahrhundert. Bd. 3: Heidelberger Universitätstheologie (Sonderveröffentlichungen des Vereins für Kirchengeschichte in der Evangelischen Landeskirche in Baden. Bd. 10), Ubstadt-Weiher u.a. 2020
- Frank Engehausen: Die Einführung des Frauenwahlrechts in Baden und Württemberg 1918/19: zeitgenössische männliche Perspektive, in: Holtz, Schraut, S. 55–69
- Frank Engehausen: Die Nicht-Eingemeindung Eppelheims nach Heidelberg, in: HJG Jg. 25, 2021, S. 91–96
- Frank Engehausen: Fritz Rimmler und der „Deutsche Oktober“ 1923 in Heidelberg, in: HJG Jg. 25, 2021, S. 121–128
- Konrad Exner: Erste Rednerin des demokratischen badischen Parlaments. Gedenkblatt für Marianne Weber – Vor 150 Jahren geboren, in: Unser Land 2021, S. 219f.
- Georg Genthner: Gegessen hat Albert die Schnecken alleine ... Zwangsarbeiter – Fremdarbeiter – Ostarbeiter, in: Jb Hhm 2020, S. 53–58
- Marion Gottlob: „Die Kunst rettete ihn vor dem Wahnsinn“. Gustav Wolf – Maler und Visionär. Mitglied der Heidelberger „Gemeinschaft der Pforte“, in: HJG Jg. 25, 2021, S. 217–221
- Friedrich Wilhelm Graf: 1904 Max Webers Protestantische Ethik erklärt den globalen Kapitalismus, in: Andreas Fahrmeier (Hg.): Deutschland. Globalgeschichte einer Nation, München 2020, S. 455–459
- Harald Hagemann: Wissenschaftliche Würdigung von Paul Maximilian Eppstein (1902–1944), in: Mannheimer Altertumsblätter. Bd. 39, 2020, S. 45–54

- Anette Hettinger: „Tapftrer Student, guter Jude und voll Liebe zum Vaterland.“ Zur Biografie von Leopold Oppenheimer (1889–1914) aus Schriesheim, in: Schriesheimer Jahrbuch 2020, S. 74–117
- Mirjam Höfner: „... dem ‚genius loci‘ zuliebe“. Dorothee von Velsens Erinnerungen an Heidelberg 1911–1933, in: Holtz, Schraut, S. 147–168
- Stefan Holder: Josef Amann – Eine Pfaffengrunder Persönlichkeit. Von den Nationalsozialisten verfolgt, prägte er in der Nachkriegszeit die Stadt Heidelberg wesentlich, in: Pfaffengrundbuch, S. 43–46
- Sebastian Klusak: Heidelberger auf der Flucht. Vorschläge für Stadtrundgänge über Verfolgungsschicksale zwischen 1933 und 1945. Hg. Evangelische Erwachsenenbildung Heidelberg, Hamburg 2020
- Wilhelm Kreutz: Der Dreißigjährige Krieg in der deutschsprachigen Prosa des 19. und 20. Jahrhunderts, in: Kreutz u.a., S. 331–360
- Konrad Krimm: Prinz Max von Baden und die Heidelberger Vereinigung. Zum Frankreichbild einer heterogenen Elite, in: Martin Furtwängler, Lenelotte Möller, Armin Schlechter (Hgg.): Kriegsende und französische Besatzung am Oberrhein 1918–1923 (Oberrheinische Studien. Bd. 42), Ostfildern 2020, S. 193–217
- Erich J. Lehn: Mit dem Neckarland verwachsen. Erinnerung an den Ziegelhäuser Heimatforscher Karl Christ, in: Unser Land 2021, S. 181–186
- Robert E. Lerner: Ernst Kantorowicz. Eine Biografie, Stuttgart 2020
- Joachim Maier: Stolperstein in Heidelberg: Zum Gedenken an Dr. Sigmund Weinberger (1878–1968) aus Schriesheim und Ehefrau Selma, geb. Kaufmann (1889–1937), in: Schriesheimer Jahrbuch 2020, S. 190–194
- Christian Marty: Max Weber. Ein Denker der Freiheit, Weinheim 2019
- Thomas F. Mertel: Die Innenraumgestaltung der St. Vitus-Kirche. Teil 2: Die Restaurierung der Wandmalereien 1911–1916, in: Jb Hhm 2020, S. 31–40
- Gabriel Meyer: Bad Heidelberg – Strahlender Traum vor 100 Jahren, Freundeskreis für Archiv und Museum der Universität Heidelberg e.V., Neujahrsblatt 2019
- Sonja Miltenberger, Klaus Neitmann (Hgg.): Die Bibliothek des Kunsthistorikers Wilhelm Fraenger. Ein Bestandsverzeichnis (Schriftenreihe der Wilhelm-Fraenger-Stiftung Potsdam. Bd. 3), Berlin 2020
- Anna-Lena Mohr: Die Professoren der Pädagogischen Hochschule Heidelberg und ihre Vergangenheit vor 1945 – Anlass für Nachforschungen? In: HJG Jg. 25, 2021, S. 163–177
- Hans-Peter Müller: Max Weber. Eine Spurensuche, Berlin 2020
- Hans-Martin Mumm: Ein neu entdecktes Foto der alten Hauptpost Rohrbacher Straße 3, in: HJG Jg. 25, 2021, S. 203–208
- Hans-Martin Mumm: Maikäfer flieg ... Aus den Feldpostbriefen des Kaufmanns Heinrich Heindel (1907–1944), in: HJG Jg. 25, 2021, S. 223–236
- Volker von Offenberg: Von Mannheim nach Rom. Ernst Hohenemser – ein vergessener Aphoristiker, Kunsthistoriker und Übersetzer, in: Wiegand u.a., S. 289–302
- Volker von Offenberg: Die „getarnte Weiterführung eines jüdischen Unternehmens?“ Zur Geschichte der Hopfenhandlung Weil & Eisemann, in: HJG Jg. 25, 2021, S. 147–162
- Sybille Oßwald-Bargende: Richtungsweisend. Die Frauenrechtlerin Marianne Weber als erste parlamentarische Rednerin, in: Holtz, Schraut, S. 169–186
- Walter Petschan: Die Eingemeindung Wieblingens nach Heidelberg, in: HJG Jg. 25, 2021, S. 67–78
- Reinhard Riese: „Ich hatte weitgehende Pläne ...“. Erich Ross und die Firma Teroson 1930–1950, in: HJG Jg. 25, 2021, S. 129–144
- Philip Rosin: „... in jeder Stadt und in jedem Dorf der Pfalz dafür Sorge trägt, daß Land und Leute deutsch bleiben“. Der Faktor „Frankreich“ im publizistischen Werk Hermann Onckens 1914–1923, in: Martin Furtwängler, Lenelotte Möller, Armin Schlechter (Hgg.): Kriegsende und französische Besatzung am Oberrhein 1918–1923 (Oberrheinische Studien. Bd. 42), Ostfildern 2020, S. 219–234
- Marie-Thérèse Roux: Die Universität Heidelberg und der „Fall Philipp Lenard“. Der Umgang mit der antirepublikanischen Provokation eines Hochschullehrers 1922/23, in: HJG Jg. 25, 2021, S. 97–120

- Thomas Schipperges: Und allem Anfang wohnt ein Zaudern inne. Eine Erinnerung an Philipp Wolfrum zu seinem 100. Todestag und an die Anfänge der Musikwissenschaften in Heidelberg, in: Musik in Baden-Württemberg. Jahrbuch, Jg. 25, 2019/20, S. 305–314
- Florian Schmidgall: Die „Nothkirche“ im Innenhof der Hauptstraße 22. Biografie eines Gebäudes, in: HJG Jg. 25, 2021, S. 191–201
- Klaus-Peter Schroeder: Dr. Katharina von Künßberg (1883–1978) – Eine deutsch-jüdische „Lebensreise“, in: ZGO. Jg. 168, 2020, S. 577–598
- Simon Stewner: Jaspers und Gumbel in Heidelberg. Der Philosoph und der Außenseiter, Freundeskreis für Archiv und Museum der Universität Heidelberg e.V., Neujahrsblatt 2020
- Gerwin Strobl: Die „Volksgemeinschaft“ unter freiem Himmel: Thing(spiel)-bewegung und Thingstätten, in: Katharina Bosse (Hg.): Thingstätten. Von der Bedeutung der Vergangenheit für die Gegenwart, Bielefeld, Berlin 2020, S. 16–25
- Hubert Treiber: Das Heidelberger religionswissenschaftliche Gelehrtenkränzchen „Eranos“ (1904–1909?): eine Fachgrenzen überschreitende wissenschaftliche Vereinigung in wissenschaftspolitischer Absicht, in: Volkhard Krech, Hartmann Tyrell (Hgg.): Religionssoziologie um 1900: eine Fortsetzung (Religion in der Gesellschaft. Bd. 48), Baden-Baden 2020, S. 457–531
- Tilman Venzl: Carl Zuckmayer und Joseph Goebbels. Ein Jahr in Heidelberg und die Folgen, in: Thomas Schmidt, Kristina Mateescu (Hgg.): Von Hölderlin bis Jünger. Zur politischen Topographie der Literatur im deutschen Südwesten (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs. Bd. 51), Stuttgart 2020, S. 229–240

## 20. und 21. Jahrhundert

- Rolf Arnold: Überlebt dank eines gepanzerten Fahrzeugs. Vor 40 Jahren: Gescheitertes Attentat der RAF auf US-General Kroesen in Heidelberg – Geschehen vom Zug aus verfolgt, in: Unser Land 2021, S. 292–294
- Petra Bauer, Dieter Teufel: Masterplan Neuenheimer Feld – Teil 5. Harte Diskussionen und vorläufig gute Ergebnisse, in: Jb Hhm 2020, S. 95–102
- Johanna Bechtel: „Dr. Ursula Perkow Stiftung Streichquartett“, in: Jb Hhm 2020, S. 79–81
- Ingrid von Beyme, Thomas Röske (Hgg.): Einführung in die Sammlung Prinzhorn, Heidelberg 2020
- Ingrid von Beyme, Thomas Röske (Hgg.): Unruhe und Architektur in Werken der Sammlung Prinzhorn, Heidelberg 2020
- Dorlis Blume, Monika Boll, Raphael Gross (Hgg.): Hannah Arendt und das 20. Jahrhundert, München 2020
- Katharina Bosse (Hg.): Thingstätten. Von der Bedeutung der Vergangenheit für die Gegenwart, Bielefeld, Berlin 2020
- Katharina Bosse, Felix Nürnberger: Heidelberg. Feuer, Regen und Gemeinschaft, in: Katharina Bosse (Hg.): Thingstätten. Von der Bedeutung der Vergangenheit für die Gegenwart, Bielefeld, Berlin 2020, S. 56–68
- Marco Brenneisen: Schlussstrich und lokale Erinnerungskulturen. Die „zweite Geschichte“ der südwestdeutschen Außenlager des KZ Natzweiler seit 1945 (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs. Bd. 52), Stuttgart 2020
- Jean Jacques de Chateaurouge, Detlev Werner von Bülow (Hgg.): Geschichte des Corps Guestphalia zu Heidelberg 1918, 1934, 2007, Schwerin 2019
- Heinrich Detering: Charles Bukowski und Haydleburg (Spuren 120), Marbach am Neckar 2020
- Stefan Dietrich, Margareta Pavaloi: Die von Portheim-Stiftung in Heidelberg. 100 Jahre für Wissenschaft und Kunst, Heidelberg 2020
- Ulrike Duchrow: Vierzig Jahre Solidarität mit Geflüchteten in Heidelberg. Geschichte des Arbeitskreises von 1980–2020. Eine Selbstdarstellung, in: HJG Jg. 25, 2021, S. 259–281
- Horst-Jürgen Gerigk: American Dream. Wie Deutschland nach 1945 die Kultur der USA integriert hat: Literatur, Musik und Film. Bericht eines Zeitgenossen, Heidelberg 2019
- Norbert Giovannini: Professor Löffler hebt die Linke aus. Eine Reminiszenz an die Pädagogische Hochschule 1970 bis 1973, in: HJG Jg. 25, 2021, S. 237f.

- Christina Herrmann: Urbanität und Egonetzwerke in der Stadt. Eine relationale Perspektive auf die Heidelberger Bahnstadt. Phil. Diss. Heidelberg 2019, Wiesbaden 2020
- Sebastian Huhnholz: Von Carl Schmitt zu Hannah Arendt? Heidelberger Entstehungskontexte und bundesrepublikanische Liberalisierungsschichten von Reinhart Kosellecks „Kritik und Krise“ (Wissenschaftliche Abhandlungen und Reden zur Philosophie, Politik und Geistesgeschichte. Bd. 95), Berlin 2019
- Marina Kaiser, Alexandra Ziegler: Zum Sozialistischen Patientenkollektiv (SPK) Heidelberg. Projektarbeit in Klassenstufe 10 der Elisabeth-von-Thadden-Schule 2018/19, in: HJG Jg. 25, 2021, S. 253–257
- Rainer Kaschau: Hermann Klippel. Der charmante Literat aus Handschuhsheim, in: Unser Land 2021, S. 267–271
- Martin Kunzler: Wie das Leben so gespielt hat im quicklebendigen Pfaffengrund, in: Pfaffengrundbuch, S. 121–140
- Martin Kunzler: Der Pfaffengrund als begehbares Lehrbuch. Von Siedlungen, Genossenschaften, Baugesellschaften und Gemeinschaften, in: Pfaffengrundbuch, S. 73–86
- Wassili Lepanto: Als Student in Heidelberg '68 ... und „zum Malen geboren“, Heidelberg 2020
- Franz Maciejewski: Mi casa tu casa. Folker Skulima – Ein Haus für die Kunst, Berlin 2020
- Verena Meier, Nele Mantaj, Anna Parrisius, Norbert Giovannini: Die Verleihung des German Jewish History Award am 27. Januar 2020 an Norbert Giovannini, in: HJG Jg. 25, 2021, S. 247–251
- Andreas Mix: Albert Speer in der Bundesrepublik. Vom Umgang mit deutscher Vergangenheit. Eine Ausstellung im Marchivum, in: Mannheimer Altertumsblätter. Bd. 38, 2020, S. 107–112
- Das Münster. Zeitschrift für christliche Kunst und Kunstwissenschaft. Jg. 73, 2020: Sonderheft Johannes Schreiter – Kaleidoskop
- Christmut Präger: „Unter duftenden Gärten“. Die Heidelberger Hölderlin-Anlage, in: HJG Jg. 25, 2021, S. 209–216
- Rotary-Club Heidelberg (Hg.): In Freundschaft verbunden. Clubchronik 1930–2020, Heidelberg 2020
- Winfried Rothermel, Felix Herth (Hgg.): Corona Pandemic / Besondere Menschen / Special People, Heidelberg 2020
- Horst A. Schenk: Meine Leben drei und vier. Prägende Lebensabschnitte in Deutschland und USA, Gelnhausen 2020
- Heinz Schmitt: Vom Kultur-Kartell 1949 zum Stadtteilverein 2020, in: Pfaffengrundbuch, S. 53–72
- Christoph Schneider: 25 Jahre Weihnachtsmarkt. Ein Glühweinverkäufer erzählt, Hamburg 2020
- Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg (Hg.), Redaktion und Texte Ricarda Geib: Der allegorische Blick. Jürgen Goertz. Großskulpturen 1974–2020, Ubstadt-Weiher u.a. 2020
- Stadtwerke Heidelberg, Ellen Frings, Oliver Fink: Vom Gas-Riesen zur Riesen-Thermoskanne. Zur Geschichte des Pfaffengrunder Standorts der Stadtwerke Heidelberg, in: Pfaffengrundbuch, S. 95–100
- Jakob Staude: 50 Jahre auf dem Königsstuhl. Die Entwicklung von „Sterne und Weltraum“, die Akteure und die Folgen, in: Sterne und Weltraum. Zeitschrift für Astronomie. Jg. 59, 2020, S. 38–47
- Stolperstein-Initiative Heidelberg (Hg.): 9. Stolpersteinverlegung am Montag, 10. Februar und Dienstag, 11. Februar 2020 in Heidelberg, Heidelberg 2020
- Nicola Walter, Christian Buck (Hgg.): Heidelberger Helden. Außergewöhnliche Menschen in den Corona-Monaten März bis Juli 2020, Heidelberg 2020
- Uwe Wenzel: Mark Twain Center für transatlantische Beziehungen. Geschichte und Zukunft der deutsch-amerikanischen Beziehungen in Heidelberg, in: HJG Jg. 25, 2021, S. 239–245
- Paul Werner: Wir sind alle tot. Geschichten um die Douglas DC-3, Hamburg 2020

## Zu mehreren Zeitabschnitten

- Ulrich Bayer, Hans-Georg Ulrichs (Hgg.): Erinnerungsorte des badischen Protestantismus. 200 Jahre Evangelische Landeskirche in Baden, Neulingen 2020
- Gereon Becht-Jördens: Eine Kindheit auf dem Haarlaß bei Heidelberg, dem Anwesen des Heidelberger Bürgermeisters und Abgeordneten der badischen Ständeversammlung Jacob Wilhelm Speyerer (1789–1876), in: Wiegand u.a., S. 175–210
- Barbara Beck: Die Wittelsbacher. Vom 12. bis ins 20. Jahrhundert, Wiesbaden 2020
- Natalie Dürr, Sibylle Göbel, Claudia Kiefer, Andrea Merger (Hgg.): Ins Offene. Wir und Hölderlin. Eine Anthologie zu Friedrich Hölderlin. Mit einem Nachwort von Hilde Domin, Heidelberg 2020
- Johannes Ehmann: Theorie und Praxis: 100 Jahre Praktisch-Theologisches Predigerseminar. Für Gottfried Gerner Wolfhardt: dem Lehrer und Freund zum 80. Geburtstag, in: Jahrbuch für badische Kirchen- und Religionsgeschichte. Jg. 14, 2020, S. 37–69
- Frank Engehausen: Vom Umgang mit Archivportalen und digitalisierten Archivalien. Ein Praxisbericht, in: Der Archivar. Zeitschrift für Archivwesen. Jg. 73, 2020, H. 2, S. 155–158
- Hans Gercke: Enge und Weite. Die Heiliggeistkirche in Heidelberg, in: Bayer, Ulrichs, S. 239–247
- Julian Hanschke: Architekturvisualisierung und digitale baugeschichtliche Rekonstruktion am Beispiel des Heidelberger Schlosses, in: Stephan Hoppe, Hubert Locher, Matteo Burioni (Hgg.): Digitale Raumdarstellung. Barocke Deckenmalerei und Virtual Reality (Computing in art and architecture. Bd. 4), Heidelberg 2020, S. 101–131
- Heike Hawicks, Ingo Runde (Hgg.): Universitätsmatrikeln im deutschen Südwesten. Bestände, Erschließung und digitale Präsentation. Beiträge zur Tagung am 16. und 17. Mai 2019 im Universitätsarchiv Heidelberg (Heidelberger Schriften zur Universitätsgeschichte. Bd. 9), Heidelberg 2020
- Heidelberger Geschichtsverein (Hg.): Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt. Jg. 25, 2021, Heidelberg 2020
- Andreas Hensen: Handschuhsheim und Ladenburg: Eine Beziehung, in: Jb Hhm 2020, S. 13–17
- Stefan Holder: Pfaffengrund Zero 2020 plus. Geschichte und Entwicklung von den Anfängen bis heute, in: Pfaffengrundbuch, S. 15–42
- Eugen Holl: Klösterliche Weingeschichten um den Heiligenberg, in: Jb Hhm 2020. S. 127f.
- Sabine Holtz, Sylvia Schraut (Hgg.): 100 Jahre Frauenwahlrecht im deutschen Südwesten. Eine Bilanz (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B, Bd. 228), Stuttgart 2020
- Helmut Jung: Weinbau in Handschuhsheim – ein kurzer geschichtlicher Überblick, in: Jb Hhm 2020, S. 63–67
- Wolf D. von Lucius, Uwe Johannes Lützen, Michael Stolleis (Hgg.): Saxo-Borussia, Dir gehör' ich! 200 Jahre Corps Saxo-Borussia zu Heidelberg 1820–2020, Heidelberg 2020
- Hans-Martin Mumm: Der Name der Lauerstraße, in: HJG Jg. 25, 2021, S. 11–28
- Paul Neureither: Teil 2: Einwanderer in schwierigen Zeiten, in: Jb Hhm 2020, S. 83–85
- Reiner Nimis: Auf Schienen in und um den Pfaffengrund, in: Pfaffengrundbuch, S. 115–118
- Georg Patzer: 50 x Heidelberg. Eine spannende Zeitreise durch die Stadtgeschichte, Tübingen 2020
- Martina Reister-Ulrichs: Heiliger Bimbam. Eine kurze Geschichte der Glocken und eine kleine Hörschule des Läutens aus der Friedenskirche, in: Jb Hhm 2020, S. 112–114
- Maike Rotzoll: Closed but open – Universität in Seuchenzeiten, Freundeskreis für Archiv und Museum der Universität Heidelberg e.V., Neujahrsblatt 2021
- Ingo Runde: Die Matrikelüberlieferung der Universität Heidelberg von der Gründung bis ins „digitale Zeitalter“, in: Hawicks, Runde, S. 45–81
- Hartmut Rupp, Reinhard Störzner: Die reformierten Gene in der DNA der badischen Unionskirche. Die Kurpfalz, in: Bayer, Ulrichs, S. 189–197
- Karin Schlott: Werkzeuge der heilenden Handwerker, in: Spektrum Geschichte 2020, H. 4, S. 36–41
- Thomas Schmidt, Kristina Mateescu (Hgg.): Von Hölderlin bis Jünger. Zur politischen Topographie der Literatur im deutschen Südwesten (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs. Bd. 51), Stuttgart 2020

- Ulrich Schreckenberger (Fotos), Martin Kölle (Text): Lang lieb ich dich schon... Eine visuelle Annäherung an Friedrich Hölderlins Ode „Heidelberg“, [Heidelberg] 2020
- Rainer Christoph Schwinges: Gelehrte von Heidelberg und anderswo. Einblicke in die Datenbank des Repertorium Academicum Germanicum (RAG), in: Hawicks, Runde, S. 275–307
- Stadtteilverein Handschuhsheim (Hg.): Jahrbuch Handschuhsheim 2020, Heidelberg 2020
- Stadtteilverein Heidelberg-Pfaffengrund e.V., Heinz Schmitt (Hgg.): Das Pfaffengrundbuch. Ansichten und Einsichten aus dem etwas anderen Stadtteil, Heidelberg 2020
- Stadtteilverein Ziegelhausen und Peterstal (Hg.): 800 Jahre Ziegelhausen. „Geschdan und hoid“ in alten und neuen Bildern zu Ziegelhausen und Peterstal, Heidelberg 2020
- Unser Land 2021. Heimatkalender für Neckartal, Odenwald, Bauland und Kraichgau, Heidelberg 2021
- Susanne Wartzek, Jörg Sturm: Entwicklung und Wandlung: Stift Neuburg. Eine Studie zur Verbindung von Kloster, Wissenschaft und Kunst, in: Kunst und Kirche. Jg. 83, 2020, H. 2, S. 10–17
- Matthias Wermke: Die Heidelberger Zuckerbäcker Loos – Ein familien- und stadtgeschichtlicher Streifzug durch fünf Jahrhunderte, in: HJG Jg. 25, 2021, S. 29–46
- Hermann Wiegand, Hiram Kümpfer, Jörg Kreuz (Hgg.): Reformation – Aufklärung – Revolution – Emanzipation. Beiträge zur Kultur-, politischen Ideen- und südwestdeutschen Landesgeschichte. Festschrift für Wilhelm Kreuz zum 70. Geburtstag, Ubstadt-Weiher u.a. 2020

Zusammenstellung: Reinhard Riese



## Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

- Jakob Bauer, Geschichtsstudent an der Universität Heidelberg. Wissenschafts- und Datenjournalist u.a. für Geo Epoche, SWR und Tagesspiegel. jakob.bauer@posteo.de
- Raimund Beisel, geb. 1958, Stadtrat, Vorsitzender des Stadtteilvereins Ziegelhausen/Peters-tal e.V. Peterstaler Straße 34, 69118 Heidelberg (p)
- Fabienne Bitz, Geschichtsstudentin an der Universität Heidelberg, stud. Hilfskraft am Lehrstuhl für Public History des Historischen Seminars Heidelberg. Forschungsschwerpunkte Oral History und Migration türkischer Gastarbeiter\*innen nach Deutschland. Fabienne.Bitz@gmx.de
- Prof. Dr. Frank Engehausen, geb. 1963, akademischer Mitarbeiter am Historischen Seminar der Universität Heidelberg, Grabengasse 3–5, 69117 Heidelberg. Frank.Engehausen@zegk.uni-heidelberg.de (d)
- Dr. Norbert Giovannini, geb. 1948, Dozent i.R. an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg. Kirchstraße 63, 69221 Dossenheim, n.giovannini@t-online.de (p)
- Dr. Susanne Himmelheber, geb. 1946, Kunsthistorikerin und Buchhändlerin i.R. Steingasse 9, 69117 Heidelberg
- Dr. Carola Hoécker, geb. 1967, freiberufliche Historikerin. Römerstraße 49, 69115 Heidelberg, www.buch-und-museum.de
- Heinrich Hörtdörfer, geb. 1944, Studium Geschichte, Geographie und Englisch in Heidelberg, Lehrer und Mitglied der Schulleitung (i.R.) an der Carl-Bosch-Schule in Heidelberg. Alte Glockengießerei 10, 69115 Heidelberg, hoertdoerfer@yahoo.com
- Dr. Dörte Kaufmann, stellvertretende Leiterin am Landesarchiv Saarbrücken, Forschungsschwerpunkte Heidelberger Stadt- und Universitätsgeschichte, deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts. Landesarchiv Saarbrücken, Dudweiler Straße 1, 66133 Saarbrücken-Scheidt, d.kaufmann@landesarchiv.saarland.de
- Dr. Martin Krauß, geb. 1960, Historiker, Leiter des Unternehmensarchivs der Bilfinger SE in Mannheim, Vorstandsmitglied des Heidelberger Geschichtsvereins. Viernheimer Weg 18, 69123 Heidelberg (p)
- Dr. Ulrich Kronauer, Honorarprofessor für Philosophie am Karlsruher Institut für Technologie. Langjähriger Mitarbeiter beim Deutschen Rechtswörterbuch. Seit 2007 Vorsitzender der Jochmann-Gesellschaft, Mitherausgeber der Gesammelten Schriften C.G. Jochmanns. info@ulrichkronauer.de
- Julia Lauer, Redakteurin im Ressort Stadredaktion Heidelberg der Rhein-Neckar-Zeitung
- Hans-Martin Mumm, geb. 1948, Theologe und Maschinenschlosser, Kulturamtsleiter i.R., Vorsitzender des Heidelberger Geschichtsvereins. Kaiserstraße 10, 69115 Heidelberg, hans-martin.mumm@gmx.de (p)
- Christoph Nestor, GAL-Stadtrat 1987 bis 1997, GGH-Aufsichtsrat 1989 bis 1994, Geschäftsführer des Mietervereins Heidelberg 1990 bis 2020. christophnestor@web.de (p)
- Dr. phil. Anton Ottmann, geb. 1945, Lehrer, Erziehungswissenschaftler, Autor von Unterrichtsmaterial und Belletristik, freier Journalist. anton.ottmann@gmx.de (p)
- Walter Petschan, geb. 1949, Lehrer für Geschichte und Latein i.R. Schwabenheimer Weg 5c, 69123 Heidelberg (p)
- Dr. Christmut Präger, geb. in Lörrach/Baden, freiberuflicher Kunsthistoriker in Heidelberg. chris.praeger@web.de (p)

- Hansjoachim Räther, geb. 1949, Historiker, Vorstandsmitglied und Geschäftsführer des Heidelberger Geschichtsvereins, Mitarbeiter der Geschichtswerkstatt Handschuhsheim. Klingentorstraße 6, 69117 Heidelberg, hansjoachimR@haidelberg.de (p)
- Dr. Reinhard Riese, geb. 1944, Lehrer für Geschichte, Latein und Politik i.R. Rohrbacher Straße 159, 69126 Heidelberg (p)
- Claudia Rink, Kunsthistorikerin, Verlegerin, 2. Vorsitzende des Heidelberger Geschichtsvereins. Turnerstraße 141, 69126 Heidelberg, kurpfaelzischerverlag@t-online.de (d)
- Prof. Dr. Maike Rotzoll, geb. 1964, Fachärztin für Psychiatrie und Medizinhistorikerin, seit 2005 Institut für Geschichte und Ethik der Medizin Heidelberg, Mitglied im Vorstand des Heidelberger Geschichtsvereins. maike.rotzoll@histmed.uni-heidelberg.de (d)
- Dr. Andreas Schenk, geb. 1961, Stadthistoriker am MARCHIVUM Mannheim; ehrenamtlicher Stadtbauschreiber des Mannheimer Architektur- und Bauarchivs. MARCHIVUM, Archivplatz 1, 68169 Mannheim, andreas.schenk@mannheim.de
- Tim Schinschick, Studium der Geschichte in Heidelberg, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Heidelberger Lehrstuhl für Zeitgeschichte, Forschungsschwerpunkt neue Formen der Geschichtsvermittlung (Public History). tim.schinschick@zegk.uni-heidelberg.de
- Florian Schmidgall, geb. 1985, Historiker & Buchgestalter, Mitarbeiter Deutsches Verpackungs-Museum & Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte, Vorstandsmitglied Freundeskreis Literaturhaus Heidelberg. Dreikönigstraße 11/9, 69117 Heidelberg, Florian.Schmidgall@posteo.de (p)
- Thomas Somló, geb. 1988, Doktorand am Seminar für Osteuropäische Geschichte in Heidelberg, Friedrich-Ebert-Stiftung-Promotionsstipendiat, Mitarbeiter der Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte. thomas.somlo56@gmail.com (p)
- Wolfgang Vater, geb. 1940, Gehörlosenlehrer, Schulrat, Direktor des Hör-Sprachzentrums Heidelberg/Neckargemünd, i.R. Steingartenweg 10, 69118 Heidelberg (p)
- Dr. Ulrich Wagner, Ltd. Archivdirektor a.D., Forschungsschwerpunkte Landesgeschichte, Stadtgeschichte und Geschichte des Deutschen Ordens. Unterer Dallenbergweg 36 A, 97082 Würzburg, ulrich\_wagner@gmx.net (p)
- Dr. Matthias Wermke, geb. 1956, Lehramtsstudium (Deutsch und Französisch) in Heidelberg, 1995–2010 Leiter der Dudenredaktion in Mannheim, heute Lehrkraft am Internationalen Studienzentrum/Kolleg für deutsche Sprache und Kultur. Albert-Ludwig-Grimm-Straße 16/1, 69469 Weinheim (p)
- PD Dr. Wilfried Witte, M.A., geb. 1965, Historiker und Arzt, 1994 bis 1998 in Heidelberg in der Medizingeschichte tätig, Oberarzt am Ev. Klinikum Bethel in Bielefeld, Gastwissenschaftler der Charité Berlin (Institut für Geschichte der Medizin). Wilfried.Witte@charite.de (d)



[www.swhd.de](http://www.swhd.de)

*für wissensdurstige  
für kulturhungrige  
für dich*

**Wir versorgen Heidelberg,  
auch mit Bildung und Kultur.  
Mehr unter [www.swhd.de](http://www.swhd.de)**

**stadtwerke  
heidelberg** 

# Über den Heidelberger Geschichtsverein

Der Heidelberger Geschichtsverein e.V. wurde 1993 gegründet. Er sieht es als seine Aufgabe an, die Erforschung und Darstellung der Geschichte der Stadt Heidelberg und ihrer Ortsteile sowie der Vor- und Frühgeschichte auf ihrer Gemarkung zu fördern, das öffentliche Interesse an der Orts- und Regionalgeschichte zu wecken und interessierten Bürgerinnen und Bürgern sowie den Mitgliedern des Vereins ein Forum im Sinne der Vereinszwecke zu bieten.

Der Verein veranstaltet Vorträge, Führungen, Ausstellungen und Exkursionen. Er gibt seit 1996 „Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt“ heraus, das im Buchhandel erhältlich ist; den Mitgliedern geht jeweils ein Belegexemplar zu. Daneben erscheinen in unregelmäßigen Abständen Ausstellungskataloge und andere Veröffentlichungen.

Der Geschichtsverein sucht den Kontakt zu historischen und kulturellen Vereinigungen und Einrichtungen in der Region. Er ist als gemeinnützig anerkannt. Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 35,00 Euro. Das Beitrittsformular kann beim Vorstand angefordert werden und findet sich auch auf der Internetseite [www.haidelberg.de](http://www.haidelberg.de).

## Vorstand

Hans-Martin Mumm, Claudia Rink  
Dr. phil. Martin Krauß, Hansjoachim Räther, Prof. Dr. med. Maike Rotzoll

## Kontakte

Vereinsadresse:  
Heidelberger Geschichtsverein  
c/o Hans-Martin Mumm  
Kaiserstraße 10  
69115 Heidelberg  
E-Mail: [hans-martin.mumm@gmx.de](mailto:hans-martin.mumm@gmx.de)  
Internet: [www.haidelberg.de](http://www.haidelberg.de)

## Jahrbuch

Anfragen und Zusendungen an die Jahrbuchredaktion bitte über die Vereinsadresse. Die früheren Ausgaben von „Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt“ sind – mit Ausnahme der Jahrgänge 1 und 8 – lieferbar. Die Bände bis Jg. 20 kosten 18,00 Euro, ab Jg. 21 kosten sie 22,00 Euro.